

ORTSMUSEUM DIETIKON

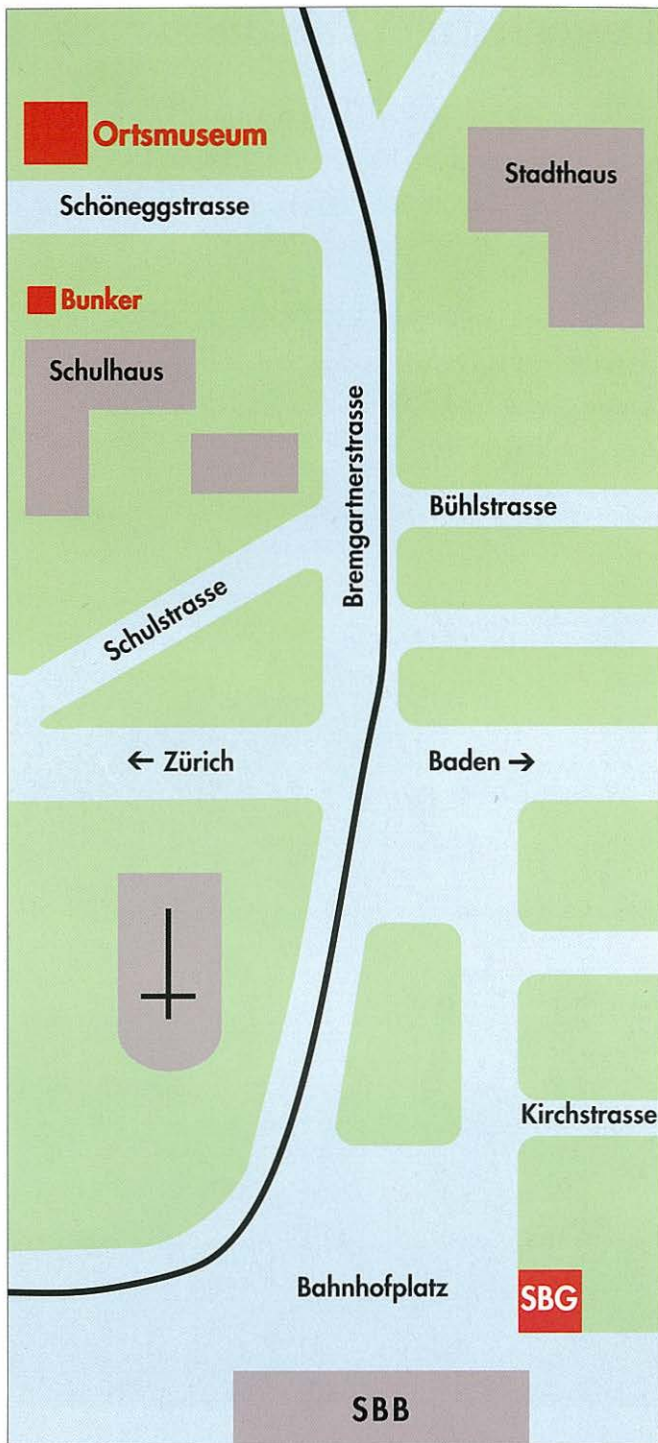
Ausstellung

Das befestigte Dietikon im Zweiten Weltkrieg 1939 – 1945



Wir machen mit.





Einladung

Mo_dell des Stadt_zen_trums, Fo_tos, Tex_te, Plä_ne, Ra_tio_nie_rungs_mar_ken, Ver_dun_ke_lung, Uni_for_men, Waf_fen, Orts_wehr, Luft_schutz, Videos, Er_in_ne_rungs_be_rich_te auf Ton_band, Zei_tungs_aus_schnit_te, Orts- und Welt_ge_schichte 1939 bis 1945.

Mo_dell des Stadt_zen_trums, Fo_tos, Tex_te, Plä_ne, Ra_tio_nie_rungs_mar_ken, Ver_dun_ke_lung, Uni_for_men, Waf_fen, Orts_wehr, Luft_schutz, Videos, Er_in_ne_rungs_be_rich_te auf Ton_band, Zei_tungs_aus_schnit_te, Orts- und Welt_ge_schichte 1939 bis 1945.

Mo_dell des Fo_tos, Tex_te, Ra_tio_nie_rungs_Ver_dun_ke_lung, Waf_fen, Luft_schutz, Er_in_ne_rungs_be_Ton_band, nit_te, Orts- und 1939 bis 1945.

Das befestigte
Dietikon im
Zweiten Weltkrieg
1939 bis 1945.

Stadt_zen_trums, Plä_ne, mar_ken, Uni_for_men, Orts_wehr, Videos, _rich_te auf Zei_tungs_aus_sch Welt_ge_schichte

Mo_dell des Fo_tos, Tex_te, Ra_tio_nie_rungs_Ver_dun_ke_lung, Waf_fen,

Luft_schutz, Videos, Er_in_ne_rungs_be_rich_te auf Ton_band, Zei_tungs_aus_schnit_te, Orts- und Welt_ge_schichte 1939 bis 1945.

Mo_dell des Stadt_zen_trums, Fo_tos, Tex_te, Plä_ne, Ra_tio_nie_rungs_mar_ken, Ver_dun_ke_lung, Uni_for_men, Waf_fen, Orts_wehr, Luft_schutz, Videos, Er_in_ne_rungs_be_rich_te auf Ton_band, Zei_tungs_aus_schnit_te, Orts- und Welt_ge_schichte 1939 bis 1945.

Mo_dell des Stadt_zen_trums, Fo_tos, Tex_te, Plä_ne, Ra_tio_nie_rungs_mar_ken, Ver_dun_ke_lung, Uni_for_men, Waf_fen, Orts_wehr, Luft_schutz, Videos, Er_in_ne_rungs_be_rich_te auf Ton_band, Zei_tungs_aus_schnit_te, Orts- und Welt_ge_schichte 1939 bis 1945.

Mo_dell des Stadt_zen_trums, Fo_tos, Tex_te, Plä_ne, Ra_tio_nie_rungs_mar_ken, Ver_dun_ke_lung, Uni_for_men, Waf_fen, Orts_wehr, Luft_schutz, Videos, Er_in_ne_rungs_be_rich_te auf Ton_band, Zei_tungs_aus_schnit_te, Orts- und Welt_ge_schichte 1939 bis 1945.

Mo_dell des Stadt_zen_trums, Fo_tos, Tex_te, Plä_ne, Ra_tio_nie_rungs_mar_ken, Ver_dun_ke_lung, Uni_for_men, Waf_fen, Orts_wehr, Luft_schutz, Videos, Er_in_ne_rungs_be_rich_te auf Ton_band, Zei_tungs_aus_schnit_te, Orts- und Welt_ge_schichte 1939 bis 1945.

Die Ausstellung wird am 6. Mai 1995 eröffnet und wird voraussichtlich mindestens ein Jahr lang zu sehen sein. Es werden auch Besichtigungen in zwei ausgestatteten Bunkern ermöglicht.

Wer sich etwas eingehender mit dem Zeitabschnitt

1939 bis 1946

befassen möchte, der studiere Zeitungsartikel, amtliche Verfügungen und Inserate, die in der genannten Zeit im

„Limmattaler“

erschienen. Die schweizerische Bevölkerung der damaligen Zeit hielt fest zusammen und wusste genau, was sie zu tun hatte, um überleben zu können.

NB. Das Buch mit den Kopien darf nicht aus dem Raum, in dem es aufliegt, entfernt werden. Es wurde erstellt von K.K und existiert nur in einem einzigen Exemplar.

Aus der

Welt- und
Ortsgeschichte

wie sie sich im „Limmattaler“ spiegelt
1939 bis 1946

Die Heimatkundekommission des Verkehrsvereins Dietikon veröffentlicht ein

Extrablatt

für die Besucher der Ausstellung

Das befestigte Dietikon 1939 bis 1945

Unsere Selbstkosten pro Stück: Fr. 1.15

Danke

Die Heimatkundekommission des Verkehrsvereins Dietikon veröffentlicht ein

Extrablatt

für die Besucher der Ausstellung

Das befestigte Dietikon 1939 bis 1945

Verkaufspreis : Fr. 1.-.

Danke

Abonnementspreise:	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Durch die Verträger in Dietikon und Umgebung	3.20	6.30	12.50
Durch die Post bezogen mit Adresse	3.80	7.—	13.50

Telefon 918.166
Postcheck-Konto VIII 20005

Insertionspreise: Die einseitige Millimeterzeile oder deren Raum: Lokal 5 Cts.; Kantonal 6 Cts.; Unterkantonal 7 Cts.; Reklamen 15 Cts. (Bei größeren Aufträgen Rabatt). Inseratannahme durch den Verlag oder durch die bekannten Schweizerischen Annoncen-Expeditionen und deren Filialen.

Der Limmattaler

(vereinigt mit der „Limmattal“ 80. Jahrgang)

Publikationsorgan und allgemeines Anzeigenblatt für das Limmattal

Alleiniges amtliches Publikationsorgan für die Gemeinden Dietikon, Bergdietikon, Geroldswil und Detwil a. L.

Erscheinungstage: Montag, Mittwoch und Freitag abend

Redaktion, Druck und Verlag: Oscar Kummel, Buchdruckerei Dietikon

Erstes Blatt

Die heutige Nummer umfasst 6 Seiten
und illustriertes Sonntagsblatt

An unsere werten Abonnenten und Inserenten!

Durch die vom Bundesrat heute verfügte Mobilisation der gesamten Schweizerischen Armee wird auch unser Betrieb in Mitleidenschaft gezogen. Prinzipal und Maschinenführer, die allein mit der Bedienung der Sechsmaschine vertraut sind, haben in den Militärdienst einzurücken. Vorforgliche Maßnahmen, Ersatz für die Bedienung der Sechsmaschine zu finden, haben bis zur Stunde zu keinem Erfolg geführt, ebenso ist ein schon früher eingereichtes Gesuch an das Eidg. Militärdepartement um zeitweise Dispensation einer der Einzurückenden in abschlägigem Sinne beschieden worden.

Wir sind daher, solange die Territorialtruppen Dienst zu leisten haben, gezwungen, von nächster Ausgabe an den Umfang des Blattes einzuschränken und den redaktionellen Teil des Blattes auf die Wiedergabe der wichtigsten Er-

trauen auf unsere Landesbehörde ausgehe. Sobald der Druck der Zeit gewichen sein wird, sollen die Vollmachten dahin fallen. Unsere heutigen Beschlüsse bedeuten eine feierliche Demonstration für den geschlossenen Willen unseres Landes unabhängig und neutral zu bleiben. Im übrigen vertrauen wir auf unsere tapfere Armee, von der ein Teil ruhig und bestimmt zu den Waffen geeilt ist. In französischer Sprache referiert Crittin. Mit 171 Stimmen ohne Gegenstimme stimmt der Rat in eindrucksvoller Geschlossenheit der Vollmacht-Erteilung an den Bundesrat zu. Nur fünf „Unverbesserliche“, nämlich die beiden Kommunisten Bodenmann und Humbert-Droz, sowie die drei Sozialisten Schneider-Basel, Golan-Waadt und Huggler-Bern scheinen in gefährlicher Stunde dem Vaterland nicht einmal das „Opfer“ ihrer Zustimmung zu einem notwendigen Akt geben zu wollen. Sie enthalten sich der Stimmabgabe. Die Vorlage geht zum Ständerat, der ihr mit allen Ständestimmen ebenfalls zustimmt. In der Schlussabstimmung genehmigt der Nationalrat mit dem wichtigen Resultat von 181 Stimmen ohne Gegenstimme die Vorlage. Die beiden Kommunisten enthalten sich nochmals der Stimme und ebenso der Sozialdemokrat Schneider-Basel, während Huggler sich eines bessern besonnen hat. Dagegen stößt Graber zum Häuflein der Unverantwortlichen.

Daraufhin tritt die vereinigte Bundesversammlung zusammen, um mit feierlichem Ernst die Wahl eines Generals der Schweizerischen Armee vorzunehmen. Von 187 Nationalräten sind 186, von 44 Ständeräten 43 in dieser geschichtlichen Stunde anwesend. Der Rat ist also sozusagen vollzählig. Der Vorsitzende, Valtton, teilt mit, von allen Fraktionen werde als General vorgeschlagen: Oberst-Lieutenantkommandant Henri Guisan.

Das Ergebnis der Wahl zeigt folgende Zahlenverhältnisse: Ausgeteilte Stimmzettel 229, eingegangen alle, leer 2, ungültig keine. Absolutes Mehr 114. Mit der imponierenden Zahl von 204 Stimmen ist Oberst Guisan zum General der Schweizerischen Armee gewählt. Auf Oberst-Lieutenantkommandant Borel entfallen 21 Stimmen, auf andere 2 Stimmen. General Guisan ist der vierte in der Reihe der

Zeit darauf begrüßen die Gloden der Bundeshauptstadt den neugewählten Armeeführer. Ein historischer Tag ist vorbei. Die Schweiz besitzt einen General, der seine Aufgaben und Pflichten kennt. Im Vertrauen auf Gottes Schutz und im Vertrauen auf unsere Armee wollen wir ruhig und gefaßt den kommenden Tagen entgegensehen.

Die ersten Amtshandlungen des neuen Generals

Es ist schon kurz nach der Wahl des neuen Generals aufgefallen, daß General Guisan sich bemühte, Bundespräsident Etter den Vortritt zu lassen. Als der neue General sich zum erstenmal dem Volke zeigte, um alsdann im offenen Wagen zum offiziellen Begrüßungsdiner zu fahren, ließ er Bundespräsident Etter in äußerst korrekter Haltung zuerst den Wagen besteigen, um links von ihm Platz zu nehmen.

Auch die ersten Amtshandlungen charakterisieren diesen Respekt des Generals vor der Zivilgewalt. An sich hat nunmehr der General die Kompetenz der Kommandoübertragung, doch überläßt er es der Zivilgewalt, vorgängig die dazu notwendigen Beförderungen vorzunehmen. Dieses Verhalten General Guisans berührt außerordentlich sympathisch und zeugt von einer korrekten demokratischen Gesinnung. Das Schweizervolk wird von dieser Korrektheit unseres obersten Armeeführers angenehm berührt und ihm von ganzem Herzen alles Vertrauen entgegenbringen. Jedermann ist sich bewußt, welche Verantwortung in diesen Zeiten auf dem General und dem Bundesrate ruhen.

Erhöhter Sold im Aktivdienst

Mit Eintritt des Aktivdienst-Zustandes treten wieder die Soldanzüge in Kraft, die seinerzeit durch die Vollmachtbeschlüsse vom 6. April und 8. November 1918 bestimmt wurden. Es beträgt demnach der Tageslohn eines Rekruten Fr. 1.—, eines Soldaten Fr. 2.—, eines Gefreiten Fr. 2.10, eines Korporals Fr. 2.30, eines Leutnants Fr. 2.50.

lage und Nachrichten zu reduzieren, weil die Zeitung mit Handsatz erstellt werden muß. Sollte es inzwischen gelingen, einen Maschinensetzer für unsern Betrieb freizubekommen, so wird der Umfang des Blattes wieder normal sein.

Inserat- und Drucksachenaufträge dagegen werden nach wie vor ihre uneingeschränkte Erledigung finden.

Wir erwarten, daß durch diese militärische Pflichterfüllung dem Vaterland gegenüber unsere Abonnenten und die Bevölkerung dem „Limmataler“ gleichwohl die Treue bewahren.

Direktion, 1. September 1939.

Der Verleger: Oscar Hummel.

Eine denkwürdige Bundesversammlung

Die Wahl des Generals
und die Vollmacht-Erteilung an den Bundesrat

In bedrohter Stunde traten am Mittwoch nachmittag 5 Uhr die eidgenössischen Räte zu einer historischen Sitzung zusammen. Es gilt einen General zu wählen und dem Bundesrat weitgehende Vollmachten zu erteilen. Immer umschatteten große geschichtliche Geschehnisse, die rings um unser friedfertiges Land sich dunkel gestalten, solche Maßnahmen unseres Parlaments. Der Ernst der Zeit ist allen bewußt. Er wird eindrücklich unterstrichen durch ein zahlreiches Aufgebot mit Karabinern ausgestatteter Polizisten, die die Zugänge zum Parlamentsgebäude in langen, dichten Ketten absperrten. Schweigend harrt seit Stunden eine riesige Volksmenge Kopf an Kopf gedrängt auf dem Bundeshausplatz, um wenigstens von außen her dem historischen Ereignis beizuwohnen. Die in Uniform erschienene Beroltermusik Bern gibt durch den Vortrag vaterländischer Lieder dem patriotischen Augenblick feierlich Ausdruck. Auf den Tribünen könnte keine Stednadel mehr fallen und auch die Diplomaten-Loge ist vollbesetzt. Zahlreiche Ratsherren eilten von der Grenze her in Uniform herbei, wobei vom einfachen Soldaten bis zum Obersten alle Charaktere vertreten sind.

Mit kurzen klaren Worten eröffnet der Ratspräsident diese Tagung, die, wie jeder weiß und wie es die feierliche Stille, die über dem Saale liegt eindrücklich zeigt, von großer und schwerer Tragweite sein kann. Vorerst berät der Nationalrat allein, da ihm in der Vorlage über die Maßnahmen zum Schutze des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität wie die Erteilung der Vollmachten an den Bundesrat heißt, die Priorität zusteht. Ueber die Vorlage referiert mit würdigen Worten der Kommissionspräsident Niethlisbach. Er umschreibt den Zweck und den Umfang der Vollmacht-Erteilung, die vom Ver-

Schweizer Generäle, deren Namen Dufour, Herzog und Wille die Bedeutung einer solchen historischen Mission deutlich genug kennzeichnen. Kaum wird das Resultat bekannt, und schon setzt ein ungeheurer Beifall aus dem Ratsaal und von den Tribünen herab ein. Alles erhebt sich von den Sitzen. Feierliche Ruhe tritt ein. Die Türflügel öffnen sich und leicht und doch mit sicherem Schritt schreitet der neue General in den Saal. Leise klirren die Sporen als er sich vor dem vollzählig anwesenden Bundesrat und dem Ratspräsidenten beherrscht mit entblößtem Haupte hinstellt.

Der Waadtländer Guisan ist der Typus eines sympathischen Schweizer Offiziers. Das noch jugendliche braungebrannte Gesicht drückt Energie ohne Krampf und Pose aus. Aus den großen hellen Augen strahlt ein klarer, festester Wille, die freie, hohe Stimme zeugt von hoher Intelligenz und Verstand. Das silberhelle Haar gibt die beruhigende Gewißheit eines reifen, besonnenen und erfahrenen Mannes.

Der Ratspräsident bittet den General den Eid abzugeben. Der Kanzler spricht die Eidsformel vor, die wie folgt lautet:

Ich schwöre der Schweizerischen Eidgenossenschaft Treue. Ich schwöre, mit allen meinen Kräften unter Einsatz meines Lebens mit den mir anvertrauten Truppen die Ehre, die Unabhängigkeit und die Neutralität des Vaterlandes zu schützen und zu verteidigen. Ich schwöre, mich genau an die Weisungen des Bundesrates über das durch die Truppenaufgebote zu erreichende Ziel zu halten.

Mit erhobenem Schwurfinger legt General Guisan diesen Eid ab. Der Ratspräsident begrüßt den neuen General der Schweizer Armee mit bewegten Worten. Dann hebt er die Sitzung auf.

Als erster gratuliert Bundespräsident Etter dem neuen General zu seiner ehrenvollen Wahl. Ein roter Blumenstrauß wird ihm überreicht und alle Hände recken sich ihm entgegen. Unter dem Beifall des Hauses verläßt er mit dem Bundesrat, dessen Mitglieder ihm ihre herzlichsten Glückwünsche aussprechen, den Saal. In einer kurzen Bundesratsitzung wird ihm der Gruß des Bundesrates offiziell ausgesprochen.

Draußen auf dem großen Platz vor dem Bundeshaus harrt eine vieltausendköpfige Volksmenge, die gespannt auf das Erscheinen ihres neuen Armeegenerals wartet. Rufe werden laut, die den Neugewählten zu sehen wünschen. Nach kurzer Zeit erscheint General Guisan am hohen Portal des Bundeshauses, begleitet vom gesamten Bundesrat. Ein ungeheurer Beifall schwillt an, Vivai-Rufe auf das Vaterland und die Armee dringen aus Hunderten von Kehlen und plötzlich singt die Menge barhäuptig das „Ruff du mein Vaterland“. Im tiefsten Ergriffen steht der General in Achtungstellung salutierend vor dem Volk, das ohne Befehl und ohne Regie, aus freiem Herzen seinen General begrüßt mit einer edlen, aufrichtigen Begeisterung. Es ist ein unvergeßlicher Augenblick, ein Augenblick von tiefster symbolischer Bedeutung. Der General salutiert zum erstenmal dem demokratischen Volk, das ihn durch seine Abgeordneten wählen ließ, und das Volk bringt begeisterte Ovationen dar dem Manne, der berufen ist, dieses Land und dieses Volk vor der Unbill dieser aufgeregten und gefährlichen Zeit zu schützen.

An der Seite des Bundespräsidenten fährt er im offenen Auto, unter dem nicht endenwollenden Jubel des Volkes durch die Menge, gefolgt vom gesamten Bundesrat, dem ebenfalls von allen Seiten Beifall gezollt wird. Kurze

eines Oberleutnants Fr. 9.20 und eines Hauptmanns Fr. 11.—.

Italienische Neutralitätszusicherung

Am Donnerstag ist der italienische Gesandte in Bern, Excellenz Tamaro, von Bundesrat Motta empfangen worden. Er erneuerte namens seiner Regierung die Erklärung, die Italien seinerzeit abgegeben hat und erklärte, daß Italien im Falle eines Krieges die schweizerische Neutralität respektieren werde. Ueberdies sicherte der italienische Gesandte Bundesrat Motta zu, daß die italienischen Häfen für die nach der Schweiz bestimmten Zufuhren offen stehen würden und der Transport dieser Waren zur Schweizergrenze gesichert werde. Bundesrat Motta nahm von diesen Erklärungen Kenntnis und dankte für die abgegebene Zusicherung. Er betonte, daß die Schweiz entschlossen sei, ihre überlieferte Neutralität unbedingt und mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten.

Der Bundesrat hat heute Freitag die Mobilisation der gesamten schweizerischen Armee beschlossen.

Kanton Zürich

— Was kostet der Boden in der Stadt Zürich? An der IV. Abteilung Städtebau, befindet sich eine interessante graphische Darstellung der Bodenpreise in der Stadt Zürich. Die Preise richten sich bekanntlich nach Angebot und Nachfrage und sind weitgehend durch die Verkehrslage beeinflusst. Die höchsten Preise — über 3000 Fr. für den Quadratmeter — sind, wie zu erwarten, am Bahnhof- und Paradeplatz zu finden, während sich die Preise an der Bahnhofstraße im übrigen zwischen 2000 und 3000 Fr. bewegen. Den andern wichtigen Straßen der City entlang betragen die Preise zwischen 1000 und 2000 Fr. pro Quadratmeter. Im Gebiete des Bleicherweges, an der innern Badenerstraße und Langstraße werden Preise um 500 Fr. bezahlt. Bodenpreise von 100 bis 300 Fr. haben aufzuweisen das innere Seefeld, die innere Seefstraße, die Rämistrasse und der Zeltweg, die innere Manesse, Bäder- und Limmatstraße, der Schaffhauerplatz und die Gegend um die Nordbrücke. In die folgende Preiskategorie von 50 bis 100 Fr. fällt der größte Teil der Quartiere Enge, Außersihl, Untersträß, Hottingen und Riesbach. Preise von 30 bis 50 Fr. werden bezahlt in den weniger dicht besiedelten Gebieten von Wollishofen, Wiedikon und Obersträß. In sämtlichen Außenquartieren, ausgenommen das städtisch bebauter Zentrum von Derlikon, das höhere Preise aufweist, stehen die Bodenpreise unter 30 Fr. für den Quadratmeter. Die untere Grenze wird gebildet durch die Wald- und Wiesengebiete des Zürich- und Uetlibergs und der Allmend, wo der Preis unter drei Franken für den Quadratmeter steht.

Deutschland besetzt die Tschecho-Slowakei!

Einmarsch deutscher Truppen seit heute Mittwoch früh — Ungarn in der Karpatho-Ukraine
Paris und London verharren in der Zuschauerrolle *L. 15. 3. 1939*

Mussolini will keinen Krieg

und doch Ablehnung der Forderungen Roosevelts
21. 4. 1939

Deutschland führt gegen Polen Krieg

Die deutsche Armee überschreitet heute Freitag morgen 6 Uhr
die polnische Grenze in Oberschlesien und im Korridor

Die freie Stadt Danzig als deutsches Gebiet proklamiert
L. 1. 9. 39

Bundesrat Motta †

Am Dienstag morgen um 5 Uhr ist Bundesrat Motta
gestorben. *23. 1. 1940.*

Der Tod hat nicht überraschend nach dem Leben von
Giuseppe Motta gegriffen. Vor längerer Zeit schon hatten
sich Lähmungserscheinungen bei ihm eingestellt, und als er
nach mehreren Wochen aufgezwungener Ruhe an der letz-
ten Bundesratsitzung des alten Jahres wieder teilnahm,
konnte keine reine Freude der Genesung aufkommen. Und
als aus Bern gemeldet wurde, Herr Motta habe am Frei-
tag einen neuen Schlaganfall erlitten, der keine vollkom-
mene Wiederherstellung des Schwererkrankten erhoffen
lasse, mußte man in der ganzen Schweiz, daß man sich auf
die letzte Nachricht gefaßt machen mußte.

Holland setzt zur Verteidigung sein Land unter Wasser *13. 11. 1939*

Am Freitag hat die holländische Regierung beschlos-
sen, mit der Ueberflutung eines Teils von Holland zu be-
ginnen, und zwar werden zunächst die Grenzdistrikte von
Aar n und Ze ist unter Wasser gesetzt; bereits sind die
Anwohner dieser Gebiete aufgefordert worden, ihre Heim-
stätten zu verlassen, und teilweise sind die Schleusen schon
geöffnet worden.

Deutschland überfällt Holland, Belgien und Luxemburg *L. 11. 5. 1940*

L. 10. 4. 1940. Mittwoch.

Gewalt siegt über Recht im Norden

Deutsche Truppen besetzen Dänemark und Norwegen

Am Dienstagmorgen gingen deutsche motorisierte
Truppen bei Flensburg und Tondern über die deutsch-
dänische Grenze und rückten über Apenrade und Esbjerg
nach Norden vor. Im Morgengrauen sind deutsche Trup-
pen im Kleinen Belt bei Middelfart gelandet und haben
in den Besitz der dortigen Beltbrücke gesetzt.

Mobilisation der Armee

auf Samstag 09 Uhr

L. 11. 5. 1940

Im Einverständnis mit General Guisan hat der Bun-
desrat heute Vormittag die Mobilisation der Armee auf
Samstag den 11. Mai, 09 Uhr, angeordnet.

Alliierte Truppenlandung in Süditalien *3. 9. 1943*

Das alliierte Hauptquartier veröffentlicht folgendes
Communiqué:

Alliierte Streitkräfte haben unter dem Kommando von
General Eisenhower ihren Vormarsch fortgesetzt. Britische
und canadische Truppen der Achsen Armee, unterstützt von
alliierten See- und Luftstreitkräften, sind heute morgen
über die Straße von Messina zum Angriff übergegangen
und auf dem italienischen Festland gelandet.

Fliegerbomben auf Zürich

Wiederum schwerste Verletzung unseres Luftraumes. Häuser in Trümmer gerissen.

20 Verletzte. Gewaltiger Sachschaden. *23. 12. 1940*

Der Luftkrieg 6. 12. 43

L. 18. 1. 1943 Neuestes

Vernichtender Luftangriff auf Leipzig

In der Nacht zum 4. Dezember erlebte Leipzig seinen
bisher schwersten Angriff, der zu ganz außerordentlichen
Verwüstungen im Stadtzentrum und in den industriellen

1943 keine Sommerzeit!

Der Bundesrat hat heute Montag beschlossen, von der

König Viktor Emanuel dankt ab!

Nach noch nicht bestätigten Meldungen soll König Viktor Emanuel zugunsten von Kronprinz Umberto abgedankt haben.

L. 10. 9. 1943.

Die italienische Kronprinzenfamilie in der Schweiz

Die Gemahlin des italienischen Kronprinzen Umberto, Prinzessin Marie José, ist mit ihren 4 Kindern in zwei Automobilen nach Ueberquerung des St. Bernhardspasses am Donnerstagabend in der Schweiz eingetroffen.

Grauensvolle Nächte in Berlin

24. 11. 1943

In der Nacht zum Dienstag und vom Dienstag auf den Mittwoch führten Bomberformationen der Royal Air Force ausgedehnte Luftangriffe auf Berlin durch, wobei nach amtlichen Londoner Berichten in der ersten Nacht 2400 Tonnen Sprengstoff und in der darauf folgenden Nacht nicht viel weniger Tonnen abgeworfen wurden.

9 amerikanische Bomber landen in Dübendorf

Eine weitere Maschine brennend abgestürzt.

Eine andere durch unsere Flak abgeschossen.

Empfang der Bomben im Jahre 1943 umgang zu nehmen.

Bombenangriffe auf Brücken bei Eglisau und Dießenhofen

Zwei Tote und mehrere Verletzte. — Die Eisenbahnbrücke bei Zweidlen und die Straßenbrücke bei Dießenhofen zerstört. — Große Gebäudeschäden.

Der Pressechef des zuständigen Ter.-Bdos. gibt bekannt: Am Vormittag des 9. November zwischen 11.35 und 11.45 Uhr erfolgte ein Bombenangriff auf das N. O. R.-Kraftwerk Rheinsfelden-Zweidlen bei Eglisau. L. 10. 11. 1944

Schreckenstag über der Stadt Schaffhausen

Munroffstadt von amerikanischen Fliegern bombardiert — 35 Tote, 46 Verletzte, 150 Personen obdachlos — 57 Gebäude und viele Fabrikanlagen zerstört — Schweizerischer Protest in Washington — Amerika kondoliert L. 3. 4. 1944.

Deutschland besetzt Ungarn 2. 3. 1944

Deutschlands Kampfmoral gebrochen

Franzosen an der Schweizergrenze und am Bodensee

Neue massenhafte Grenzübertritte

L. 23. 4. 45.

16. 8. 44

Alliierte Landungen in Südfrankreich

L. 28. 2. 1945. Fallschirmabspringer über Dietikon

Adolf Hitler tot — Mussolinis Ende

L. 2. 5. 1945.

9. 5. 1945 Das Ende des zweiten Weltkrieges

Ueber 3000 Flüchtlinge 12. 11. überschreiten die Grenze 1944

Die Basler Grenzposten haben in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch eine unheimlich große Arbeit bewältigt, indem namentlich aus St. Louis 3000 bis 4000 Elsässer über die Grenze gekommen sind. Alte Leute und Mütter mit Kindern, sowie auch Personen mit leichterem Gepäck wurden mit Extrazügen der Straßenbahn zur Mustermesse geführt, wo sie einstweilen Unterkunft erhalten. Alle übrigen Flüchtlinge gingen zu Fuß. Der Uebertritt dauerte bis gegen Mitternacht.

Der Krieg um Basel

Die Basler als Zaungäste des Krieges. L. 24. 11. 44

Bombenangriffe auf Brücken bei Eglisau und Dießenhofen 10. 11. 1944

Zwei Tote und mehrere Verletzte. — Die Eisenbahnbrücke bei Zweidlen und die Straßenbrücke bei Dießenhofen zerstört. — Große Gebäudeschäden.



Vorbei der Krieg!

Mit der Fahnenehrung vor dem Bundeshaus und dem Vorbeimarsch der Truppe vor General Henri Guisan am 19. August 1945 fand der Aktivdienst der Schweizer Armee sein Ende

«Brückenbauer»-
Sonderausgabe zum
8. Mai 1945
Nr. 17. 26. 4
1995
T



Alt-Bundesrat Hans Peter Tschudi erinnert sich und nimmt zur Kriegspolitik des Bundesrates Stellung

Zu den Fehlern von damals stehen

«Brückenbauer»: Wie haben Sie das Kriegsende erlebt?

Hans Peter Tschudi: Einerseits als starke Erleichterung und andererseits als grosse Hoffnung. Als Soldat hatte ich an der Grenze über 1000 Dienstage geleistet. Dies war – neben der Berufsarbeit – eine schwere Belastung. Und diese fiel jetzt nach über fünf Jahren Krieg endlich weg. Nach der Kapitulation von Nazi-Deutschland erwartete ich den Sieg der Demokratie und der Freiheit in der ganzen Welt. Ich hoffte auf eine Zeit des Friedens und des sozialen Aufbaus...

– ...und dann wurden Sie von der Nachkriegsentwicklung verhältnismässig rasch enttäuscht?

– Ja, weil doch der kalte Krieg relativ rasch einsetzte – und mit der atomaren Bedrohung die Angst vor einem Atomkrieg wuchs. Für mich war die Nachkriegsentwicklung eine grosse Enttäuschung.

– Wie denken Sie heute über die Rolle des Generals im Zweiten Weltkrieg?

– General Henri Guisan, den ich später in offizieller Mission kennenlernte, war für die Führung der Armee während der Grenzbesetzung von 1939 bis 1945 die richtige Persönlichkeit. In dieser schwierigen Periode besass er das volle und uneingeschränkte Vertrauen der Soldaten – und auch der Arbeiterschaft. Aber der General war keine unfehlbare Gestalt. Er war ein Mensch. Als solcher hat er einige Fehlentscheide getroffen. Diese können heute von den Historikern kritisiert werden. Doch war das Glück Henri Guisan wohlgesinnt, so dass seine Irrtümer für die Existenz des Landes keine nachteiligen Folgen hatten.

– Wie bewerten Sie die Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg?

– Für die unbestreitbaren Fehler der schweizerischen Flüchtlingspolitik im Krieg kann nicht der Bundesrat allein verantwortlich gemacht werden. Die Flüchtlingspolitik wurde vom Parlament, von der Bevölkerung und von der Armeeführung mitgetragen. Die Schweiz hat zwar über 100 000 Flüchtlinge aufgenommen. Angesichts der fürchterlichen Verbrechen der Nazis am jüdischen Volk hätte die Schweiz grosszügiger verfahren müssen.

– Was halten Sie vom Vorschlag Ihres

Parteikollegen Helmut Hubacher, der vom Bundesrat eine Geste gegenüber den Naziopfern – den Juden – fordert?

– Damals begangene Fehler sollten eingestanden und auch bedauert werden. Wie dies zu geschehen hat, sollte mit dem Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund abgesprochen werden. Unsere jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger wissen am besten, was sinnvoll ist. Die Geschichte

– Und was verlangen Sie von der heutigen Generation?

– 50 Jahre Frieden verpflichtet die Schweizerinnen und Schweizer, ihr Möglichstes zu tun, damit der Friede in der Welt gesichert wird. Wir dürfen uns nicht von der übrigen Menschheit isolieren und nur eigenen Interessen nachrennen. Wir haben solidarisch zu sein zu andern Völkern. Und wir müssen Verantwortung übernehmen. Die

und gut organisiert. Schon bald nach der Mobilmachung hat der Bundesrat die Lohn- und Verdienstersatzordnung für die Wehrmänner eingeführt. Damit sind uns soziale Ungerechtigkeit und soziale Spannungen wie im Ersten Weltkrieg erspart geblieben.

– Sollten Personen in unserem Lande, die gegen das Gesetz verstossen haben und illegale Flüchtlinge beherbergen oder verstecken – ich denke

Flüchtlinge überquerten zu Tausenden unsere Grenzen. Nur den Juden blieben sie lange verschlossen. Ein Trupp Gretteter zieht durchs Schaffhauser Grenzort Schleithheim. Bild RDB



kann nicht rückgängig gemacht werden. Um so mehr sollten wir heute – weit intensiver als wir dies tun – gegen wachsende Fremdenfeindlichkeit und wiederaufkommenden Antisemitismus kämpfen, um eine Wiederholung der Geschichte zu verhindern.

– Wie stellen Sie sich zu den Feiern des Friedensschlusses?

– Für mich ist der Gesichtspunkt entscheidend, dass die Feiern zum Friedensschluss sinnvoll gestaltet werden. Dies bedeutet, dass einerseits Dankbarkeit und andererseits unsere Verpflichtungen für die Zukunft zum Ausdruck kommen. Wir sind den Völkern dankbar, die mit riesigen Verlusten an Menschen Hitlerdeutschland niedergeworfen haben. Auch die Kriegsgeneration in der Schweiz verdient Dank. Denn die Wehrmänner mussten erhebliche Opfer bringen. Die Hausfrauen hatten es schwer, mit den rationierten Lebensmitteln eine rechte Mahlzeit auf den Tisch zu stellen.

Formel für die Aussenpolitik, die Bundesrat Max Petitpierre seinerzeit erhoben hat – Neutralität und Solidarität –, bleibt massgeblich für unser Tun. Die Komponente Solidarität ist von grösster Bedeutung, sie darf nicht vergessen gehen.

– Welches ist Ihr Urteil über die Innen- und Aussenpolitik des Bundesrates im Zweiten Weltkrieg?

– Für die Bevölkerung ist der Erfolg das Entscheidende. Die Politik des Bundesrates und der Armeeführung hat bestimmt dazu beigetragen, dass unser Land von den Greueln des Krieges verschont geblieben ist. Diese Tatsache der Bewahrung überwiegt in meiner Beurteilung alle Mängel und Fehler, die man der Aussenpolitik im Krieg ankreiden kann. Im Rückblick wird man das eine oder andere kritisieren. Doch war das Resultat im ganzen eindeutig positiv. Die Innenpolitik wird auch von kritischen Historikern als gut befunden. Die Rationierung der Lebensmittel war gerecht

an den St. Galler Polizeikommandanten Paul Grüninger – nicht im nachhinein wenigstens rehabilitiert werden?

– Mitbürger, die im Krieg besondere humane Leistungen erbracht haben, geniessen unsere Bewunderung. Zu diesen gehört Paul Grüninger ohne Zweifel. Seine Rehabilitation und vor allem die Anerkennung für die geretteten Menschenleben ist Sache des Kantons St. Gallen.

– Es gibt ja noch andere Flüchtlingshelfer, die eine Ehrung verdienen.

– Ich erinnere an den damaligen Basler Polizeidirektor und Regierungsrat Fritz Brechbühl. Er hat zahlreiche jüdische und andere Flüchtlinge nicht an die Grenze gestellt und somit nicht der Gestapo ausgeliefert. Der Rückblick auf die Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg ist nur fruchtbar, wenn daraus Lehren für die Zukunft gezogen werden.

Interview Bruno Schläppi

Wie die Alliierten am Ende des Zweiten Weltkriegs
Millionenbeträge aus der von den Achsenmächten abhängigen Schweiz herauspressten

Neutralität als Tarnmantel

Im Januar 1945 schrieb der Berner Fürsprecher Dr. Boris Lifschitz einen langen Brief an den Vorsteher des Eidgenössischen Finanzdepartements, Bundesrat Ernst Nobs. In dem Schreiben betonte der Anwalt, viele seiner Berufskollegen hätten im Zusammenspiel mit den Banken geholfen, Fluchtgelder von Nazigrößen zu verstecken, und dieser Fehler müsse korrigiert werden: «Wir werden nicht umhin können, die durch unsere Vermittlung versteckten Vermögenswerte den Alliierten zur Verfügung zu stellen.»

Die Amerikaner, Russen, Engländer und Franzosen würden sicher verlangen, stand in Lifschitz' Note weiter, dass die Schweiz sich an den Kriegskosten beteilige, und diese alliierten Staaten seien machtmässig durchaus in der Lage, ihre Forderung durchzusetzen; unsere Neutralität werde uns dabei nicht schützen. «Unter diesen Umständen ist es ein Gebot der Klugheit, schon heute ‚freiwillig‘ das zu tun, wozu man uns vielleicht schon morgen zwingen wird. Kommt es nämlich soweit, dann wird man uns neben der Haut auch noch die Muskeln abziehen, will sagen: Wir werden dann nicht nur das Fremde hergeben müssen, sondern noch Eigenes!»

Anhängsel der Achse

Die Schweiz hatte bei den Alliierten ein schlechtes Ansehen, weil sie bis fast zum Ende des Krieges kriegswichtige Güter an Hitlerdeutschland geliefert hatte. Die Schweiz sei nicht neutral gewesen, sondern faktisch ein Anhängsel der faschistischen Achsenmächte. In den Tresoren der Banken seien Fluchtgelder von Nazis und Kriegsverbrechern versteckt, und die Schweizerische Nationalbank habe in grossen Mengen Raubgold entgegengenommen – also Gold, das in den von Hitlers Armeen besetzten Gebieten zusammengestohlen worden sei.

Mit diesen Behauptungen setzten die Alliierten Druck auf und versuchten, möglichst viel Geld aus der Schweiz herauszupressen. Bundesrat Ernst Nobs erklärte dem Parlament, das Gold, das die Schweizerische Nationalbank entgegengenommen habe, sei immer als rechtmässiges Gold der Deutschen Reichsbank deklariert gewesen. Im übrigen habe die Schweiz so gehandelt, wie sie als neutraler Kleinstaat habe handeln müssen.

Wie Ernst Nobs warb auch Max Petitpierre, der Vorsteher des Eidgenössischen Politischen Departements, um Verständnis für die schweizerische Haltung und erklärte den

Alliierten geduldig, wie die verbrieftene Neutralitätspflicht der Schweiz verstanden werden müsse: Unser Land dürfe bei keinem Militärbündnis mitmachen und habe selbst dafür zu sorgen, dass das schweizerische Territorium von keiner fremden Armee betreten werde.

Diese Pflicht habe die Schweiz mit grossen Opfern erfüllt. Die Neutralität der Schweiz liege im Interesse aller europäischen Staaten, denn es handle sich um eine ewige Staatsma-

xime, die auf lange Sicht friedensstiftend und friedenserhaltend sei. Diese ziemlich abstrakte völkerrechtliche Argumentation vermochte die unfreundliche Gegenargumentation der Alliierten jedoch nicht aus dem Feld zu schlagen. Die Siegermächte behaupteten weiter, die schweizerische Neutralität sei ein Tarnmantel, der es unserem Land während des Kriegs erlaubt habe, sich aus den internationalen Verpflichtungen herauszuhalten, ungestört seinen egoistischen

Geschäften nachzugehen und den Kampf gegen das faschistische Unrechtsregime ändern zu überlassen.

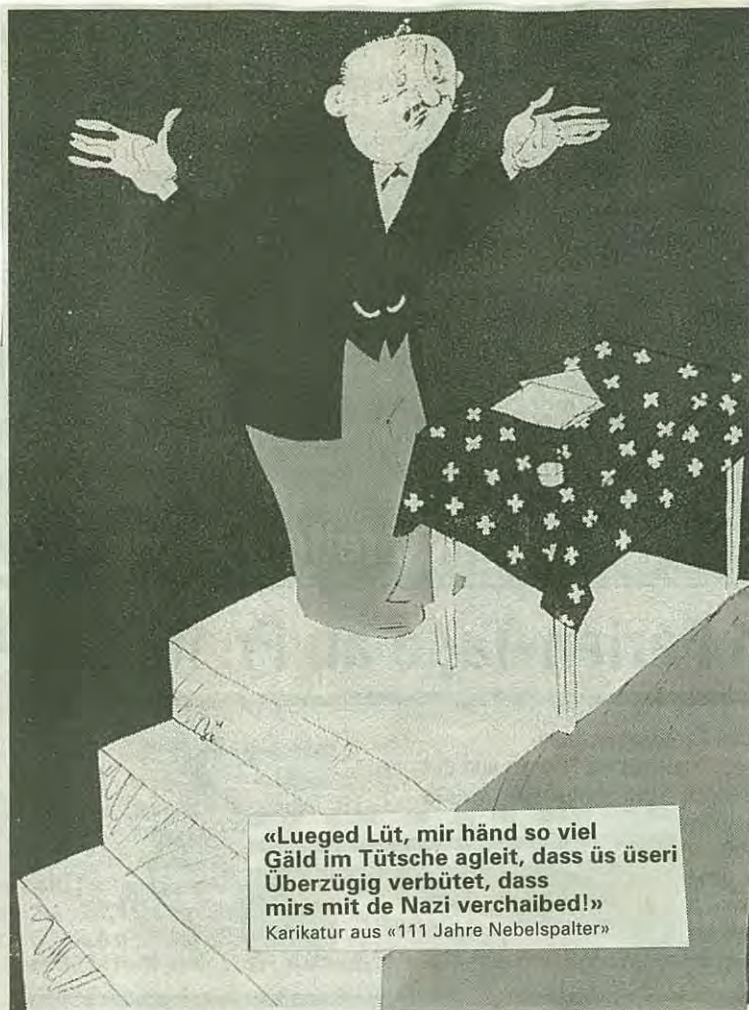
Drehscheibe Schweiz

Nun war während des Kriegs das Geschäftemachen in der neutralen Schweiz keineswegs eine rein schweizerische Angelegenheit gewesen. Agenten beider Kriegsparteien hatten



Karikatur aus «111 Jahre Nebelspalter»

Ischt na meh Neutralität gfällig?



Aussenminister Max Petitpierre verkündet nach Kriegsende vor dem Parlament seine neue Aussenpolitik. Bild AMP



Hitlers Wünsche erfüllt

in unserem Land ihre internationalen Handelsgeschäfte abgewickelt, die Schweizer Banken hatten dabei geholfen, sie hatten die ausländischen Vermögenswerte diskret gehütet und vermehrt. In der Bank für internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) in Basel sass Vertreter aus beiden Kriegslagern neben Vertretern aus der Schweiz regelmässig in gemeinsamen Konferenzen zusammen und sorgten dafür, dass der Devisenfluss und damit die internationale Geschäftstätigkeit nicht völlig zum Erliegen kam.

Die Schweizer Industrie hatte vorwiegend für Deutschland gearbeitet, aber sich immer auch bemüht, die Fäden zu den Alliierten nicht abreißen zu lassen. Die Landesregierung hatte eine Art geschmeidiger Neutralitätspolitik betrieben. Solange Hitler in Europa übermächtig gewesen war, hatte man sich weitgehend an dessen Wünschen orientiert. Diese Politik war insofern erfolgreich gewesen, als unserem Land die deutsche Besetzung erspart blieb.

Aber nach dem Zusammenbruch des Nazireiches verkehrte sich der Nutzen in einen Schaden, indem die Geschäfte mit Deutschland unmöglich wurden und der Handel und Bankverkehr mit den Alliierten nur stockend in Gang kamen. Die Alliierten hatten nämlich die schweizerischen Firmen, welche nach Deutschland geliefert hatten, auf schwarze Listen gesetzt. Auch nach der Kapitulation Deutschlands boykottierten sie diese Firmen weiter und drohten sogar mit noch umfassenderen Boykottmassnahmen.

Der Bundesrat musste diesem Druck teilweise nachgeben. Er war aber nicht bereit, die «Raubgoldhese» anzuerkennen, und wollte keine Zahlungsbereitschaft nicht als Schuldgeständnis verstanden wissen, sondern als Geste des guten Willens den Alliierten gegenüber. Finanzminister Nobs hoffte, man werde sich mit maximal 150 Millionen Franken freikaufen können. Berns Unterhändler in Washington mussten aber die für damalige Verhältnisse beträchtliche Summe von 250 Millionen Franken aufgestehen.

Das schmerzte den Finanzminister, denn seine Aufgabe war es, einen seit Jahren defizitären Bundeshaushalt wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Er stimmte aber zu und empfahl im Juni 1946 den eidgenössischen Räten,

das Abkommen von Washington zu ratifizieren. Doch damit war die Sache noch nicht ausgestanden. Es zeigte sich, dass die Schweiz auf die Clearingvorschüsse (Devisenvorschüsse für den internationalen Zahlungsverkehr der Reichsbank) in Milliardenhöhe, die sie dem Deutschen Reich gewährt hatte, verzichten musste. Zudem musste sie das Bankgeheimnis lockern, Fluchtgelder eruieren und an die Alliierten abliefern.

Hätte sie sich geweigert, wäre sie von den Alliierten politisch völlig ins Abseits gestellt worden. Das konnte sich unser Land nicht leisten. Der gefährlichen Selbstisolation begegnete der Bundesrat mit teilweiser Anpassung an die Forderungen der Grossmächte. Er hatte es während des Kriegs gegenüber den Achsenmächten so gehalten, und nach Kriegsende hielt er es so gegenüber den Alliierten.

Ansehen auf dem Tiefpunkt

Allerdings gelang es der schweizerischen Diplomatie auch jetzt wieder, unserem Staatswesen einen gewissen Spielraum und eine gewisse Eigenständigkeit zu erhalten. Dabei berief sich die Schweiz weiterhin auf ihren völkerrechtlich anerkannten Sonderstatus der Neutralität.

Tatsache ist, dass das Ansehen der neutralen Schweiz bei Kriegsende auf einen Tiefpunkt gesunken war. Aus-

senminister Max Petitpierre fand seine wichtigste Aufgabe darin, die Position der Schweiz in der Staatengemeinschaft wieder zu stärken. Dabei hielt er strikte an der Staatsmaxime der bewaffneten Neutralität fest. Jedoch wollte er sie vom Odium des Egoismus und der Engherzigkeit befreien und sprach deshalb von Neutralität nur noch in Verbindung mit Solidarität und Universalität.

Isolation durchbrochen

Damit legte er die Grundlage für einen neuen Mythos: Die schweizerische Neutralität liege nicht nur, wie früher angenommen, im Interesse Europas, sondern im Interesse der ganzen Welt, weil die Schweiz dadurch in die Lage versetzt werde, allen Ländern dieser Welt ihre guten Dienste anbieten zu können. Tatsächlich gelang es Petitpierre, die Isolation der Schweiz zu durchbrechen. Die Weltöffentlichkeit schien der Schweiz ihren Sonderstatus wieder zubilligen zu wollen. Man wollte die «gute Schweiz» als Heimat des Roten Kreuzes, als neutraler Ort für schwierige diplomatische Geschäfte, als Friedensvermittlerin. Von den nicht ganz sowjethörigen sozialistischen Ländern Osteuropas hörte man, sie wünschten sich einen Neutralitätsstatus nach schweizerischem Vorbild. Die reichen Leute in aller Welt aber

wollten die neutrale Schweiz als Ort der diskreten Bankiers, die Geld entgegennehmen, ohne nach der Herkunft zu fragen.

Das alles hat sich geändert. Die Sowjetunion ist zerfallen, und ihre ehemaligen Satellitenstaaten streben nicht die Neutralität an, sondern möchten sich in die Europäische Union (EU) und in die Nato (in den Nordatlantikkpakt) integrieren. Die neutrale Schweiz ist nicht mehr Vorbild, sondern sie macht sich als Bankenplatz verdächtig, weil es ihr bis jetzt nicht gelungen ist, den Zustrom von Maffiageldern aus Ost und West wirksam zu unterbinden.

Das Absichtsstehen gegenüber Uno, Nato und EU droht die Schweiz, ähnlich wie 1945, in die Isolation zu führen. Was international zählt, ist nicht eine abstrakte Staatsmaxime, sondern der konkrete Beitrag der Schweiz zur gedeihlichen Entwicklung Europas und der Welt.

Tobias Kästli

Tobias Kästli ist Historiker und freier Publizist.

Ein fester Rahmen für Zaghafte

Als man 1989 mit grösserem Aufwand des Kriegsabbruchs von 1939 gedachte, stellte Bundesrat Kaspar Villiger fest: «Unsere Armee war vielleicht keine hinreichende, sicher aber eine notwendige Voraussetzung dafür, dass wir verschont blieben.» Dies war eine politische Erklärung im Gewand eines historischen Befunds.

Was ist aber dazu die Meinung der Historiker und Historikerinnen? Es gibt zu dieser Frage keine allein gültige Lehrmeinung. Hingegen dürften die meisten Fachleute der Auffassung sein, dass das Wörtchen «vielleicht» durch ein «gewiss» zu ersetzen sei:

«Die Schweizer Armee war sicher keine ausreichende Voraussetzung...»

Es ist kaum bestritten, dass unser Land nicht einzig wegen des wie auch immer eingeschätzten militärischen Abschreckungspotentials von einem Angriff verschont blieb. So weiss man auch, dass das militärische Potential nie ausgereicht hätte, um im Angriffsfall unser Territorium und unsere Souveränität unversehrt zu halten.

Dreierlei Meinungen

Kontrovers sind dagegen die Meinungen zur Aussage von der Notwendigkeit der Armee für das Verschontbleiben der Schweiz. Es lassen sich drei Kategorien von Meinungen unterscheiden:

1. Eine extrem revisionistische Position billigt der militärischen Landesverteidigung überhaupt keine Funktion beziehungsweise kein Verdienst zu.

2. Eine gemässigte Position sieht den Grund für die Unversehrtheit eher in einer Kombination von militärischer Abgrenzungs- und wirtschaftlicher Kooperationsbereitschaft.

3. Und eine stets schwächer werdende Position sieht in der Armee den zuzusagen alles bestimmenden Faktor.

Die Antwort auf die aufgeworfene Frage könnte im übrigen nicht für die gesamte Aktivdienstzeit dieselbe sein. Im ersten Jahr – Jahr des grössten militärischen Risikos – waren Ausrüstung, Ausbildung und Planung ziemlich schwach. In der folgenden Zeit, da die militärische Verteidigungsbereitschaft vor allem politische Bedeutung hatte, wurden die Verhältnisse wesentlich besser. Die anfänglichen Defizite, die unbestrittenemassen bestanden, könnte man der Rüstungsfeindlichkeit der Zwischenkriegszeit anlasten. Zu einem

erheblichen Teil handelte es sich aber um hausgemachte Defizite der militärischen Verantwortlichen.

Wesentlich war, dass die Schweiz ihre Trümpfe als Werk- und Bankensplatz in Verhandlungen (die diesen Namen verdienen!) ausspielen konnten und irgendwelchen Zumutungen nicht wehrlos ausgesetzt war. Wie es in der Schweiz zu- und hergegangen wäre, wenn sie eine Art Selbstbedienungsladen (ohne Kasse) gewesen wäre, zeigt die ausbeuterische Besatzungspolitik des Dritten Reiches nicht nur in Osteuropa, sondern auch in Frankreich oder Dänemark.

Ein Vergleich mit den Schicksalen solcher Länder zeigt, was vom leichtsinnigen Wort zu halten ist, dass die Achsenmächte ohnehin erhalten haben, was sie haben wollten.

Auch anderes war nur möglich, weil das Land eben doch militärisch abgeschirmt war: eine alles in allem doch bemerkenswert frei informierende Presse, das trotz restriktiver Flüchtlingspolitik zahlreichen «Antifaschisten» gewährte Asyl, Brecht- und Steinbeck-Aufführungen an schweizerischen Theatern und anderes mehr.

Es ist keine Frage, dass Teile der Nordwestschweiz in den ersten Kriegsmonaten durch Deutschland oder Frankreich präventiv besetzt worden wären, hätte schweizerischerseits nicht die Absicht und die Mög-

lichkeit bestanden, einer solchen Besetzung militärischen Widerstand entgegenzusetzen. Ähnlich waren die Verhältnisse im Sommer 1940, als Italien im Falle einer Aufteilung der Schweiz zur Eindämmung des übermächtigen Achsenpartners Gebiete auf der Alpennordseite beanspruchte.

Innenpolitische Bedeutung

Nicht zu unterschätzen ist die innenpolitische Bedeutung der militärischen Landesverteidigung und insbesondere des Reduits. Die Armee gab den eher Zaghafte einen festen Rahmen und den Widerstandswilligen in ihrer politischen Agitation einen Bezugspunkt.

Die Vorstellung, dass die zivilen Behörden für «Anpassung» eingetreten sei und das Oberkommando auch den zivilen Widerstand habe sicherstellen müssen, ist sicher unzutreffend, aber aus den unterschiedlichen Aufgaben und Wirkungsweisen der zivilen und militärischen Instanzen erklärbar. Bei einer bürgernahen Milizarmee macht diese Gegenüberstellung ohnehin kaum Sinn.

Dass die Schweiz – das «kleine Stachelschwein» – nicht wie vorgesehen und angekündigt von den Truppen der Wehrmacht gleichsam auf dem Heimweg eingenommen wurde, verdankt sie, nachdem sie selbst – beinahe –

alles mögliche zu ihrer Erhaltung getan hatte, dem Kriegsverlauf und schliesslich dem Kriegsausgang – das heisst den Alliierten und ihren Armeen.

Als am 8. Mai 1945 in Europa der Krieg zu Ende ging, stellte General Guisan in seinem damaligen Tagesbefehl fest: «Die Armee war und ist unser Schutz und Schirm. Sie hat uns vor Elend und Leid bewahrt, vor Krieg, Besetzung, Zerstörung, Gefangenschaft und Deportation.»

Diese Feststellung war aber eingebettet in eine Gesamtsicht, die der General vorweg so dargelegt hatte: «Soldaten, wir wollen nun vor allem dem Allmächtigen danken dafür, dass unser Land von den Schrecken des Krieges verschont blieb. Eine wunderbare göttliche Fügung hat unsere Heimat unversehrt gelassen.» Also keine Überheblichkeit und selbstgefällige Überschätzung der eigenen Leistung, vielmehr eine bemerkenswerte Bescheidenheit.

Die Überschätzung der Bedeutung der Armee dürfte erst rückblickend und aus aktuellem Interesse in den späteren fünfziger Jahren während des kalten Krieges aufgekommen sein. Umgekehrt setzte der Hang zur Unterschätzung der historischen Bedeutung der Armee ebenfalls aus aktuellem Interesse in den achtziger Jahren ein.



Georg Kreis

Die Schweizer Armee gab im Zweiten Weltkrieg den Widerstandswilligen einen Bezugspunkt. Bild RBD

Die Wahl Henri Guisans zum General am 30. August 1939 wurde vom Schweizervolk mit freudiger Zustimmung zur Kenntnis genommen. Im Unterschied zu 1914, als die Wahl General Willes vor allem in den welschen Kantonen wenig Anklang gefunden hatte, herrschte in allen Teilen des Landes die geschlossene Überzeugung vor, den richtigen Mann an der Spitze der Armee zu wissen. Auch die Schweizer Presse zeigte sich durchwegs erfreut und war beeindruckt von der einhellig guten Aufnahme der Wahl Guisans.

Es besteht kein Zweifel: General Guisan stellt als Vaterfigur das repräsentative Sinnbild einer ganzen Epoche dar. Er erscheint als Verkörperung der Einheit von Volk und Armee bei der glückhaften Bewahrung des Landes vor dem Elend des Kriegs.

Strahlend verklärt

Sein Bild wirkt in der Erinnerung nicht nur glanzvoll, sondern im Nachruhm idealisiert, strahlend verklärt, wobei das Bedürfnis des Publikums nach einer heldischen Gestalt die Verherrlichung der Persönlichkeit Guisans begünstigt haben mag. Als im Frühjahr 1985, anlässlich des Gedenkens an das 40 Jahre zuvor erfolgte Kriegsende und der Erinnerung an den 25. Todestag des Generals, in den Massenmedien einige – durchaus sachlich begründete – kritische Nebentöne laut wurden, reagierte die Öffentlichkeit, vor allem im Welschland, ungewöhnlich emotional.

Das Hauptverdienst General Guisans besteht darin, dass es ihm gelang, in den zermürbenden Jahren des Aktivdienstes nicht nur den Geist opferwilliger Disziplin der Truppe zu festigen, sondern zudem zwischen Volk und Armee eine enge Verbindung zu schaffen, die den umfassenden Wehrwillen gewährleistete. Es ist kaum übertrieben, von einer Synthese der Nation in den Jahren von 1939 bis 1945 zu sprechen. Die Integrationskraft, die der General verkörperte, liess unser Land unter dem Eindruck existentieller Bedrohung seine nationale Stärke erfahren, so dass die «Eidgenossenschaft» förmlich ihre Einheit erneuerte.

Zersetzende Einflüsse, die sich von Extremisten rechts oder links Geltung zu schaffen versuchten, liess er nicht gewähren, sondern trat ihnen durch seine zuversichtlichen Reden und Tagesbefehle, mit denen er sich nicht nur an die Armee, vielmehr an das ganze Volk wandte, sowie durch die Schaffung der zielgerichteten Organisation von «Heer und Haus» erfolgreich entgegen und riss die öffentliche Meinung mit sich.

Seine sprichwörtliche Kontaktfreude, die ihm ermöglichte, mit



Im Zweiten Weltkrieg stand General Henri Guisan an der Spitze der Schweizer Armee. Nach 1945 zog er sich auf sein Gut in Pully zurück. Am 8. April 1960 starb er im 86. Altersjahr. Bild Wewo/AMP

General und Vaterfigur

Republiken sind ihren Heerführern meist wenig dankbar. Ganz anders bei General Henri Guisan – sein Ansehen ist im Schweizervolk in dankbarer Erinnerung geblieben

Leichtigkeit verbindliche Beziehungen zu allen Volks- und Berufsschichten aufzubauen, wirkte vermittelnd. Das Vertrauensverhältnis, das Guisan nicht nur zum Bauerntum besass, sondern das er im Laufe des Aktivdienstes auch mit der sozialdemokratischen Arbeiterschaft und ihren Führern zu schaffen verstand, trug entscheidend dazu bei, den nationalen Konsens zur Stärkung der inneren Front herzustellen. Der Oberbefehlshaber begnügte sich nicht, lediglich die Armee zu kommandieren: Vom Sommer 1940 an, nach dem Rütli-rapport, von dem eine entscheidende wehrpsychologische Wirkung ausging, erschien der General dem Volk in zunehmendem Masse als Schlüsselfigur des gesamten staatlichen Le-

bens, der weitgehend – wenn auch nur indirekt – die Richtung der politischen Führung des Landes bestimmte. Man hörte auf ihn, und es wäre wohl undenkbar gewesen, im Lande eine wesentliche Entscheidung fällen zu wollen, ohne sein Einverständnis voraussetzen zu dürfen.

Die Neigung Guisans, die Aufgabe als Oberbefehlshaber nicht rein militärisch aufzufassen, zeigte sich in wiederholten Versuchen, seinen Einfluss auch auf dem Gebiet der Aussenpolitik zur Geltung zu bringen. Dabei entwickelte er gewagte Initiativen, die als Grenzfälle strikter Neutralität einzustufen sind: Die vor dem Bundesrat geheimgehaltenen Kooperationsabsprachen mit Frankreich, die Bemühungen zur Entsendung einer

Sondermission nach Berlin, auch die Zusammenkünfte mit SS-Standarterführer Schellenberg gehören in diesen Bereich.

Berechtigte Vorbehalte

Es handelt sich dabei keineswegs um «Vergehen», aber man wird dies Aktionen, obwohl gutgläubig unternommen, im Lichte der Geschichte doch als Fragwürdigkeiten bezeichnen dürfen. Ebenso können seine Haltung in der Asylfrage sowie sein wiederholte Forderung nach Eirführung der Vorzensur der Presse berechtigterweise Anlass zu Vorbehalten geben.

Die eindrücklichste strategische Entscheidung General Guisans betraf zweifellos den Bezug und den Ausba des Reduits. Dieser Plan, dem er nach der totalen Umklammerung durch die Achsenmächte zustimmte und den er am 25. Juli 1940 am Rütli-rapport bekanntgab, lässt sich nicht auf eine Originalidee Guisans zurückführen. Aber er übernahm mit seinem Entschluss dafür die volle Verantwortung, womit die Identifikation Guisan-Rütli-Reduit sich durchzusetzen begann.

Allerdings wäre es unverhältnismässig, General Guisan deswegen alleinigen Retter der Schweiz zu bezeichnen. Die Gründe für die Bewahrung des Landes vor dem Kriege sind vielfältig. Die Chancen des nationalen Überlebens, die eine Zeitlang ungünstig zu sein schienen, blieben gewahrt. Denn es war der Staatsführung gelungen, die in Kriegszeiten zusätzlich komplizierten sozialen und wirtschaftlichen Probleme rechtzeitig zu meistern: Die weitsichtig organisierte Kriegswirtschaft durch Lebensmittelrationierung, Anbauschlacht, Mieterschutz, Höchstpreisfestsetzung und vor allem die Lohn- und Verdienst ersatzordnung für die Wehrmänner haben hauptsächlich mitgeholfen, die innere Geschlossenheit zu gewährleisten.

Zur Bewahrung der Schweiz trugen zudem wirtschaftspolitische Faktoren wie die Kriegsmaterialproduktion und der Goldhandel zum Vorteil Deutschlands bei. Von Bedeutung waren ebenso die Verfügbarkeit eines internationalen Nachrichtenzentrums auf unserem Boden sowie die strategische Tatsache, dass der schweizerischen Armee für beide Kriegsparteien die Funktion kräftesparende Flankensicherung zukam.

Es kann kein ernsthafter Zweifel daran bestehen, dass bei den Lagebeurteilungen der Kriegführenden der Widerstandswille zur Behauptung der bewaffneten Neutralität durch die Schweizer Armee, deren Abwehrkraft unter Führung von General Guisan als wirkungsvoll eingeschätzt wurde, zur Bewahrung der Schweiz vor dem Kriege die letztentscheidende Rolle spielte.

Willi Gautschi

Weiterführende Literatur: Willi Gautschi, General Henri Guisan. Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1994.

Der Antisemitismus hatte Tradition



Kontrolle an der Schweizer Grenze: Mit einem «J» im Pass war es nach Mitte August 1942 bis und mit Herbst 1944 offiziell nicht mehr möglich, Schweizer Boden zu betreten.

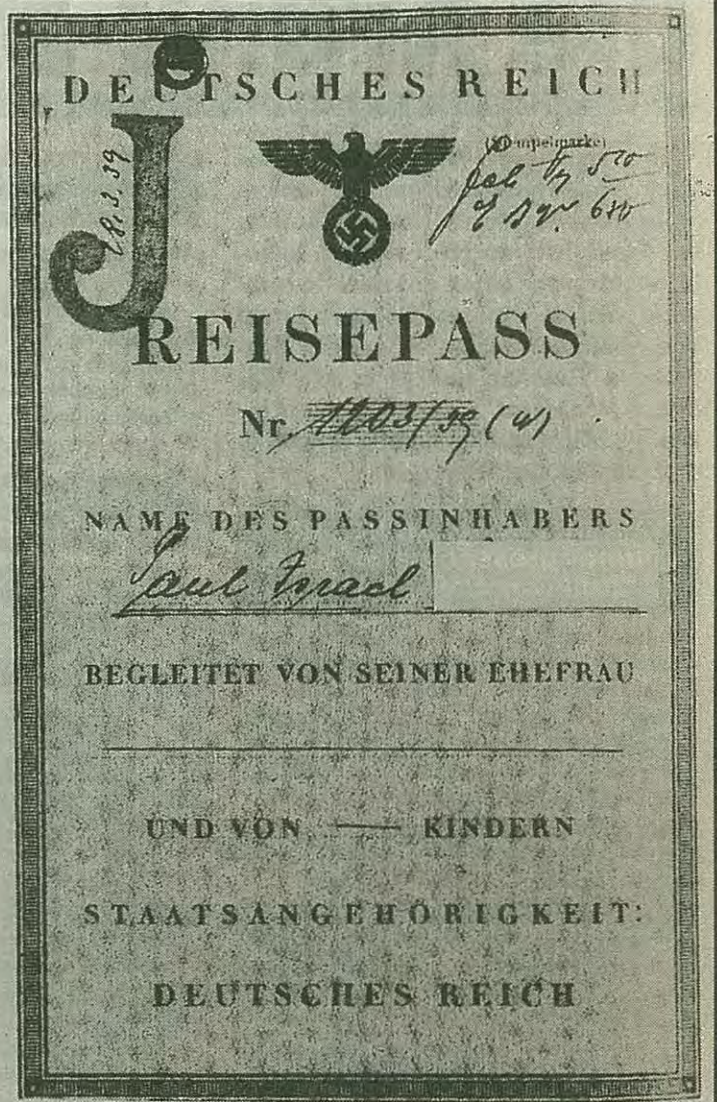


Bild RDB

Die schweizerische Diplomatie drängte den Nazis den Judenstempel geradezu auf. Und die im August 1942 für Juden gesperrten Grenzen spielten in der Rassenpolitik Adolf Hitlers eine wichtige Rolle

«Wie Du siehst, der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht... der liesthabende Schweizer Gendarm war so infam, mich direkt den französischen Behörden auszuliefern.» Die Zeilen stehen auf einer Postkarte, die der 21-jährige Jude Emmanuel Herz Anfang Oktober 1942 aus einem der berühmtesten Lager des Vichy-Regimes in den Pyrenäen an seine Mutter schrieb. In Rivesaltes hatte die hitlerhörige Regierung von Pierre Laval im noch unbesetzten Frankreich ehemalige Spanienkämpfer und Zigeuner interniert und – nach der lan-

desweiten Razzia Ende August 1942 – auch Abertausende von Juden. Und in Rivesaltes begann Emmanuel's Weg in die Gaskammern von Auschwitz. Wie ein Wunder war Emmanuel's Bruder Herbert den Schergen Lavals entkommen. Er schloss sich dem französischen Widerstand an. Sein Bruder Emmanuel, ein Agroingenieur, dagegen schlug sich in die Schweiz durch – ins Wallis, an den Genfersee. Am 29. September schickt er aus Vouvry eine Karte an eine befreundete jüdische Familie, die ins Fürstentum Liechtenstein geflüchtet war. Er-

leichtert notiert er: «Ich werde zwar nicht frei sein und mich nach Martigny in ein Arbeitslager begeben müssen. Das ist aber noch immer besser als in Polen oder Deutschland zu sein...» Doch Emmanuel's Rechnung ging nicht auf. Der Lagerkommandant liess ihn durch einen Gendarmen an die Grenze abführen, der ihn direkt der französischen Polizei überstellte.

Letzte Nachricht

Herbert Herz, der den Krieg überlebte und in Genf wohnt, hat den Todesweg seines älteren Bruders «Manny» aufgezeichnet, Station für Station nach den eintreffenden Postkarten. Am 3. November 1942 schrieb «Manny» an seine Mutter aus dem Lager Drancy, kurz vor dem Abtransport nach Auschwitz: «...Sei stark, wir werden uns bestimmt in einer besse-

ren Zukunft sehen.» Das war seine letzte Nachricht. Erst nach dem Kriege vernahm Herbert Herz durch einen Bekannten vom Ende seines Bruders in den Verbrennungsöfen von Auschwitz-Birkenau. Der im Ruhestand lebende Elektroingenieur ist Westschweizer Delegierter der Holocaust-Gedenkstätte Yad Waschem in Jerusalem. Er wusste gerne, wer damals Lagerkommandant in Martigny war und den Befehl gab, seinen unglücklichen Bruder direkt an die Häsher des Vichy-Regimes auszuliefern. Herbert Herz spricht ohne Groll. Binahe emotionslos, wenn von seinem Bruder die Rede ist. Ohne die Schweiz anzuklagen. Er hat es sich zur Pflicht gemacht, in der französischen Schweiz und in Savoyen Men-



Der Antisemitismus hatte Tradition

Fortsetzung von Seite 21

schen aufzuspüren, die Juden vor dem Zugriff der Nazis gerettet haben und sie im Namen der Holocaust-Gedenkstätte auszuzeichnen. Wichtig ist für ihn, dass die Menschheit auch heute noch den Holocaust zur Kenntnis nimmt: «Wer die Geschichte nicht wahrnehmen will, geht das Risiko ein, sie nochmals durchmachen zu müssen.»

Der Gestapo ausgeliefert

Zweifellos ist Emmanuel Herz eines der unzähligen Opfer der schweizerischen Judenpolitik im Zweiten Weltkrieg. Zu dieser Zeit war Gerhart Riegner Direktor im Genfer Büro des Jüdischen Weltkongresses, und für ihn war dies, wie er sich erinnert, «die schlimmste Zeit meines Lebens». Seine Stimme schwillt an, wie er den Entscheid des Bundesrates vom 13. August 1942 erläutert, für jüdische Flüchtlinge die Grenzen zu sperren, ihnen den Status des politischen Flüchtlings abzuerkennen und sie «als Rassenflüchtlinge ihren Verfolgern auszuliefern». Heute noch verbirgt er seine Erregung kaum: «Man hat sie zu Tausenden der Polizei oder gar der Gestapo ausgeliefert.»

«Es ist unwichtig, wie viele Opfer Bern den Nazis in die Hände gespielt hat. Wesentlich ist, dass Abertausende abgeschreckt worden sind, überhaupt in die Schweiz zu kommen, was für sie den sicheren Tod bedeutete.» Riegners Blick verliert sich irgendwo über dem Genfer See: «Stellen Sie sich unsere Ohnmacht vor – wir, die wir unserem Volk helfen wollten. Über den Umweg der Landeskirchen versuchten wir mit Petitionen und Bittschreiben auf den damaligen Innenminister, Bundesrat Eduard von Steiger, Einfluss zu nehmen – vergebens. Für ihn war das Boot voll.»

Dabei lebten während des Krieges nie mehr als 29 000 Juden – Flüchtlinge und Niedergelassene – in der Schweiz, knapp sechs Promille der Bevölkerung. In seinem Buch «Die Schweiz und die Juden 1933–1945» beziffert der Historiker Jacques Picard die Zahl der von den schweizerischen Grenzorganen an die Nazis ausgelieferten Juden auf insgesamt 2747. Picard schreibt gar von einer «ungefähr dreimal so grossen Dunkelziffer derer, die in den schweizerischen Lagern erst gar nicht registriert oder durch die Grenzschliessung abgeschreckt worden sind.



«Manny», Emmanuel Herz, wurde eines der vielen Opfer unserer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg. Ihn lieferte die Walliser Polizei direkt den deutschfreundlichen Behörden des Vichy-Regimes aus.

Jacques Picard belegt in seinem Werk, dass die Schweizer Diplomatie den Nazis 1938 den «Judenstempel» – die Kennzeichnung der Pässe von Juden mit einem «J» – in aller Form vorgeschlagen hatte – und damit ähnlich vorging wie das ebenfalls neutrale Schweden. Und er schildert, wie dem Urheber dieser fatalen Idee, Heinrich Rothmund, damals Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, Bedenken kamen. Hätten nämlich die Nazidiplomaten in Berlin das mit der Eidgenossenschaft getroffene Abkommen dazu verwendet, direkten Druck auf Bern auszuüben und auf Gleichbehandlung zu pochen, hätten auch die Pässe der jüdischen Schweizer mit einem «J» versehen werden müssen. So oder so war das Abkommen ein völkerrechtlicher Sündenfall.

Unter Anpassungsdruck

Der Bundesrat stand unter Anpassungsdruck, das Land war von den Achsenmächten eingekreist. Dennoch ging die Anpassungspolitik – die Willfährigkeit den Nazis gegenüber – zu weit, glaubt Jacques Picard. Wie der Bundesrat für die Juden die Grenzen schloss und sich zum Komplizen der nazistischen Rassenvernichtungspolitik machte, brach er seine der jüdischen Gemeinschaft abgegebenen Versprechen. Stillschweigend hatten



Gerhart M. Riegner leitete im Krieg das Büro des Jüdischen Weltkongresses in Genf. Für ihn gibt es noch heute keine Zweifel darüber, dass die Schweiz von Anfang an über Hitlers Judenvernichtung informiert war.

der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG) und die Landesregierung kurz vor Kriegsausbruch vereinbart, der Bundesrat werde eine «offene Flüchtlingspolitik betreiben». Im Gegenzug verpflichteten sich die jüdischen Organisationen, die Flüchtlinge sofort zum Weiterzug nach Palästina oder nach Übersee zu bewegen.

Die Kosten aus dieser Transmigrationspolitik hatten die Juden aus eigenen Mitteln aufzubringen. Im Krieg hat der Bund für die über 100 000 Flüchtlinge rund 130 Millionen Franken aufgewendet. Auf die Juden entfielen knappe 10 Millionen Franken, die erst nach Kriegsende ausgeschüttet wurden. Rund 100 Millionen Franken an Spendengeldern brachten die jüdischen Gemeinschaften zur Unterstützung ihrer verfolgten Glaubensgenossen selber auf.

Laut Picard nahm der Bundesrat auch die Diskriminierung der eigenen, längst Schweizer gewordenen Juden in Kauf. Er wehrte sich nur schwach gegen die von den Nazis betriebene Arierisierungspolitik. Schweizerische Unternehmen und Handelsbetriebe konnten nur mit dem Dritten Reich Geschäfte machen, falls sie Juden aus ihren Verwaltungsräten und Führungsetagen entfernten.

1942 ging die Nationalbank gar so weit, dass sie sich weigerte, dem SIG amerikanische Spendengelder zu

überweisen. Im gleichen Jahr zögerten die Schweizer Behörden, bedrohten Juden mit Schweizer Pass in Frankreich zu helfen und sie vor der drohenden Deportation zu retten. Und der Bundesrat wollte nichts davon wissen, einstigen Schweizerinnen, die im Ausland einen Juden geheiratet hatten, das Schweizer Bürgerrecht wieder zurückzugeben und sie so womöglich vor den Gaskammern zu retten.

Bern war bestens informiert

Mit dem Einmarsch von Hitlers Armeen in Russland Ende Juni 1941 begannen die Nazis gezielt, die jüdische Bevölkerung in den eroberten Ostgebieten auszurotten. In seinem Buch zeigt Jacques Picard auf, dass die offizielle Schweiz darüber und auch von Anfang an über Hitlers Ausrottungspolitik und über die Vorgänge in den Vernichtungslagern informiert gewesen war. Die zuständigen Instanzen versuchten, dieses Wissen zu unterdrücken und sahen im sich abzeichnenden Holocaust keine Veranlassung, ihre Flüchtlingspolitik zu ändern.

Gerhart Riegner, Funktionär des Jüdischen Weltkongresses in Genf, kann nur bestätigen, was Picard an Fakten zusammengetragen hat: «Ich wurde laufend über die Judenvernichtungen im Osten informiert. Und diese Schreckensnachrichten gaben wir den schweizerischen Behörden weiter.»

Antisemitismus als Tradition

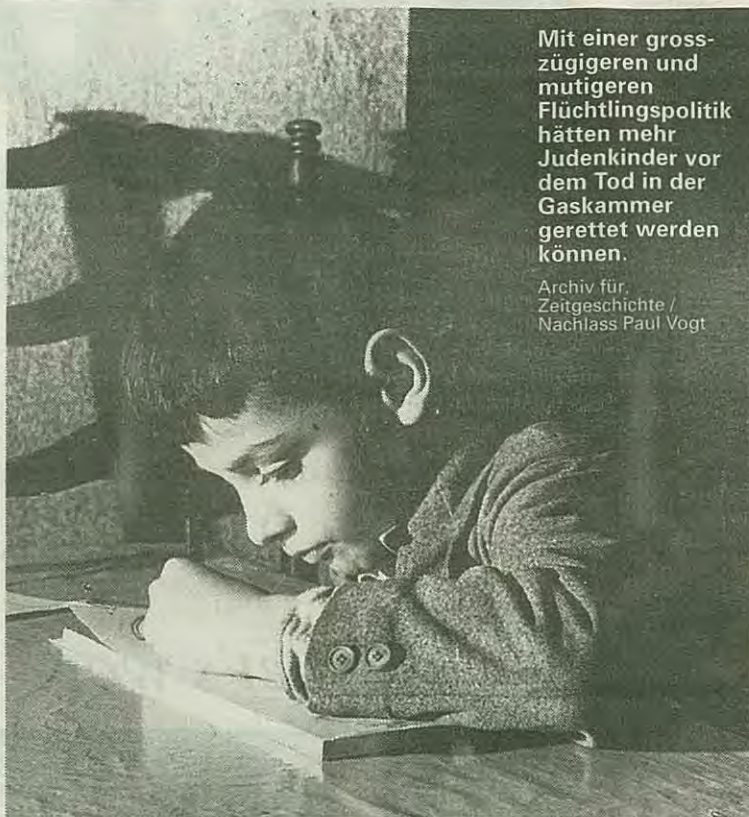
In seinem Buch schreibt Picard vom «judenfeindlichen Geist in der helvetischen Flasche» – eine treffende Umschreibung des seit Jahrzehnten vorherrschenden latenten Antisemitismus, der sich in weiten Kreisen des Klein- und Grossbürgertums einmischte. Picard erkennt nicht den wachsenden Druck der Achsenmächte auf eine eingekreiste Schweiz. Er schildert indes die zu grosse Anpassungsbereitschaft der politisch verantwortlichen Kreise, die Lüge um den Judenstempel und eine Politik, die aus Opfern Täter machte. «Es ist traurig», sagt er im Gespräch, «die Verantwortung für eine zu anpasserische Aussenpolitik auf die Opfer zu überwälzen. Die führenden Politiker glaubten damals, dem Antisemitismus Herr werden zu können, indem sie die Juden ausgrenzten und sie an die Grenze stellten. Je weniger

Juden in der Schweiz wären, dachten sie, desto besser wäre der Antisemitismus zu bekämpfen.»

Gegen den Antisemitismus und die jüdenfeindliche Politik von Regierung und Parlament traten nur die Sozialdemokraten, ein paar bürgerliche Rebellen und Gottlieb Duttweiler an. Die Presse verdiente sich damals in der Abwehr antisemitischer Strömungen kein Ruhmesblatt. Und die Kirchen fanden erst spät zu einer die verfolgten Juden beschützenden Rolle, von mutigen Ausnahmen abgesehen.

Eine Geste für die Juden?

Jacques Picard wollte aufzeigen, wie die Nazis ihre Ideologie auf die Schweiz zu übertragen suchten, wie die Gesellschaft und die Politik darauf reagierten – und auch die Juden als die Opfer. Picard meint dazu: «Mit ihrer Ausgrenzungspolitik hat sich die Schweiz viel verschert. Für die während des Krieges hier lebenden Juden blieb das Land zwar stets ein Hort der Freiheit und Demokratie. Aber mit einer etwas grosszügigeren



Mit einer grosszügigeren und mutigeren Flüchtlingspolitik hätten mehr Juden Kinder vor dem Tod in der Gaskammer gerettet werden können.

Archiv für Zeitgeschichte / Nachlass Paul Vogt

Asylpolitik hätte sie von der jüdischen Intelligenz profitieren können, von zugewanderten Ärzten und Ingenieuren zum Beispiel.»

Picard versteht nicht, dass der Bundesrat erst heute langsam bereit sei, die Fehler der Landesregierung im Krieg einzugestehen – für ihn eine selbstverständliche Geste den Opfern gegenüber, «die mit Vergangenheitsbewältigung nicht einmal viel zu tun haben muss».

Eine Geste verlangt auch der frühere SP-Präsident und Nationalrat Helmut Hubacher. Auf die Idee brachte ihn Shlomo Graber, einer der wenigen in der Schweiz lebenden Juden, der die KZ von Auschwitz und Görllitz überlebte und für den das Kriegsende «Befreiung und Frieden zugleich» bedeutete: «Ich erwarte keine Schulbekenntnisse – nur eine Geste des Bedauerns, mehr nicht.»

Bruno Schläppi

Jacques Picard, «Die Schweiz und die Juden 1933–1945». Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik, Chronos Verlag Zürich.

Die Angst vor der «Verjudung» der Schweiz

«In jedem von uns steckt irgendwie ein kleinerer oder grösserer Antisemit... Wir wollen ihm aber nicht nachgeben, sondern müssen ihn, wenn er sich gar zu ungebärdig stellt, aus unserer Brust herausreissen.» So sprach der sozialdemokratische Nationalrat und Stadtpräsident von Biel, Guido Müller, am 7. Dezember 1938, als er seine Interpellation wegen der Flüchtlingspolitik des Bundesrates begründete. Damals wussten weder er noch seine Kollegen noch die Öffentlichkeit, dass die Pässe der deutschen Juden nach zähen Verhandlungen und auf Drängen der Schweiz seit Anfang Oktober mit dem «J» gekennzeichnet wurden. Nur widerstrebend hatten die Deutschen der Vereinbarung zuge-

stimmt, weil sie damals noch «ihre» Juden loswerden wollten.

Dem Bundesrat und seinem Polizeichef Dr. Heinrich Rothmund, aber auch der Mehrheit der Nationalräte waren die Skrupel Guido Müllers fremd. Die Angst vor der «Verjudung der Schweiz» trieb sie um. Zur Richtlinie ihres politischen Denkens und Beschiessens machten sie den «Sacro egoismo», den der konservative Luzerner Nationalrat Heinrich Walther, einst aus Deutschland eingewandert, in der Septembersession 1942 in der grossen Flüchtlingsdebatte zur Staatsraison erhob, die über Herz und Gefühl des Volkes zu stellen sei.

Es war der «grössere Antisemit in uns», der die Flüchtlingspolitik der

Schweiz prägte und den um ihr Leben rennenden jüdischen Frauen, Männern und Kindern den Status des politischen Flüchtlings bis im Herbst 1944 verweigern liess – im Wissen dass den Abgewiesenen und «Ausgeschafften» jenseits der Grenze die Deportation und der sichere Tod drohte.

In jener Nationalratsdebatte vom 22./23. September 1942 über die umstrittene Schliessung der Grenze bezeichnete Nationalrat Albert Oeri, Chefredaktor der «Basler Nachrichten», die harte Haltung der Regierung als «auf Vorrat grausam sein». Der St. Galler Freisinnige Ludwig Rittmeyer distanzierte sich von den Erklärungen der bürgerlichen Fraktionen. Den abgewiesenen Menschen harre das gleiche Schicksal wie jenes zurückgeschickter Deserteure, das heisst der Tod.

Als es um die Frage ging, wie viele jüdische Flüchtlinge die Schweiz denn aufnehmen könnte und sollte, nannte Albert Maag-Socin im Namen seiner Demokratischen Fraktion die Zahl von «etwa 40 000». (Für Bundesrat Eduard von Steiger war «das

kleine Rettungsboot Schweiz» jedoch bereits mit 7000 Flüchtlingen voll.)

Vermutlich hätten gar nicht so viele Flüchtlinge die Schweiz noch erreichen können, weil die Nazis den Massenmord auf Hochtouren betrieben. Wie aber wäre unser Land am Ende des Krieges moralisch dagestanden, wenn es 1942/43 seine Grenzen etwas durchlässiger gemacht hätte!

Gertrud Kurz, Regina Kägi-Fuchsmann, Pfarrer Paul Vogt, Schwester Anni Pflüger, Polizeihauptmann Paul Grüninger, dessen Rehabilitierung endlich erfolgen muss, Konsul Carl Lutz, dem Verleger Emil Oprecht, den Journalisten Fritz Heberlein, Hermann Boeschstein, Arthur Frey, Johann Baptist Rusch, Pfarrer Walter Lüthi, Karl Barth, Leonhard Ragaz, Nettie Sutro, Benjamin Sagalowitz und vielen, vielen andern, die sich furchtlos für eine humane Flüchtlingspolitik einsetzten – nicht selten mit illegalen Mitteln –, haben wir es zu verdanken, dass die Menschlichkeit in dunkler Zeit doch noch einen Platz in der Schweiz hatte.

Alfred A. Häslar

Ein Land lässt sich nicht nur mit Panzern und Kanonen verteidigen

Mit geistigen Waffen



Anne-Marie Blanc als Soldatenmutter «Gilberte de Courgenay»: Im Krieg wurden auch Filme in den Dienst der geistigen Landesverteidigung gestellt.

Bild TSR

Wenn wir heute von Landesverteidigung reden, meinen die meisten von uns immer noch den Abwehrkampf mit Panzern, Kanonen und einer wendigen Luftwaffe. Zwar hat sich die Bedrohungslage, die ein solches Instrumentarium verlangt, nahezu vollkommen verflüchtigt, und unser Ernstfall ist weit eher politischer und wirtschaftlicher Natur. Aber wir sind nun einmal in unserer Überzahl ziemlich phantasielose Traditionalisten, die sich nur mit Widerwillen von den hergebrachten Vorstellungen trennen. Nach wie vor muss es nach Pulverdampf riechen, bis wir uns in Gefahr sehen. Nur der bis auf die Zähne bewaffnete Feind ist angeblich der richtige.

Fragwürdige Propheten

Unmittelbar vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs waren wir vermutlich fortgeschrittener, als die Durchschnittsschweizer es heute sind. Damals ging den politisch Verantwortlichen jedenfalls auf, dass militärische Rüstung allein nicht genügt. Sie versuchten vielmehr, vom Sinn einer Landesverteidigung zu überzeugen.

Im Grunde waren es in den dreissiger Jahren die recht zahlreichen Mus-

solini- und Hitler-Begeisterten, die unsere demokratischen Väter zum politischen Abwehrkampf mobilisierten. Sie vergewisserten sich des grossartigen Vorzugs, in Freiheit leben und handeln zu dürfen.

Aus diesem Bewusstsein nährte sich die Parole zu einer geistigen Landesverteidigung. Wie wichtig sie war, hat mich einer meiner Gymnasialprofessoren gelehrt, der seiner Klasse noch 1938 beizubringen versuchte, dass der demokratische und der autoritäre Staat durchaus gleichwertig seien. Es gebe nun einmal Völker, die einer diktatorischen Führung bedürften, und es werde sich vermutlich erweisen, dass das von Hitler vereinte Europa ein geschichtlicher Glücksfall sei.

Das war denn doch einer der höchst fragwürdigen Wortführer und Propheten im Kleinstaat, die dezidierte Repliken bedurften. Es bleibt das grosse Verdienst der Landesausstellung von 1939, dass sie dem Volk ins Bewusstsein rief, wie grossartig die schweizerische Vielfalt sein könne und wie sehr es sich lohne, für sie einzustehen. Die Landi wurde zur wichtigsten Manifestation geistiger Landesverteidigung.

Doch schon früh liess sich erkennen, dass dieser schöne Begriff höchst

unterschiedlichen Tendenzen nutzbar wurde. Neben Liberalen und Sozialdemokraten, die das Hitler-Regime grundsätzlich verabscheuten, gab es den Harst der Rechtskonservativen, die den Faschismus begrüsst, weil er ein Bollwerk gegen den Bolschewismus formiere. So dachten zum Beispiel Bundesrat Philipp Etter und der einflussreiche Freiburger Aristokrat Gonzague de Reynold, die sich beide als geistige Landesverteidiger verstanden.

Patriotische Wanderprediger

Der solcherart schillernde Begriff diente aber auch einer selbstgenügsamen politischen Nabelschau. Nicht wenigen jener Wanderprediger, die damals mit ihrem Patriotismus hausierten, wäre durchaus zuzutrauen gewesen, dass sie im Ernstfall ihr Fähnchen nach dem Wind gedreht hätten. Den Typus des Wendehalses hat es schon immer gegeben.

Es gab indessen unter dem Titel geistiger Landesverteidigung einen Kreis von Männern, auf den man sich unbedingt verlassen konnte. Dazu gehörten der Schaffhauser Oberst Oscar Frey, die Chefredaktoren Willy



650 Jahre Eidgenossenschaft: 1941 wurden auch die Mythen der Vergangenheit als Elemente der geistigen Landesverteidigung eingesetzt.

Mit geistigen Waffen

Fortsetzung von Seite 27

Bretscher, Albert Oeri und Ernst Schürch, der Publizist Peter Surava und der sozialdemokratische Nationalrat Hans Oprecht, um nur ein paar Namen zu nennen. Diese starken Persönlichkeiten, die gleichermassen Antifaschisten und Antistalinisten waren, exponierten sich unerschrocken und wurden solcherart immer wieder zum Ärgernis für die ziemlich opportunistisch handelnde Landesregierung.

Die geistige Landesverteidigung konnte, was wir nicht verschweigen sollten, auch zur Verführerin werden. Der zur Legende gewordene Zürcher Historiker Karl Meyer hielt es für geboten, unsere Frühgeschichte, die

wesentlich aus Mythen besteht, im Interesse des Widerstandswillens zu veranschaulichen.

Tell und Winkelried wurden so zu realen Grössen, weil man ihrer in der «Arglist der Zeit» zu bedürfen schien. Dem von Hitler aufgeblähten Germanentum wurde ein eigenständiges Schweizertum entgegengesetzt, was wenig mit der Wirklichkeit und viel mit den Zeitbedürfnissen zu tun hatte. Das war zurechtgebogene Wissenschaft im Dienste der Politik. Bei all dieser Problematik gehört Karl Meyer zu den wichtigsten Stützen des Wehrwillens, und es war für ihn schlechterdings nicht voraussehbar, dass der Widerstandsgeist der vierziger Jahre in der Aktivdienstgeneration als steriler Reduitgeist weiterlebte, sehr zum Nachteil einer offenen Aussenpolitik.

Während der Kriegsjahre war die geistige Landesverteidigung keineswegs auf eine dauernde Abkapselung angelegt. Die bedeutendsten Exponenten der einschlägigen militärischen Sektion «Heer und Haus», ihr

Leiter Oscar Frey und der Pädagoge Fritz Wartenweiler, analysierten in ihren Referaten nicht nur die damalige Lage, sondern entwickelten auch schweizerische Zukunftsperspektiven, und diese waren allesamt auf internationale Zusammenarbeit angelegt. Von Igelmentalität konnte nicht im mindesten die Rede sein. Nur war es später zu unserem politischen Schaden so, dass die in den Widerstandsparolen erstarrten Zeitgenossen in der Überzahl waren und das Klima negativ bestimmten.

Mission oder Demission?

Welche Einsichten ergeben sich im Rückblick auf die Jahre der geistigen Landesverteidigung? Es war, wird man sagen dürfen, eine moralisch gute Zeit, weil die Böcke mühelos von den Schafen zu scheiden waren. Uns fiel es damals leicht, gegen den Totalitarismus Front zu machen. In den Nachkriegsjahren ist es immer schwieriger geworden, den Geboten der Selbstbehauptung gerecht zu werden. Wir leben in einer Phase der Polarisierung, die uns die Frage stellt: Entspricht es dem richtig verstandenen schweizerischen Auftrag, den Turbulenzen der Gegenwart mit unserer Tradition der Stabilität zu begegnen? Oder ist es nicht vielmehr geboten, uns international zu solidarisieren und so unsere politische Erfüllung zu finden?

Schon vor bald einem halben Jahrhundert hat der Kulturphilosoph Denis de Rougemont diesen Zwierspalt ersichtlich gemacht. «Mission ou démission de la Suisse?» fragte er, und was folgte, war ein unmissverständlicher Bescheid: Die Schweiz müsse international aktiv werden, wenn sie ihrer eigentlichen Bestimmung gehorchen wolle.

Weltläufige Schweiz

Wie aber verträgt sich diese Devise mit dem traditionellen Gebot der geistigen Landesverteidigung? Wäre nicht zu befürchten, dass unsere Identität Schaden nähme? Diese Identität, bleibt darauf zu antworten, war schon immer problematisch, besonders in den Zeiten der geistigen Landesverteidigung, als ihre Bannerträger zum Teil schmachlich versagten.

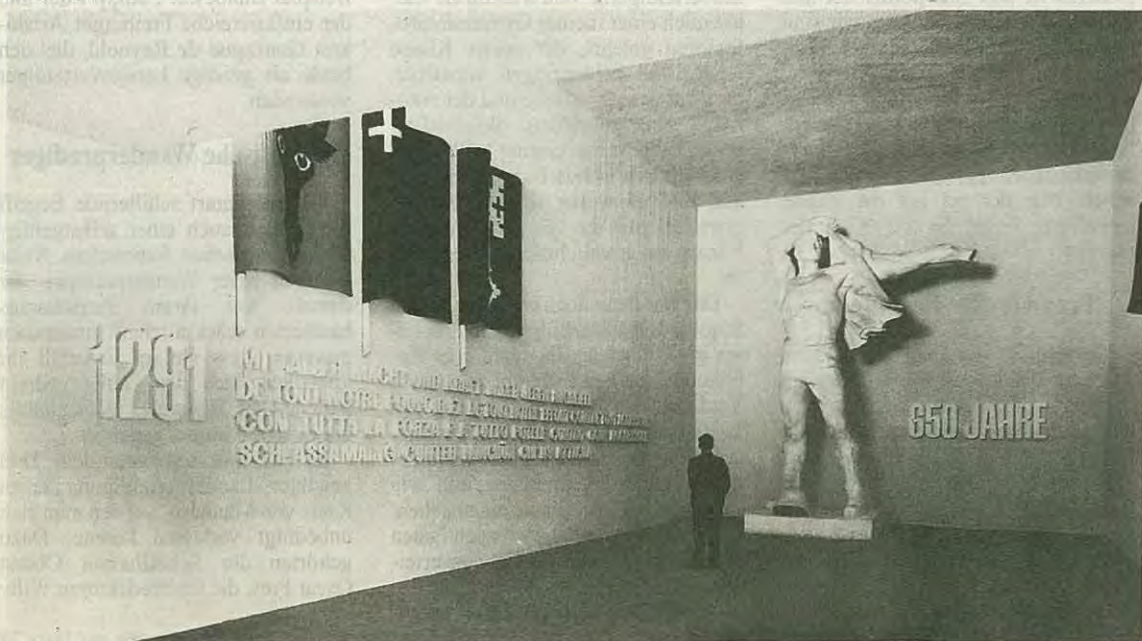
Der Schweizerische Schriftstellerverein zum Beispiel verlangte zu Beginn des Zweiten Weltkriegs ein Berufsverbot für die in die Schweiz emigrierten Dichter und Journalisten, um potentielle Konkurrenten zeitig auszuschalten. Die Fremdenfeindlichkeit wurde so zum Instrument nationaler Selbstbehauptung proklamiert.

Nur Kleinkarierte konnten vor einem halben Jahrhundert geistige Landesverteidigung so kümmerlich interpretieren. Wer heutzutage die helvetische Nabelschau als empfehlenswert anpreist, begeht nichts weiter als Verrat an den Bundesgründern, die von einer weltläufigen Schweiz träumten.

Oskar Reck

Volkstümliche Landi: Die Landesausstellung von 1939 in Zürich wurde zur wichtigsten Manifestation geistiger Landesverteidigung.

Bilder AMP



Neubeginn auf Trümmern

Als am 8. Mai 1945 auch bei uns in der Schweiz die Glocken läuteten, war dies das Dankeszeichen dafür, dass der grösste aller Kriege zu seinem Ende gekommen war. Das galt allerdings nur in Europa, denn im Fernen Osten zog der Krieg sich noch drei Monate länger hin. Mehr als fünfzehn Jahre hatte er gedauert. Weite Teile Europas und der übrigen Welt waren verwüstet, zahllose Städte lagen in Schutt und Asche.

Europäischer Bürgerkrieg

Hitler, der diesen Krieg in verantwortungsloser Weise entfesselt hatte, begann mit dem «Ausradieren» der Städte seiner Feinde: Warschau, Rotterdam, Coventry und viele andere. Dann aber, in der zweiten Hälfte des Kriegs, schlugen seine Gegner zurück. Praktisch alle grösseren Städte Deutschlands erlitten unermessliche Schäden. Unerstetliche Kulturgüter in ganz Europa fielen diesem Krieg zum Opfer. Dies war nur möglich, weil das Bewusstsein, Europa verbinde eine gemeinsame kulturelle Tradition, völlig verschwunden war. Es war, wie schon der Erste Weltkrieg, ein europäischer Bürgerkrieg. Doch die Völker hatten sich derart ineinander verbissen, dass sie dieser schrecklichen Tatsache überhaupt nicht mehr gewahr wurden.

Den materiellen Verwüstungen entsprechen die Opfer an Menschen: 50 bis 60 Millionen betrug schliesslich ihre Zahl, mehr als die ganze Bevölkerung eines grossen Staates. Der grösste Teil der Opfer entstand im

1945 war das Ende des Kriegs und zugleich die Keimzelle für den Aufbau eines völlig neuen Europas. Doch was tat sich in der Schweiz? Sie blieb mehr oder weniger ihrer Igelmentalität treu



Neuordnung Europas: «Die grossen Drei» an der Konferenz von Potsdam. V.l.n.r. Winston Churchill, Harry Truman und Josef Stalin. Bild Keystone

deutsch-sowjetischen Krieg, den der deutsche Diktator vorsätzlich als Vernichtungskrieg begonnen hatte. Doch auch hier schlug der von der nationalsozialistischen Propaganda schon als erledigt erklärte Gegner mit geballter und ebenso brutaler Kraft zurück. Die Rote Armee überschwemmte schliesslich ganz Ost- und Südosteuropa, bis ihre Spitzen am 25. April 1945 bei Torgau an der Elbe amerikanischen Voraustruppen die Hände reichen konnten.

Es war ein Akt von symbolischer Bedeutung für die zukünftige Entwicklung: Die Truppen der beider «Supermächte» trafen mitten im total besiegten Deutschland aufeinander. Doch noch konnte damals niemand ahnen, dass hier die Grenze für fast ein halbes Jahrhundert verlaufen würde, und zwar zwischen einem von Stalin beherrschten Osten und einem von den USA beschützten Westen.

Bestrafung der Schuldigen

Hitler war ausgezogen, um ein «grossgermanisches Reich deutscher Nation» zu errichten. Für die Verwirklichung dieses wahnwitzigen Ziels schreckten er und seine Kumpane vor keinem Verbrechen zurück. Selbst der führende CDU-Mann Heinrich Heuss hat sie kürzlich als «Politgangster» bezeichnet. Es war seine Antwort auf den Versuch von Ewiggestrigen, die Verbrechen der Nazis zu relativieren, indem sie diese mit Untaten der Gegenseite aufrechen. Auch der deutsche Bundespräsident Roman Herzog hat sich anlässlich einer Gedenkrede entschieden gegen jede solche Aufrechnung geussert.

Dies gilt auch und insbesondere für das grösste Verbrechen, das die Naziführung zu verantworten hat: den Holocaust, die grausame Vernichtung von mehr als fünf Millionen Menschen jüdischer Abkunft. Leider haben sich auch bei uns irregeleitete Geister gefunden, die sich den Leugnern von Auschwitz angeschlossen haben (siehe Seite 33). Auschwitz war dabei ja nur einer der Orte, an dem Juden zu Hunderttausenden in Gaskammern umgebracht wurden.

Es ist verständlich, dass die alliierten Sieger angesichts der von Deutschen begangenen Massenverbrechen an eine drastische Bestrafung der Schuldigen dachten. Des Hauptverantwortlichen konnten sie allerdings nicht habhaft werden: Hitler, der allmächtige Diktator, sein Propagandaminister, Joseph Goebbels, sowie der eigentliche Organisator der Massenvernichtung, Heinrich Himmler, sie



Heisse Phase des kalten Kriegs: 1956 walzen sowjetische Panzer in Budapest den ungarischen Volksaufstand nieder. Im Bild: Ein von Freiheitskämpfern gekapeter russischer Panzer. Bild Bild+News



Sprung in die Freiheit: Ein Ostberliner Volkspolizist rettet sich noch rechtzeitig in den Westen – bevor die Berliner Mauer, das Symbol des kalten Kriegs, Ostberlin hermetisch vom Westen absperrt.

Bild Keystone

alle beging Selbstmord und konnten somit nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden. Der Vierte im Bunde, Hitlers «Stellvertreter» Hermann Göring, konnte zwar durch das Kriegsverbrechertribunal von Nürnberg abgeurteilt werden, doch bevor das Todesurteil vollstreckt werden konnte, nahm er Gift.

Beginn des kalten Kriegs

Aber auch Deutschland als Ganzes sollte bestraft werden: nicht nur entnazifiziert und entmilitarisiert, sondern auch entindustrialisiert. Es sollte ihm alle Macht genommen werden, damit es nie wieder einen Krieg anfangen könnte. So wurde es auf den grossen Kriegskonferenzen zwischen den USA, der Sowjetunion und Grossbritannien – in Teheran, Jalta und Potsdam – beschlossen.

Doch es kam alles anders. 50 Jahre nach diesen Beschlüssen gehört Deutschland wieder zu den grössten Wirtschaftsmächten der Welt, das Land ist ein angesehenes und einflussreiches Mitglied der westlichen Verteidigungsallianz und der Europäischen Union. Einen ähnlichen, womöglich noch spektakuläreren Wiederaufstieg feierte sein einstiger Kriegspartner im Fernen Osten, Japan. Und schliesslich: Die eine der

grossen Siegermächte, Sowjetrußland, existiert überhaupt nicht mehr. Sie hat nicht nur ihr Satellitenreich räumen müssen, sondern ist schliesslich ganz auseinandergefallen.

Wenn alles anders gekommen ist, als es 1945 geplant war, so ist dies darauf zurückzuführen, dass an die Stelle einer von Roosevelt geplanten und erhofften Zusammenarbeit zwischen den USA und der Sowjetunion der kalte Krieg getreten ist: eine Art von Schwebezustand zwischen Krieg und Frieden oder nicht mehr Krieg, aber noch kein wahrer Frieden. Stalin zog dem von seinem amerikanischen Partner offerierten «Kondiminium», einer Art gemeinsamer Verantwortung in einer neuen Weltfriedensordnung, eine andere Variante vor: den Ausbau seiner eigenen Herrschaft in den von der Roten Armee eroberten Ländern Ost- und Südosteuropas.

An Stelle des Konzeptes von Roosevelt trat die Dauerkonfrontation der beiden Supermächte USA und Sowjetunion. Ein «Eiserner Vorhang» ging nieder zwischen Ost und West. Europa wurde zweigeteilt, und die Grenze verlief mitten durch Deutschland. Ost und West gingen von nun an entgegengesetzte Wege. Während die Staaten östlich des Vorhanges zu Satelliten Moskaus wurden, machten sich die westlichen Staaten daran,

immer enger zusammenzurücken und an einem gemeinsamen europäischen Haus zu bauen.

1945 erweist sich rückblickend nicht nur als Jahr des Endes des Kriegs, sondern als Jahr eines Neuanfangs, der zu einer grundlegenden Wende in der Geschichte Europas führen sollte. War die erste Jahrhunderthälfte eine Zeit des Imperialismus und der Kriege gewesen, wurde die zweite Hälfte zur Epoche europäischer Zusammenarbeit.

Diese völlige Verwandlung des europäischen Umfeldes stellte auch die Schweiz vor neue Herausforderungen. Dass unser Land etwelche Mühe zeigte, sich den grundlegend veränderten Verhältnissen anzupassen, ist eigentlich gar nicht so verwunderlich. Denn eben hatte die traditionelle Politik der bewaffneten Neutralität während des Zweiten Weltkriegs ihre schwierigste Bewährungsprobe bestanden. Und nun wurde von uns verlangt, diese erfolgreiche Maxime schweizerischer Aussenpolitik zum alten Eisen zu werfen.

Schweiz im Dilemma

Dazu kam ein weiteres: Es gab nicht nur friedliche Tendenzen in der Nachkriegspolitik, ganz im Gegenteil: Es kam zu einer laufenden Verschärfung

der Konfrontation zwischen West und Ost unter Führung der Supermächte. Der sogenannte kalte Krieg liess es daher als opportun erscheinen, an der bewährten Aussenpolitik festzuhalten. Die schweizerische Politik befand sich in einem Dilemma. Während Befürworter der europäischen Einigung, sowohl im In- als auch im Ausland, unsere traditionelle Politik als Anachronismus bezeichneten, tönte es aus Moskau nun ganz anders: Neutralität sei die einzige vernünftige Haltung für einen Kleinstaat wie die Schweiz.

Dieses Dilemma begann sich erst zu verflüchtigen, als der kalte Krieg zu Ende ging. Es ist sicher nicht zufällig, dass der erste schweizerische Versuch, in ein engeres Verhältnis zu Europa zu treten, diesem Ende des kalten Kriegs auf dem Fusse folgte. Wie wir alle wissen, scheiterte dieser Versuch, als der EWR-Vertrag im Dezember 1992 in der Volksabstimmung verworfen wurde. Doch die Aufgabe einer Neuorientierung der schweizerischen Politik bleibt bestehen.

Walther Hofer

Walther Hofer ist Historiker und war Professor an der Universität Bern. Er gilt als profunder Kenner des Nationalsozialismus. Zum Thema schrieb er u. a. folgende Bücher: «Dokumente des Nationalsozialismus 1933–1945», Fischer-Verlag, Frankfurt und «Die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges», Droste-Verlag Düsseldorf.

Braune Diskussionszirkel

Neue Formen des Antisemitismus flammen auf.
50 Jahre nach Kriegsende leugnen Rechtsextreme Auschwitz
und den Holocaust – auch in der Schweiz

Er steht ganz rechts aussen auf der Konferenzfoto: Jürgen Graf aus der Schweiz. Das fragliche Bild zeigt ihn zusammen mit einem Dutzend international bekannter Auschwitzleugner, darunter der Franzose Robert Faurisson oder der Deutschkanadier Ernst Zündel. Aufgenommen wurde das Foto an der 12. «International Revisionist Conference», im September 1994 in Kalifornien. In seinem dort gehaltenen Vortrag, der aus den USA als Video vertrieben wird, wischte der Basler «die Holocaust-Legende» mit einer Nebenbemerkung zur Seite: «technisch unmöglich».

Graf ist ein typischer Vertreter der neuen rechtsextremen Szene in der Schweiz. Der «Kleine Frontenfrühling» der Jahre 1989–1992, als Marcel Strebel und gewalttätige junge Fröntler das Feld beherrschten, ist vorbei. Die nach wie vor kleine Szene ist gesetzter geworden. Die Einladung zu einem Vortrag, den der französische Auschwitzleugner Robert Faurisson in Bern hielt, untersagte ausdrücklich «ungewöhnliche Haare (Skinhead) sowie auffällige Kleidung (Bomberjacken, Kampfanzüge)».

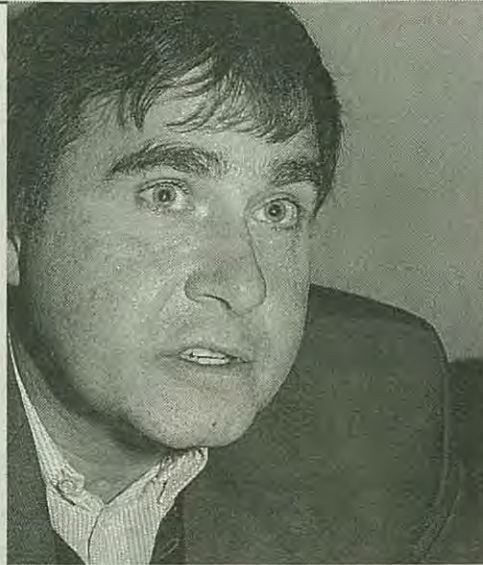
Nazitum salonfähig machen

In der Schweiz marschieren die braunen Kräfte fünfzig Jahre nach dem Kriegsende nicht auf der Strasse. Sie bilden Diskussionszirkel, führen einen «Kampf um die Köpfe» und um das Geschichtsbild. Die Revisionisten, wie sie sich selbst nennen, bestreiten wider alles gesicherte historische Wissen, «dass im Dritten Reich sechs Millionen Juden ermordet worden sind, Gaskammern zur Tötung von Menschen existiert haben, ein Plan für die systematische Ausrottung der jüdischen Rasse existiert hat».

Die Erinnerung der Menschen an Auschwitz ist für alle, die den Nationalsozialismus wieder salonfähig machen wollen, ein Hindernis. Die Holocaust-Leugner versuchen, aus den Tätern des Dritten Reiches Opfer einer Geschichtslüge zu machen. Damit soll der braunen Ideologie erneut der Weg geebnet werden.

In der kleinen Szene der Holocaust-Leugner fallen seit kurzem vereinzelt Akademiker auf, darunter ein Arzt, der von der Ärztesgesellschaft deswegen nicht als Mitglied aufgenommen wurde. Vor allem aber mischt ein halbes Dutzend ehemaliger Lehrer mit – nur keine Historiker.

Vier Ex-Lehrer, nämlich Graf, sein Förderer Arthur Vogt, Bernhard



Formen des Antisemitismus: Skinhead (kleine Bilder) und Auschwitzleugner. Jürgen Graf (oben), Andres Studer (unten).

Bilder Dukas.



Schaub und Andres Studer, haben vor der Abstimmung über das Antirassismogesetz (ARG) eine «Arbeitsgemeinschaft zur Enttabuisierung der Zeitgeschichte» gegründet und an 3500 Hochschuladressen Pamphlete verschickt: «Es gab weder einen Plan zur physischen Vernichtung der Juden noch Gaskammern (es sei denn solche zur Tötung von Läusen).»

Beschämend und betrüblich

Die Hochschulrektoren antworteten dem braunen Quartett, das in diesen Massenversand rund 15 000 Franken investiert hatte, folgendes: «Ihr Rundschreiben beschämt und betrübt. Ihre ethisch-moralische Grundhaltung

ist derart verkehrt und pervertiert, dass es sinn- und zwecklos ist, darüber lange Diskussionen zu führen.»

«Wahrheit, nichts als die Wahrheit», versprechen die Holocaust-Leugner. Bemerkenswert ist, wie sie mit der Wahrheit in eigener Sache umspringen. Der frühpensionierte Sekundarlehrer Vogt, ein in Deutschland vorbestrafter Multimillionär der Zürcher «Goldküste», wurde in einem deutschen Naziblatt gleich zum «Schweizer Hochschullehrer». Und Studer, der laut Zürcher Bezirks- und Obergericht «Nazisymphisant» genannt werden darf, profilierte sich bei einem österreichischen Neonaziprozess als Titelschwindler. Er gab sich in Schreiben an die Justiz wiederholt

als «Magister» aus, obschon er nie einen akademischen Titel erworben hat. Als «rechtsextremem Ausländer» darf er nicht mehr nach Österreich einreisen.

Seit diesem Jahr ist die Verbreitung der Auschwitzlüge auch in der Schweiz strafbar. Der Lausanner Altfaschist Gaston-Armand Amaudruz kann in ausländischen Naziblättern nicht mehr mit dem Spruch werben «Bei uns gibt es keine verbotenen Bücher». Mit der Annahme des Antirassismogesetzes ist die Schweiz keine Rechtsinsel in Europa mehr. Bislang wurden schweizerische Holocaust-Leugner nur in Deutschland verurteilt, etwa Vogt oder der Winterthurer Jurist Max Wahl, der insgesamt 35 000 DM Busse kassierte. In seinem «Eidgenoss» hetzte er jahrelang antisemitisch und verherrlichte Adolf Hitler. Andersdenkende beschimpfte Wahl als «Judensöldlinge».

Seit 1994 läuft auch gegen Graf ein deutsches Verfahren wegen Volksverhetzung. Im Juni muss er wegen seinem Buch «Der Holocaust-Schwindel» vor einem Gericht in Weinheim erscheinen. In einem offenen Brief hat er dem anklagenden Staatsanwalt in allen Details eine Probevergasung vorgeschlagen. Da er sich nicht am Prozess beteiligen will, ist Graf in Deutschland inzwischen zur Verhaftung ausgeschrieben.

Isolierte Auschwitzleugner

Eine vorläufige Bilanz fällt für die kleine Szene von Auschwitzleugnern ernüchternd aus. Beim Versuch, eine Debatte in ihrem Sinn anzuzetteln, haben sie bislang keine Mitspieler gefunden. Wer mit den Traktaten aus dieser braunen Küche bedient wird, wendet sich angewidert ab. Vernichtend ist auch die Bilanz der Versuche, Kritiker mit Klagen mundtot zu machen. Die bisherigen Prozesse kosteten dieser Szene 153 000 Franken. Allein Studer hat rund 70 000 Franken Prozesskosten am Hals. Wer diese Rechnungen bezahlen wird, bleibt vorläufig offen.

Anders als in Deutschland war im hiesigen braunen Milieu bislang wenig Geld im Einsatz. Dass die rechtsextreme Szene der Schweiz mit Hunderttausenden von Franken operieren kann, ist neu. Nur: Bis jetzt wurde dieses Geld nutzlos zum Fenster hinaus geschmissen, denn in der öffentlichen Meinung der Schweiz sind die Auschwitzleugner weiterhin isoliert.

Jürg Frischknecht

«Der Kanonendonner ist verhallt...»

Wie Jean-Rodolphe von Salis, der bekannte Historiker, den 8. Mai 1945 in seiner «Weltchronik» im Landessender Beromünster darstellte



Bild Keystone

Objektive Kommentare: Jean-Rodolphe von Salis, Verfasser der «Weltchronik» am Radio von 1939 bis 1945.

Der Krieg in Europa, der genau 2075 Tage gedauert hat, ist zu Ende. Die Kapitulation, die gestern Montag früh, 2.41 Uhr französischer Zeit, vom deutschen Generalstabschef, Generaloberst Jodl, in Reims unterzeichnet wurde, trägt von alliierter Seite die Unterschriften je eines Vertreters der amerikanischen, der britischen, der sowjetrussischen und der französischen Armee. Der Inhalt dieses Dokumentes wurde nicht bekanntgegeben. Aber es entspricht zweifellos der im Januar 1943 an der Konferenz von Casablanca von dem kürzlich verstorbenen Präsidenten Roosevelt geprägten Formel der «bedingungslosen Kapitulation».

Letzte Woche hatte es noch den Anschein, als würde der Krieg gegen Deutschland lediglich durch Teilkapitulationen von Heeresgruppen, Armeen oder kleineren Einheiten ein Ende finden, ohne dass eine aktivlegitimierte Zentralgewalt des Deutschen Reiches eine Kapitulationsurkunde unterzeichnen würde.

Ereignisse überstürzen sich

Was aus den eigentlichen Repräsentanten des vergangenen Nazi-regimes geworden ist, kann mit Sicherheit noch nicht gesagt werden – mit Ausnahme von Goebbels, der sich mit seiner Familie vergiftet hat.

Seit Ende der letzten Woche haben sich die Ereignisse in überstürztem Tempo abgespielt. Auf die Kapitulation der Heeresgruppe Süd folgte am Freitagabend die Kapitulation der in Nordwesteuropa stehenden deutschen Heereseinheiten. Diese legten endgültig am Samstagmorgen um acht Uhr vor der britischen Heeresgruppe Montgomery die Waffen nieder. Diese neue Teilkapitulation umfasste die deutschen Truppen in Holland, Nordwestdeutschland und Dänemark sowie die auf der Insel Helgoland und auf den Friesischen Inseln stehenden deutschen Verbände. Die Unterfertigung dieser Kapitulationsurkunde erfolgte im Feldhauptquartier Montgomerys in der Lüneburger Heide.

Auf Hitlers berühmtem Adlerhorst in Berchtesgaden weht die französische Trikolore. Unter den Männern, die von den Nazis als Geiseln verschleppt worden waren, kamen berühmte Namen zum Vorschein, de-

nen nunmehr die Befreiung aus deutscher Gefangenschaft zuteil wurde. Unter ihnen befanden sich die früheren französischen Ministerpräsidenten Léon Blum, Edouard Daladier und Paul Reynaud, der letzte österreichische Bundeskanzler Schuschnigg, aber auch deutsche Persönlichkeiten wie der Pastor Niemöller.

Unterjochung zu Ende

In Dänemark und in Holland gingen die Wogen der Begeisterung und der Freude hoch, als die Nachricht von der Einstellung der Feindseligkeiten fast gleichzeitig mit einrückenden britischen Truppenkontingenten eintraf.

Königin Wilhelmine von Holland, die seit 1940 mit grosser Standhaftigkeit von England aus den Widerstand ihres Volkes symbolisierte, richtete am Sonntag einen Aufruf an das holländische Volk, in dem es hiess: «Es gibt in unserer Sprache keine Worte, um das auszudrücken, was in diesem Augenblick in mir vorgeht. Wir sind wieder Meister im eigenen Hause. Die furchtbare Unterjochung, unter der wir seit fünf Jahren gelitten haben, ist vorüber.»

Langsamer gingen die Dinge in Norwegen vor sich; indessen zeigten sich die deutschen Zivil- und Militärbevollmächtigten für Norwegen und auch Quisling selbst bereit, auf den

«Weltchronik» am Radio

Jean-Rodolphe von Salis ist einer der bedeutendsten Schweizer Historiker. Von Ende April 1940 bis zum Ende des Kriegs sprach er jeden Freitag von 19.15 bis 19.30 Uhr unter dem Titel «Weltchronik» zum

Kriegsgeschehen. Diese vom damaligen Landessender Beromünster ausgestrahlten Kommentare fanden in ganz Europa als unabhängige Stimme «im Äther» wegen ihrer Kompetenz und Objektivität Beachtung.

sinnlos gewordenen Widerstand gegen das Unvermeidliche zu verzichten. Schwieriger gestalteten sich die Dinge in Böhmen und insbesondere in Prag, wo es zu einem Aufstand der tschechischen Patrioten, zu schweren Schiessereien mit den Deutschen und zuletzt zu einem Einmarsch der russischen und amerikanischen Truppen kam. Nunmehr ist auch in Böhmen die Waffenniederlegung erfolgt.

Den Frieden gewinnen

Das waren die letzten Episoden des deutschen Totalzusammenbruchs. Auf alliierter Seite wurden der heutige und der morgige Tag als «Siegestage» verkündet. Als erster unter den verbündeten Staatsmännern hat sich heute Churchill in einer kurzen Ansprache an die Völker des Britischen Empire gewandt. Seinem Beispiel folgten Präsident Truman und General de Gaulle.

Nun ist der Kanonendonner über der alten europäischen Welt verhallt. Allerdings geht der Krieg im Fernen Osten zunächst weiter. Japans Ausserminister Togo hat in einer Ansprache gegen die Kapitulation Deutschlands protestiert, indem er sie als im Widerspruch mit dem deutsch-japanischen Bündnisvertrag erklärte. Es ist nun eine andere Frage, ob Japan seinen Krieg allein gegen die verstärkten Flotten und Armeen Amerikas und Grossbritanniens und gegen China fortsetzen oder ob es den Versuch machen will, durch die Vermittlung Sowjetrusslands, zu Verhandlungen mit seinen Gegnern zu kommen.

Inskünftig werden grosse politische Aufgaben die Siegermächte in Anspruch nehmen, wie bereits das Beispiel der Konferenz von San Francisco und die neue Verschärfung des Konfliktes wegen Polen deutlich machen. Nachdem sie den Krieg gewonnen haben, stehen die siegreichen Mächte vor der verantwortungsvollen Aufgabe, nun auch den Frieden zu gewinnen. Erst dadurch wird der Sieg der Waffen seinen eigentlichen Sinn und seine tiefere Berechtigung erhalten.

Aus: J. R. von Salis, «Eine Chronik des Zweiten Weltkrieges. Radiokommentare 1939–1945». Leicht gekürzte Fassung der Notierungen unter dem Datum des 8. Mai 1945. Die Zwischentitel wurden von der Redaktion gemacht. ©1966 Copyright beim Orell Füssli Verlag, Zürich.

Konstruktives Nachdenken statt Gedenkfeiern

Die Jubiläen häufen sich dieses Jahr, und gleich vier Gedenktage stehen bevor: zwei unwichtige und zwei wichtige, dreimal geht es um 50 Jahre, einmal um neun Jahrhunderte. Die unwichtigen sind das Kriegsende in Europa am 8. Mai und jenes in Japan am 15. August. Die wichtigen sind das Gedenken an Hiroshima und Nagasaki am 6. und 9. August, und vor allem der Aufruf zu den Kreuzzügen vor neunhundert Jahren am 27. November.

Wenn ich «unwichtig» sage, will ich nicht den gewaltsamen Tod von 44 Millionen Menschen und all die übrigen grauenhaften Folgen des Zweiten Weltkriegs verharmlosen. Aber die Achsenmächte und Alliierten haben sich inzwischen arrangiert untereinander. Einige psychische Wunden mögen noch nicht ganz verheilt sein, und es gibt noch vereinzelt Rufe nach Rache oder Rückeroberung, aber das ist eher unwichtig.

Kann man das Töten von 44 Millionen Menschen feiern?

Wenn ich «wichtig» sage, möchte ich auf Dinge aufmerksam machen, die nicht so offensichtlich sind. Eigentlich haben die USA mit der Entwicklung der Atomwaffen das gleiche getan wie die Nazis mit ihren Todeslagern: sie haben eine neue Methode zum Völkermord eingeführt. Während aber Todeslager heute nicht mehr offiziell bestehen, sind wir noch immer im Zeitalter der Nuklearwaffen, und die USA blockieren zusammen mit anderen die nukleare Abrüstung.

Enorm wichtig war auch die Kriegserklärung von Papst Urban II. an den Islam am 27. November 1095 in Clermont, womit die bis 1291 dauernden Kreuzzüge ihren Anfang nahmen. Die Muslime «gewannen» schliesslich. Dieser Krieg – zwischen potentiell eineinviertel und einer Milliarde Menschen – dauert noch immer an, wie man jeden Tag sehen, hören und lesen kann.

Es gibt heute drei protestantisch/katholische Bomben (USA, Grossbritannien und Frankreich), drei orthodoxe (Russland, Ukraine und Weissrussland), eine konfuzianisch/taoistische (China), eine hinduistische (Indien), eine jüdische (Israel) und wahrscheinlich drei islamische (Paki-

stan, Iran, Kasachstan).

Zwischen den zwei wichtigen Gedenktagen gibt es also sozusagen einen Synergieeffekt. Dazu drängt sich eine wichtige Frage auf: Wie sollen wir mit solchen «Jubiläen» umgehen?

Der Grad an Unreife eines Landes können wir nun wie bei den Kolumbusfeiern zum «Amerikanischen Holocaust» 1492 daran messen, wie mit einem solchen Jubiläum umgegangen wird. Kann man das Töten von 44 Millionen Menschen feiern? Viel eher sollten das Tage sein, an denen man trauert über die Dummheit der Regierungspolitik auf allen Seiten, die Verbissenheit in Todesspielen, und über die Einfältigkeit der Leute, die sich als Figuren in diesem Spiel zur Verfügung stellen.

Vor allem aber sollten es Tage des Nachdenkens sein. Hunderttausende, ja Millionen von Gesprächen sollten aufblühen, und zwar über folgende zwei Themen: «Wie hätten diese Kriege verhindert werden können?» und «Wie können wir zukünftige Kriege



Bild Keystone

verhindern?». Es wäre gut, wenn Regierungen so etwas organisieren würden. Aber die Bevölkerung hasst den Krieg mehr, als es die Regierungen tun, und sie hat auch mehr Phantasie als positivistische Historiker.

Sollten sich die USA für den nuklearen Genozid entschuldigen? Sicher, aber bei der Menschheit und nicht bei Japan. Es gab auch andere Grausamkeiten im Krieg, und es ist gang und gäbe, die einen Gewaltakte gegen die anderen aufzuwägen. Und überhaupt: was geschieht, wenn sich die USA entschuldigen und Japan sagt, gut, wir verzeihen euch! Das eigentliche Problem ist, wie man die «Völkermord-Mentalität» los wird, und darüber sollte man eingehend nachdenken.

Sollte sich im kommenden November Papst Johannes Paul II. offiziell beim Islam entschuldigen und verkünden, der Aufruf seines Vorgängers sei aufgehoben? Am Sonntag, dem 12. Februar, gab er bereits eine wich-

tige Erklärung ab, als er sagte, der Einsatz von Gewalt gegen den Islam zur Erhaltung heiliger Stätten sei ein Fehler, und der richtige Weg zu Beziehungen zwischen Völkern und Religionen sei der respektvolle Dialog. Eine offizielle Entschuldigung könnte nach wie vor nützlich sein.

Das eigentliche Problem ist, wie man die Völkermord-Mentalität los wird

Wichtiger jedoch ist es, wenn auf beiden Seiten intensiv darüber nachgedacht wird, wie es zum Zwist kam und was damals anders hätte gemacht werden können. Vor allem aber darüber, wie man heute die gemässigten Kreise im Islam und in den christlichen Kirchen dazu bringt, ihre fanatischen fundamentalistischen Glaubensbrüder zu beeinflussen.

Bei solchem Nachdenken mag die Festfreude etwas getrübt werden. Aber die Menschheit könnte enorm viel gewinnen.

Johan Galtung, norwegischer Friedensforscher, lehrt an zahlreichen Universitäten der ganzen Welt Friedens- und Konfliktforschung. Er ist Träger des alternativen Friedensnobelpreises und hat verschiedene Ehrendokortitel erhalten.



Wenig gelernt.

Am 8. Mai 1945 kapitulierte die Deutsche Wehrmacht. Auch in unserem Volke nahmen die Leiden und Entbehrungen langsam ein Ende.

Seither sind fünfzig Jahre ins Land gegangen. Die Augenzeugen der Kriegsgeneration werden immer weniger. Um so wichtiger sind die eindrucklichen Bilder mutiger Fotografen

Bilder von damals



Frauenarbeit

Waschtag hinter dem Bauernhaus auf dem Thurgauer Seerücken. Frauenalltag daheim, die Männer an der Grenze. Harte Arbeit in Haus und Feld. Wie geht es dem Familienvater im Dienst?

Bild
Hans Baumgartner

«Die Brücke»

Nicht viele «Antikriegsfilme» tragen diesen Namen zu Recht: Allzuoft erpacken Regisseure die Kritik am sinnlosen Töten in schaukräftige Aktionen. Und manchmal verklären sie den Krieg sogar zum Abenteuerspielplatz. Ganz anders ist das in Bernhard Wickis illusionslosem Kriegs drama «Die Brücke» aus dem Jahr 1959: Eine Gruppe 16jähriger Buben wird am 30. April 1945 von der Wehrmacht abgekrutert. Die uniformierten Schüler bekommen den Befehl, eine Brücke gegen die anrückenden Amerikaner zu verteidigen. Sie gehorchen – und kommen dabei einer nach dem anderen ums Leben. Keiner der Halb wüchsigen will wahrhaben, dass der Krieg für Deutschland längst verloren ist. Und keiner ahnt, dass die Brücke keine strategische Bedeutung ist. **DF: Sonntag, 30. April, 20.15 Uhr.**

«Wir sind keine Verräter»

«Kameradenschweine» und «Verteiler» nannte man sie – jene Deutschen, die im Zweiten Weltkrieg desertierten oder den Kriegsdienst verweigerten. Viele wollten aus religiösen Gründen nicht auf andere Menschen schießen. 30 000 Verweigerer und Deserteure wurden von Wehrmachtssrichtern zum Tode verurteilt. Einer, der überlebt hat, kommt in dieser Sendung zu Wort: Der heute 87jährige Ludwig Baumann sass zehn Monate in der Todeszelle und diente danach in einem Strafbataillon. **RD: Sonntag, 30. April, 17.30 Uhr.**

«Passage 2»: Versöhnung?

Zurzeit ist in der tschechischen Hauptstadt ein schwieriges Experiment im Gang: Junge Deutsche leisten ihren Zivildienst in der jüdischen Gemeinde von Prag. Sie betreuen ältere Menschen – fast alle Überlebende des Holocaust. Vor dem Krieg war Prag ein wichtiges Zentrum jüdischer Kultur. Darum hatte Hitler den zynischen Plan, aus dem Ghetto der Stadt das Museum einer ausgestorbenen Rasse zu machen. Die wenigen Prager Juden, die dem Massenmord der Nazis entgingen, wurden unter dem kommunistischen Regime erneut diskriminiert. Erst die politische Wende vor neunzig Jahren machte diesem Unrecht ein Ende. Die Sozialarbeit junger Deutscher in Prag soll einen Beitrag zur Bewältigung einer schrecklichen Vergangenheit leisten. **Radio DRS 2: Freitag, 28. April, 20.00 Uhr.** **Michael West**



Frühturnrezept für Redaktoren: «Man nimmt einen Stuhl/ Und hockt uf s Muul!»

Karikatur aus dem «Nebelspalter», Juni 1939

Während des Krieges herrschte in der Schweiz Pressezensur. Wer sich auflehnte wurde als staatsgefährdend verdächtigt.

Geknutete Presse

Zensur in der Schweiz? Hat es je eine zeitgeschichtliche Epoche gegeben, die es bei uns der Presse verbot, frei ihre Meinung zu äussern? Die jüngere und die mittlere Generation im Lande halten einen solchen Zustand für undenkbar, weil er demokratiewidrig ist. Nur wer die Jahre des Zweiten Weltkriegs mit Bewusstsein erlebt hat, entsinnt sich noch der Zensurzeiten. Und die Sachkundigen im Veteranenkreis wissen sogar, dass im neutralen Kleinstaat eine Pressekontrolle waltete, die härter durchgriff als diejenige im kriegführenden England.

Der Zorn Hitlers

Nichts hat man in der offiziellen Schweiz so gefürchtet wie den Zorn des Diktators Hitler, und also tat man alles, um ihn bei Laune zu halten. Zwar hatten wir nur der Staats-, nicht aber der Gesinnungsneutralität zu gehorchen. Die Presse wäre somit ohne weiteres befugt gewesen, Klartext zu schreiben. Doch der Bundesrat, der mit Vollmachten regierte, wollte nicht das mindeste Risiko eingehen.

Aus diesem Grunde verfügte er die Einführung der sogenannten «Pressekontrolle», und jedes Zeitungsunternehmen erhielt ein «Kompendium» zugeschickt, das laufend durch Ergänzungen erweitert wurde. Die Re-

daktoren erfuhren solcherart, was ihnen mitzuteilen verboten war.

Aus heutiger Sicht ist es schlechthin unvorstellbar, wie grotesk diese Einschränkungen waren. Es nützte nichts, dass Persönlichkeiten wie die Nationalräte Gottlieb Duttweiler und Albert Oeri mit aller Schärfe gegen die behördlichen Zensurmassnahmen protestierten. Um dem «Dritten Reich» gefällig zu sein, wurde systematisch jede Nachricht unterdrückt, die vom hitlerdeutschen Terror handelte. Das war, befand der Bundesrat, nichts als alliierter «Greuelpropaganda».

Mit Vorliebe nahmen sich die über das ganze Land verstreuten Zensurinstanzen die unabhängigen Blätter «Weltwoche» und «Nation» vor, die mit Leidenschaft gegen jede amtliche Bevormundung ankämpften. Der schweizerische Justizminister, Bundesrat Eduard von Steiger, hielt diese Zeitungen für geradezu staatsgefährlich. Er versäumte keine Gelegenheit, ihre Chefredaktoren Karl von Schumacher und Peter Surava zu verdächtigen und zu diffamieren: Wenn Hitler sich genötigt sehe, seine Truppen in die Schweiz einmarschieren zu lassen, seien daran einzig und allein solche «Schmierfinken» schuld.

Ein Beispiel dürfte genügen, um der heutigen Leserschaft deutlich zu machen, wie gering der publizistische Spielraum damals war. Als der briti-

sche Kriegspremier im Jahre 1942 einen längeren Spitalaufenthalt beenden durfte, publizierte die «Weltwoche» auf ihrer Titelseite eine Karikatur, unter der – frei nach Wilhelm Busch – der Vers zu lesen stand «Sechs Wochen war der Churchill krank; jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank.»

Nach den Vorstellungen der schweizerischen Pressezensur war dies eine so gravierende Neutralitätsverletzung, dass das Blatt einen scharfen Verweis erhielt, und es wurde «im Wiederholungsfall» mit einer Beschlagnahmung bedroht.

Widerstand mit Tricks

Es versteht sich, dass eine derart zensurierte Presse nichts mehr mit dem Prinzip Demokratie zu tun hatte. Aber unter dem Vollmachtenregime war diese Staatsform faktisch sistiert. Sie bestand nur noch formell, hatte aber keinen Inhalt mehr. Dieser Zustand erlaubte es, die Medien amtlich zu gängeln und ihren Spielraum zu minimalisieren. Nur rechneten die damaligen Beherrscher der öffentlichen Meinung nicht mit dem intellektuellen Widerstand der Geknuteten, die fortgesetzt darauf bedacht waren, die Zensur zu unterlaufen. Und es gelang immer wieder, ihr ein Schnippen zu schlagen.

Oskar Reck

Marsch- befehl

Herbst 1939.
Marschbefehl in
den Aktivdienst.
Einrücken ins
Gotthardgebiet.
Abschied von
Frau und Familie.
Ungewisse,
gefährliche Zeit.
Wird uns Hitler
angreifen?

Bild Rolf Jeck





Heerlager

Häftlinge aus dem Konzentrationslager Dachau nach ihrer Befreiung durch die Alliierten. Ankunft im Heerlager im sankt gallischen Buchs.
Schicksale aus 27 Nationen.
Bild Emil Brunner



Flüchtlingszug

Anfang Mai 1945 marschieren die Franzosen in Konstanz ein. Flüchtlingszüge kommen über die Grenze nach Kreuzlingen. Müde Gestalten, vom Krieg gezeichnet.
Bild Ausstellung «Endlich Friede!» im Historischen Museum St. Gallen



Überleben

Vor der «Oeli» in Ermatingen. Wie gross ist der Ertrag? Im Krieg wird Mohn angebaut. Mohnöl darf ohne Rationierungsmarken verwendet werden, die Pressrückstände als Viehfutter.

Bild
Hans Baumgartner



Demonstage

Ende des Zweiten Weltkriegs. Soldaten und Offiziere unserer Armee dürfen aufatmen. Freude und Übermut machen sich breit. Das Wachhäuschen wird demontiert.

Bild Lothar Jeck



8. Mai 1945

Am 8. Mai 1945
kapituliert
die Deutsche
Wehrmacht,
«Ende Feuer in
Europa» verkün-
det «Die Tat».
Der Schlächtlärm
auf dem alten
Kontinent verhallt.
In Asien geht
der Krieg weiter.

Bild RDB

«Er nannte sich Surava» – ein packender Dokumentarfilm über einen Schweizer Journalisten, der sich im Zweiten Weltkrieg mit Zivilcourage in Schwierigkeiten brachte

Mutig



Sass 1946 wochenlang in Untersuchungshaft: Peter Surava in einer Gefängniszelle im Basler Lohnhof.

Bild PD

☆☆☆ Hervorragend

Der alte Mann ist den Tränen nahe. Mit stockender Stimme erzählt Peter Surava ein Erlebnis, das 49 Jahre zurückliegt: Frühmorgens rissen ihn drei Polizisten aus dem Schlaf. Er musste sich überstürzt von seiner kranken Frau und den kleinen Töchtern verabschieden. Ohne zu wissen warum, wurde er ins Basler Gefängnis Lohnhof gefahren. Dort führte man ihn einem Untersuchungsrichter vor und sperrte ihn in eine Zelle.

Der Bericht über die Verhaftung zählt zu den bewegendsten Momenten des Dokumentarfilms. Präzise legt Regisseur Erich Schmid zuvor dar, wie Surava die Festnahme provoziert hatte: nicht etwa durch ein Verbrechen, sondern durch seinen mutigen Kampf für die Schweizer Pressefreiheit.

Gezielt vernichtet

Peter Surava war im Zweiten Weltkrieg Chefredaktor der Wochenzeitung «Die Nation». In vielen Artikeln attackierte er das Dritte Reich und schilderte ungeschönt Nazigreuel. Zusammen mit dem Fotografen Paul Senn enthüllte er in grossen Bildreportagen auch Schweizer Missstände – etwa das Elend ausgebeuteter Heimarbeiterinnen oder rechtloser Verdingbuben.

Suravas unbestechlicher Journalismus kam beim Publikum an: Unter seiner Leitung kletterte die Auflage der Wochenzeitung von 8000 auf 120 000 Exemplare. Zugleich machte sich Surava mächtige Feinde: Der deutschfreundliche Bundesrat Eduard von Steiger – Vorsteher von Justiz und Polizei – wollte den unbequemen Journalisten mit allen Mitteln knebeln. Auf sein Geheiss wurde «Die Nation» verwarnt, gebüsst, beschlagnahmt und zeitweise sogar verboten.

Nach dem Krieg wurde Surava nicht etwa geehrt, sondern gezielt vernichtet: Bundesrat von Steiger erreichte mit Hilfe eines befreundeten Staatsanwalts ein Strafverfahren. Eine Reihe kafkaesker Vorwürfe brachten Surava in Untersuchungshaft.

So liess sich etwa das Bündner Dorf Surava dazu bringen, den Journalisten wegen «Namensanmassung» zu verklagen. Denn Peter Surava hiess ursprünglich Hans Werner Hirsch. Doch schon als junger Mann hatte er unter dem Pseudonym Surava einen Roman geschrieben, der in den Bündner Bergen spielt. Später wurde «Surava» dann auch sein offizieller Name: Das jüdisch klingende «Hirsch» legte er ab, weil ihn der Vorstand der «Nation» aus Furcht vor antisemitischen Anfeindungen darum gebeten hatte.

Vor Bundesgericht in Lausanne wurde dem missliebigen Pressemann schliesslich der Name Surava aberkannt. Im Film besucht er die düster anmutende Gerichtshalle und denkt an den Prozess zurück: «Dieser Saal ist für mich ein Beerdigungsinstitut. Hier wurde meine Identität beerdigt.»

Denn nach Haft und Prozess war Surava ohne Arbeit und sein Ruf völlig zerstört. Er verschwand für 45 Jahre aus der Öffentlichkeit und schrieb unter diversen Pseudonymen Sachbücher. Erst 1991 wagte er mit einer Autobiographie den Schritt aus der Anonymität.

Zum Weinen gebracht

Dank diesem Buch und gründlichen Recherchen konnte Erich Schmid nun seinen Film drehen. Im Bundesarchiv ackerte er sich durch rund 80 000 Seiten der 50jährigen Zensurakten. Für Schmid wurde daraus sichtbar, wie erbarmungslos die Behörden Surava bekämpft hatten. «Als ich das zum ersten Mal gelesen habe, brachte mich dieser Zynismus zum Weinen», erzählt der Regisseur.

So ist ein Anteil nehmender Dokumentarfilm entstanden, der Surava an die Schauplätze seiner Verfolgung zurückführt. Kunstvoll sind Interviews aus der Gegenwart mit Aufnah-

men aus dem Zweiten Weltkrieg verwoben. Bei allem Können stellt der Regisseur seine Mittel völlig in den Dienst von Suravas Lebensgeschichte – und diese Abwesenheit von Eitelkeit macht den Film noch packender.

Michael West

Peter Surava

Woher nahm der Pressemann Surava eigentlich den Mut, so hartnäckig über unbequeme Themen zu berichten? «Am Anfang hatte das mit Unerfahrenheit zu tun», meint der heute 83jährige. «Ich war ein junger Journalist und konnte mir nicht vorstellen, dass man das Schreiben von Wahrheit bestraft. Ausserdem ertrug ich es nicht, dass manche Menschen ewig auf der Schattenseite des Lebens bleiben. Ich wollte mich journalistisch als Anwalt für sie einsetzen.» Grossen Respekt hat Surava vor Regisseur Erich Schmid: «Er hat für den Film unglaublich gründlich recherchiert. Er wusste am Schluss mehr über mich als ich selber.»

M.W.

Die Schriftsteller Alfred A. Häsler und Otto Steiger
erinnern sich, wie sie persönlich
das Ende des Zweiten Weltkriegs erlebten

Gedämpfte Freude

Wir, einige Teilnehmerinnen und Teilnehmer eines Kurses für soziale Nachkriegsarbeit, verbrachten den 8. Mai 1945 gemeinsam. Dass der Krieg in Europa mit der bedingungslosen Kapitulation des Dritten Reiches zu Ende war, darauf stiessen wir mit einem Glas Rotwein an. Wir hörten das Glockengeläute, gingen auf die Strasse, wo Tausende Frauen und Männer tanzten, völlig Unbekannte sich umarmten.

Aber im Kreis meiner Freunde, jüdische Flüchtlinge aus Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, einige Schweizerinnen und Schweizer, mischten sich in die Freude immer wieder Wermutstropfen. Wie beim missglückten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 und bei der Nachricht von der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz im Januar 1945, so war auch jetzt das Wissen um

Bergen der Millionen Opfer ein neues friedliches, sozial gerechtes, freiheitliches Europa entstehen würde. Liberalismus und Sozialismus würden friedlich miteinander im Wettbewerb stehen. Die Vereinten Nationen würden den Frieden in der Welt gewährleisten. Die Hoffnungen erfüllten sich nicht.

Die Gegenwart ist nicht dazu ange-tan, das Jubiläum des Kriegsendes am 8. Mai 1945 unbeschwert zu feiern.

Alfred A. Häsler

Der Schriftsteller und Publizist Alfred A. Häsler ist mit seinem Buch «Das Boot ist voll», in dem er die Schweizer Flüchtlingspolitik 1933 bis 1945 darstellte, über die Landesgrenzen hinaus bekannt geworden. Er ist Ehrendoktor der Universität Zürich.



den Preis dieses Krieges und Sieges nicht zu verdrängen. Insbesondere die polnischen Freunde waren von der Frage bedrückt: Wen finden wir von unseren Angehörigen bei der Rückkehr noch am Leben? Auschwitz, Maidanek, Treblinka lagen in Polen.

Was man trotz Zensur in der Schweiz seit langem hatte wissen können und was seit der Befreiung von Auschwitz an Dokumentarfilmen, Fotos, Zeitungs- und Augenzeugenberichten nun vorlag, war in seiner Grauenhaftigkeit nicht mehr zu leugnen, wenn auch immer noch kaum zu fassen. Auch die Nachricht, dass der Bundesrat die diplomatischen Beziehungen zum Dritten Reich abbrach und die Beamten der deutschen Gesandtschaft und der Konsulate aufforderte, die Schweiz innert dreier Tage zu verlassen, vermochte unseren Freunden, die aus den Flüchtlingslagern gekommen waren, kaum mehr als ein müdes Lächeln zu entlocken.

Aber natürlich bewegte uns auch die Hoffnung, dass aus den Trümmern der zerstörten Städte und über den

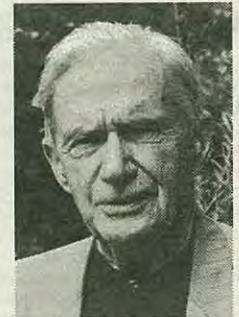
Der Sammelkessel

Man hat es ja schon ein paar Tage vorher gewusst. Aber am 8. Mai 1945 wurde es Gewissheit. Das war der Grosse Tag: Friede in Europa. Wahrscheinlich dachte ich damals, als ich in Zürich mit dem Tram zur Arbeit fuhr, das sei nun der wichtigste Tag in meinem Leben. Ich freute mich auch, dass ich nach fast 700 Aktivdiensttagen keinen Militärdienst mehr leisten musste. Wahrscheinlich dachte ich auch, an diesen Tag werde ich mich bis ans Lebensende in allen Einzelheiten erinnern. Heute jedoch habe ich fast alles vergessen, was damals Erinnerungswürdig war. Vom Winde verweht. Es ist nicht leicht zu wissen, was man vor 50 Jahren gedacht hat.

Aber beim Kramen in Erinnerungen ist mir heute etwas Vergessenes

ins Bewusstsein gehoben worden. Eine Kleinigkeit – oder vielleicht mehr? Zwei Jahre vorher hatte ich in Zürich eine Privatschule eröffnet. Meine häufige Abwesenheit im Militär schadete der Schule sehr, ich musste froh sein, wenn ich Löhne und Miete zahlen konnte. Für mich blieb sozusagen nichts. Für diesen Tag jedoch hatte ich 50 Franken gespart. Ich wollte die junge Frau, die während des Militärdienstes meine Arbeit erledigte, am Abend zu einem Essen einladen, und ich wollte ihr Wichtiges beim Anstossen anvertrauen. Grosse Tage laden zu grossen Bekenntnissen ein.

An der Bahnhofstrasse stand ein Gefäss zum Sammeln von Geld für das zerstörte Europa. Es lag viel Geld drin, viele Hunderternoten. Ich wollte rasch vorbeigehen, aber meine Begleiterin blieb stehen: «Sie haben



noch nichts gegeben», sagte sie. Was konnte ich tun? Ich legte meine 50 Franken in den Kessel, begleitete die junge Frau zum Bahnhof, trank nachher in einem Lokal des Frauenvereins einen Kaffee und ass ein Bürlì dazu.

Wenige Jahre später habe ich sie dann doch geheiratet, trotz der verpassten Gelegenheit. Bis heute weiss sie nicht, dass sie damals ein Essen mit mir verpasst hat. Sie erfährt es erst jetzt, wenn sie das liest. **Otto Steiger**

Die Stimme **Otto Steigers** war während des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz wohlbekannt: Er war Nachrichtensprecher bei Radio Beromünster. Anschliessend gründete er eine Handelsschule und war Schriftsteller. Auch heute schreibt er noch Romane, zuletzt «Tante Lisas Erben» (Pendo-Verlag).

Diesem Aufruf, den Menschen im kriegszerstörten Europa zu helfen, konnte sich Otto Steiger nicht entziehen.

Bild Theo Frey

Freiheit der Sprache, Freiheit überhaupt

Während des Zweiten Weltkriegs war die Schweiz eine kulturelle Insel in Europa. Aber auch hier gab es Einschränkungen

In den Jahren der kulturellen Verdunkelung seit dem Machtantritt Hitlers in Deutschland im Januar 1933 musste sich die alemannische Schweiz mit einer ebenso ungewohnten wie fruchtbaren paradoxen Situation abfinden.

Von der Bühne herab hörten ihre Bürger, sofern sie sich für die Bühnenkunst interessierten, Hochdeutsch sprechen, obwohl sie in dieser Zeit selber nicht so gerne Hochdeutsch sprachen. Mundart gab es auf der Bühne zwar auch. Doch der Rückzug auf ausschliessliches Mundarttheater kam für die nicht in Frage, die nicht daran dachten, die grossen Dramatiker deutscher Sprache, die Klassiker so wenig wie die Modernen, einem Hitler zu opfern.

Zarli Carigiet und Trudi Schoop in «Harfenklänge des Friedens», Kabarett «Cornichon», Programm 1945.

Bild M. Wolgensinger. Quelle für alle Bilder Schweizerische Theater Sammlung



Theaterkultur von Rang

So entwickelte sich an allen deutschsprachigen Bühnen unseres Landes – durch die Not begünstigt – eine Theaterkultur von Rang. Dieser Rang war indessen nicht einzig ästhetisch zu messen. Er bestand auch darin, dass das Theater von einem durch den nationalsozialistischen Totalitarismus sensibilisierten Publikum politisch gelebt wurde: als ein Theater, das sich mit der Freiheit des Wortes

für die Freiheit des einzelnen wie auch der demokratischen Gesellschaft einsetzte.

Als der Krieg sich seinem Ende näherte, kam dann auch in den Stammgemeinden des Theaters überwältigend die Dankbarkeit zum Ausdruck, dass diese Bewahrung der Sprache geglückt war. Die Emigranten, die diese Bühnenkunst in entscheidendem Mass getragen haben, dankten für die Rettung vor der Verfolgung durch die Mordmaschine Hitlers.

Bei den Künstlern ebenso wie bei

ihrem hellhörigen Publikum herrschte in all diesen schwierigen Jahren das Bewusstsein der Verantwortung des einzelnen für das Ganze. Ein Bewusstsein, aus welchem sich schliesslich jenes Glücksgefühl entwickelte, das Therese Giehse, die unvergessene Schauspielerin, in den Satz zusammengefasst hat: «Erst muss man mit sauberen Füßen auf der Erde stehen, auf der Seite der Gerechtigkeit mit unverschmiertem Gefühl und unegoistischem Sinn für das Reale.» Wenn diese Einsicht missachtet wird, gerät alle Kunst in Gefahr,

schwärmerisch in die höchsten Höhen wegzuschweben – aus der Verantwortlichkeit sich egoistisch abzuhelben.

Therese Giehse, der als Schauspielerin kein Ausdruck von Empfindung unerreichbar gewesen ist – wie Leopold Lindtberg, selber Emigrant, einmal von ihr sagte –, hatte in der Schweiz Zuflucht gefunden. Den hohen Rang der darstellerischen und inszenatorischen Kunst in der Schweiz hätte das Theaterleben ohne die Emi-



Therese Ghiese in «Mutter Courage» in der Schauspielhaus-Aufführung 1945. Bild Riedel & Hauffer



Heinrich Gretler als Tell in der Zürcher-Spielhaus-Aufführung 1939 des «Wilhelm Tell».

Freiheit der Sprache, Freiheit überhaupt

Fortsetzung von Seite 49

granten (seit 1933 aus Deutschland, seit 1938 aus Österreich) zweifellos nicht erlangt. Das heisst aber nicht, dass der Beitrag geringer einzuschätzen wäre, den ihrerseits die Rückwanderer schweizerischer Herkunft – allen voran Schauspieler wie Heinrich Gretler – geleistet haben.

Politisch und kämpferisch

Hält man Rückschau auf die Spielpläne – nicht nur des Zürcher Schauspielhauses, sondern der Schweizer Sprechbühnen allesamt –, wird man inne, wie kämpferisch das Zeitbewusstsein die Programme geprägt hat. Nicht nur Klassiker, zu denen auf der deutschsprachigen Bühne dominant auch Shakespeare gehörte, wurden aufgeführt. Man konnte auch viele Stücke zeitgenössischer Autoren sehen, von emigrierten Deutschen wie Brecht, Bruckner und Werfel, aber auch von Angelsachsen wie Hemingway, Steinbeck und Wilder. Gerade auf das Ende des Krieges hin wurde dessen Erlebnis und die Erwartung des Friedens noch einmal zur Szene verdichtet.

Schweizer Autoren hat es auf den Bühnen des Landes immer gegeben –

Jakob Bühler etwa und Werner Johannes Guggenheim. Doch als im Herbst 1944 in Zürich das erste Stück von Max Frisch, «Nun singen sie wieder», auf die Bühne kam, war ein Signal des Aufbruchs gesetzt – eines Aufbruchs, der in der letzten Kriegszeit von Max Frisch, später auch von Friedrich Dürrenmatt, mit Kraft vorangetrieben wurde.

Es war – noch über das Kriegsende hinaus – ein Kennzeichen der Zeit, dass mittels der Bühne politisch gelebt und mit ihr Stellung für Freiheit bezogen wurde. Das auch dort, wo die Stücke selbst eher unpolitisch zu sein schienen. Es gab seit den frühen dreissiger Jahren und bis in die erste Friedenszeit hinein indessen noch einen anderen Ort dieser Erfahrung – einen Ort, wo die Leidenschaft für das szenische Spiel und die Leidenschaft für das politische Credo eine gleichsam naturgewachsene Einheit bildeten: das Kabarett. Und der Name «Cornichon» ist gleichbedeutend geblieben mit dem, was Kabarett überhaupt sein kann und was es zu leisten imstande war.

Die Kunst des Kabarets ist immer auch von der politischen Lage abhängig, die es mit Parodie, Satire und Ironie zu parieren gilt. Für das schweizerische Kabarett hat das «Cornichon» den Massstab gesetzt. Gegen die Arglist der Zeit, ob sie von aussen drohte oder von innen heraufzog, trat dieses Kabarett mit nie gebrochenem Mut, mit zensurunterlaufender Geschmeidigkeit, mit literarischer Zielgenauigkeit zur politischen Aufklärung an –

eine Aufklärung, die auch in den politischen Überzeugungen wurzelte, denen die Texte verpflichtet waren, die ihr Fundament tief innen in der Gewissheit besass, dass die Inhumanität eines Gewaltregimes wie des nationalsozialistischen nie würde auf Dauer bestehen können.

Druck auf den Film

Den Pressionen, die das Dritte Reich ungescheut in Gang setzte, war vor allem der Schweizer Film ausgesetzt. Mit dem Film «Die letzte Chance» von Leopold Lindtberg meldete sich die Schweiz in Europa zurück. Bis er zustande kam, hatte er jedoch den Widerstand zahlreicher Behörden zu überwinden. Noch während der im Oktober 1944 aufgenommenen Dreharbeiten wurde der geschmäht im Land umgehende Antisemitismus mobil gemacht. Die Zensurbehörden, die zivilen wie die militärischen, pochten auf die Staatsraison, der sich jede individuelle und künstlerische Bewegungsfreiheit zu unterziehen habe.

Trotz allen Hindernissen, Schwierigkeiten und Verleumdungen konnte dieser Film gedreht werden. «Die letzte Chance» kam erst in die Kinos, als der Krieg zu Ende gegangen war. Dieser Film ist die von Künstlern stellvertretend für unser Land leidenschaftlich gestaltete Botschaft von einer Schweiz, wie man sie sich, aller Anpassung widerstehend, in jenen gefährdeten Jahren immer gewünscht hatte.

Martin Schlappner

«Brückenbauer»-Leserinnen und -Leser erinnern sich an das Kriegsende am 8. Mai 1945

Ein unvergesslicher Tag

In der Ausgabe vom 5. Februar rief die «Brückenbauer»-Redaktion Leserinnen und Leser, welche den 8. Mai 1945 miterlebt hatten, dazu auf, ihre Erinnerungen und Gefühle, die sie mit diesem welthistorischen Tag verbinden, niederzuschreiben. Das Echo war überaus gross: Mehrere hundert Briefe trafen auf der «Brückenbauer»-Redaktion ein. Alle wären sie eigentlich einer Veröffentlichung wert gewesen. Denn der 8. Mai 1945 ist für viele Menschen ein unvergesslicher Tag. Aber der beschränkte Platz in der Zeitung zwang zu einer Auswahl, die der Redaktion nicht leicht fiel. Lesen Sie nachfolgend, was Schweizerinnen und Schweizer am 8. Mai 1945 erlebt haben und was sie bewegte.



Die Schlagzeile der damaligen Zürcher Tageszeitung «Die Tat» am 8. Mai 1945.

Bild Archiv MP

Feier mit Mantegazzi

Der 8. Mai 1945 war mein 27. Geburtstag. Deshalb war dieser Tag mein eindrücklichstes und schönstes Wiegenfest, da tatsächlich die ganze Schweiz in einem Freudentaumel war. Wir feierten in einem bekannten Zürcher Restaurant. Zufällig in Gesellschaft des ehemaligen Komponisten und Dirigenten Giovanni Mantegazzi, was das Fest noch vervollständigte. Auch heute noch spüre ich ein eigenartiges Kribbeln beim Klang der Zürcher Kirchenglocken, es war ganz einfach ein einmaliges Hochgefühl.

Annie Citterio, 8143 Stallikon

Leuchtendes Herz

1945 war ich vierzehn Jahre alt. Wir hatten in der Schule für den 8. Mai etwa einen Meter lange, dicke Kartonröhren mit weissem Glanzpapier überzogen. Diese symbolischen Kerzen dienten uns als Sammelbüchsen für die Schweizerhilfe. Wir sammelten auf der Strasse und im Pfrundhaus in Zürich. Nach kurzer Zeit wurde die Kerze schwer von den vielen Batzen (es waren auch vereinzelt Banknoten dabei), und wir trugen sie ins Schulhaus zurück. Die Menschen waren an diesem Tag wie verwandelt. Ich stand am Abend mit meinem Schulfreund

auf einer kleinen Aussichtsterrasse, dem «Vrenelis Gärtli». Wir redeten kaum miteinander, hielten uns nur die Hände und schauten auf die hell erleuchtete Stadt. Mag sein, dass die Verdunkelung zu Ehren dieses Ereignisses aufgehoben war. Möglich ist allerdings auch, dass es tief drin in meinem Herzen so geleuchtet hat.

Ruth Schaub-Margoler,
8048 Zürich

Geboren am 8. Mai

Ich werde diesen Tag nie vergessen. Denn am 8. Mai 1945 brachte ich um 21.45 Uhr im Spital Erlenbach im Simmental meinen Sohn Hanspeter zur Welt. Sein Vater war noch in Flügen im Aktivdienst, so waren wir zwei ganz allein, als von weit weg leises Glockengeläut zu hören war. Der Arzt gratulierte mir mit den Worten «Ihr Sohn soll ein guter Soldat werden, aber hoffentlich nie in den Krieg müssen».

A. Winkler-Wehrli,
8304 Wallisellen

Eine gute Nachricht

Der 8. Mai 1945 war mein 9. Geburtstag, und ich ging in die 3. Klasse. Am Vormittag klopfte es an die Tür des Klassenzimmers. Unser Lehrer

ging hinaus, ein paar Minuten später kam er wieder zurück, stellte sich vor die Klasse und sagte mit ruhiger, erster Stimme: «Legt eure Federhalter weg, steht auf und bleibt zwei Minuten ganz still.» Danach sprach er weiter: «Kinder, man hat mir vorher eine gute Nachricht gebracht: Der Krieg ist zu Ende, es herrscht Waffenstillstand. Heute Abend um 8 Uhr läuten alle Glocken in der ganzen Schweiz zum Dank, dass die Schreckenstaten ein Ende haben und dass wir verschont blieben. In diesem Sinne singen wir nun ein Lied.» Was wir sangen, weiss ich nicht mehr. Jedenfalls war es etwas Feierliches. Für mich hatte dies alles eine doppelte Bedeutung und wurde an Feierlichkeit von keinem weiteren Geburtstag mehr übertroffen. Maria Stutz, 6048 Horw

Victory heisst Sieg

Am 7. Mai erfuhren wir in der Schule – ich war damals zwölf Jahre alt –, dass der 8. Mai schulfrei sei, weil nun der Krieg in Europa zu Ende gehe. Ich freute mich auf diesen Tag und fühlte mich erleichtert, dass dieser schreckliche Krieg vorbei war. Bei uns – ich war an der elsässischen Grenze aufgewachsen – fand er in unmittelbarer Nähe statt. Meine stärkste Erinnerung ist sonderbarerweise,

dass mein Vater am Abend des 8. Mai 1945 in einem Strassengraben unseres Dorfes ein unversehrtes Trinkglas fand. Es wurde von uns «Victory-Day-Glas» genannt. Dass Victory nicht Frieden, sondern zu deutsch Sieg heisst, lernte ich erst später. Ich glaubte nämlich am 8. Mai ganz fest und kindlich, dass nun Friede ist, hier und überall und immer!

Doris Leuenberger-Jauslin,
3400 Burgdorf

Wieder Schokolade und Patisserie

Aus lauter Freude und Erleichterung über das Kriegsende habe ich am 8. Mai 1945 im Zeichenunterricht in der Sekundarschule in Frutigen eine Zeichnung angefertigt. Ich war auch so befriedigt, dass derjenige, der diesen Krieg angezettelt hatte, ihn nun auch verloren hatte. Sobald ich lesen konnte, las ich die Tageszeitung und hörte immer wieder Radio: Hitlers Reden, den «Wochenrückblick von J.R. von Salis». Ich war also bestens informiert. Noch etwas erhöhte meine Freude: Ich war sehr nachschaf und freute mich auf echte Schokolade,

Ein unvergesslicher Tag

Fortsetzung von Seite 53

Pâtisserie und einen allgemein abwechslungsreicheren Speisezettel. Auch hoffte ich, dass das Schulzimmer wieder wärmer geheizt würde.

Helene Rubin-Rhyner,
3713 Reichenbach

Was für eine Erlösung!

Aus meinem Tagebuch: «8. Mai. Was für eine Erlösung: Deutschland hat kapituliert. Der Alpdruck und die Angst vor den Nazis ist nach über sechs Jahren vorbei. Dieses Gefühl der Erleichterung kann ich kaum beschreiben. Es ist eine grosse Freude, aber auch unendliche Trauer über das Leid all dieser Jahre. Unser Geschäft wurde für einen Tag geschlossen. Ich schlenderte durch die Stadt. Die Glocken läuteten. Überall war Hochbetrieb, ein wahrer Freudentaumel hatte uns alle gepackt. Auf den Strassen umarmten sich die Menschen. Auf dem Bärenplatz wurde gesungen, wir hielten uns an den Händen und tanzten. Jemand verteilte kleine alliierte Fähnlein mit Nadeln. Wir steckten sie in unsere Achselpolster und tanzten weiter durch die Lauben...»

M. Schneider-Wenner,
4900 Langenthal

Spontaner Applaus

Mein Mann und ich hatten an diesem 8. Mai Karten für eine Aufführung im Zürcher Schauspielhaus. Schon den ganzen Tag über herrschte prickelnde Spannung am Arbeitsplatz, im Tram, auf der Strasse. Voll freudiger Erregung mischten wir uns abends unter das Publikum, lauschten gebannt dem ersten Akt bis zur Pause. Als der Vorhang fiel, trat der Direktor (wahrscheinlich O. Wälterlin) hervor und verkündete: «Ende Feuer in Europa!» Spontan erhoben sich alle Anwesenden, und der Applaus wollte kein Ende nehmen. Mit Tränen in den Augen drückte man sich gegenseitig die Hände – ob bekannt oder nicht.

Lini Fischer-Meier, 8048 Zürich

Bewegte Tage

Der 8. Mai 1945 war auch für uns in Ramsen im Kanton Schaffhausen im Aktivdienst an der Nordgrenze stehende Soldaten des Appenzeller Landwehrcorps 79 ein eindrückliches Moment. Zusammen mit der Zivilbevölkerung besuchten wir den Dankgottesdienst für das Ende dieses wahnsinnigen Opfer fordernden Welt-

krieges. Diesem entscheidenden Ereignis waren für die Bevölkerung an der Nordgrenze wie auch für uns im Grenzdienst stehende Soldaten bewegte Tage und Wochen vorausgegangen. Sowohl beim Zollamt als auch an der oft unübersichtlichen Grenze verlangten Flüchtlinge aller Art Einlass in die Schweiz. Das führte zu oft dramatischen Szenen. Ich war als Posten am Zollamt einmal Zeuge, wie eine Gruppe von jüngeren Griechen, welche von den Nazis zur Zwangsarbeit nach Deutschland verbracht wurden, auf den Knien um Einlass in die Schweiz baten. Sie mussten laut Tagesbefehl aus Bern den Rückmarsch ins Ungewisse nach Deutschland antreten. Unser Respekt vor der Landesregierung erhielt damals einen gewaltigen Dämpfer. Denn wir fragten uns, ob es nicht menschlichere Wege gegeben hätte, mit verzweifelten Flüchtlingen umzugehen.

Gustav Bänziger, 9230 Flawil



An Bord der «Henri Dunant»

Zu dieser Zeit fuhr ich als Navigationsoffizier an Bord der «S.S. Henri Dunant» (Bild) für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz. Die Ladung bestand aus Liebesgabenpaketen für kriegsgefangene amerikanische GIs in Europa und Mehl als Geschenk der Schweiz an Holland. Am 8. Mai 1945 liefen wir in Philadelphia ein, nach einer langen Reise von Lisabon via Färöer-Inseln, Schweden, Kiel, den Kanal nach Delfzil in Holland und retour nach Philadelphia. An diesem grossen Feiertag wurde der ganzen Mannschaft der Landurlaub verweigert. Den Grund haben wir nie erfahren. In Delfzil hatten uns schon die Deutschen nicht an Land gehen lassen, somit verbrachten wir zwei Monate auf dem Schiff, ohne den Fuss an Land setzen zu dürfen.

J. Voirol, 4656 Starrkirch



Friedensfeier in der Stadtkirche

Ich war damals 19 Jahre alt und besuchte die kaufmännische Berufsschule in Aarau. Um 8.30 Uhr begaben sich sämtliche Schüler, von der Gemeindeschule bis und mit der Kantonsschule, zur Friedensfeier in die Stadtkirche (Bild). Hier hielt Dr. Siegrist, der Vorsteher des Departements des Inneren, eine kurze Rede. Nachher ging ich zur Feier des Tages zusammen mit Schulkollegen ein Glas nicht rationierten alkoholfreien Grapillon-Safts trinken. Ich hatte diese Spezialausgabe von Fr. 1.30 ganz gross in mein Kassabuch eingetragen. War doch der Stiftenlohn mit damals Fr. 83.30 im Monat eine Summe, die zum Sparen anhielt.

Max Walther, 8046 Zürich

Ein Fass Wein

Ein Jahr vor diesem denkwürdigen 8. Mai waren wir als junge Familie von Interlaken ins Engadin nach Madulain gezogen. Ich fand dort in einer Weinhandlung Anstellung und Verdienst. Den 8. Mai 1945 feierten wir auf unsere Art: Mein Chef gab mir den Befehl, ein Fass von 100 Litern guten alten Veltliners an der Durchgangsstrasse aufzubocken. Auch ein grosser Tisch durfte nicht fehlen, denn als die Kunde durchs Dorf ging, öffneten sich die Herzen und Hände fast aller Einwohner. Frauen kamen mit selbstgebackenem Zopf und Kuchen, einer spendierte einen Ballen Butter, ein weiterer kam mit Alpkäse, ein Kessel Konfitüre fehlte auch nicht, sowenig wie Trockenfleisch. So hatten wir trotz der strengen Rationierung auf einmal Speis und Trank in Hülle und Fülle, und jeder, der vorüberzog, konnte sich reichlich laben. Am Abend ging's mit hausgemachter Musik bei Tanz und fröhlicher Stimmung im Restaurant Piz Kesch weiter. So haben wir diesen Tag in Würde begangen, denn nicht einer hat trotz Gelegenheit bezüglich Alkohol über die Schnur gehauen.

Ernst Lauener, 8730 Uznach

Friedensvelotour

1945 war ich gerade 17jährig und in der Lehre. Mit meinen Eltern und Geschwistern wohnte ich damals in Romanshorn am Bodensee. Weil ich gerade einige Tage Ferien hatte, wollte ich gerne etwas von der Schweiz sehen, hatte aber kein Geld. Deshalb dachte ich an eine Velotour. In Münchenbuchsee bei Bern wollte ich meine Grosseltern besuchen. Am

Morgen des 8. Mai stieg ich auf mein Velo. Es war ein strahlender Frühlingmorgen. Ich hatte mir eine gute Strassenkarte besorgt. Denn alle Wegweiser und Ortstafeln waren damals entfernt worden. Immer wieder musste ich mich erkundigen, wo ich mich befand. Im Laufe des Tages wurde es lebhafter auf den Strassen. Viele Betriebe und Fabriken schlossen ihre Tore, gaben den Leuten frei. Auf Strassen und Plätzen wurde lebhaft diskutiert. So erfuhr ich die erlösende Nachricht: Friede in Europa. Am späten Abend erreichte ich mein Ziel Münchenbuchsee, hundemüde, aber glücklich. Als ich ins Dorf einfuhr, läuteten die Glocken der Dorfkirche den Frieden ein.

Edi Höltzchi, 9000 St. Gallen

Freudentanz beim Torfstechen

Ich war damals zehn Jahre alt und offenbar verständig genug, den Krieg und vor allem Hitler zu fürchten. Eben hatten wir die Turpensaison (Turpen = Torf, die Red.) in unserem Dorf im Hinterthurgau begonnen. Vom Frühling bis Herbst wurden nämlich während der Kriegszeit im Ried unseres Dorfes Turpen gestochen und in Stücke geschnitten. Das ersetzte damals die Kohle. Die Turpenstücke wurden dann von den Kindern des Dorfes und der näheren Umgebung zum Trocknen zu gleichmässigen «Böckli» aufgeschichtet. Diese Arbeit wurde jeweils gut entlohnt und war deshalb bei uns auch sehr beliebt. Auch an diesem denkwürdigen 8. Mai

Bernie Sigg fragte Leute im solothurnischen Kriegstetten:

Kriegstetten

Soll man das Kriegsende feiern?

«Ganz entschieden: Ja! Das halte ich für angebracht. Denn der Zweite Weltkrieg und alles, was ihm vorausgegangen ist, war so schrecklich, dass man das einfach nicht vergessen darf. Und zwar in dem Sinne, dass die Hauptgründe, die zu diesen entsetzlichen Vorgängen führten, ewig präsent bleiben. Besonders für die Jungen ist es wichtig, dass sie um diese Geschehnisse wissen. Hetzkampagnen gegen die damaligen Auslöser des Krieges halte ich allerdings für unangebracht. Ähnliches Unheil könnte auch heute wieder passieren.»

Hans Knöpfli, 67, Theologe

«Feiern darf man das Kriegsende sicher. Das war doch ein freudiges Aufatmen in der ganzen Welt. Mühe habe ich, wenn nun nachträglich versucht wird, die Schweiz und ihr Verhalten im Weltkrieg schlecht zu machen. Unserer Regierung ist es ja gelungen, das Land aus diesem mörderischen Krieg herauszuhalten. Und das rechtfertigt gewisse Massnahmen und Handlungsweisen.»

Urs Lüthi, 56, Gemeindepräsident

«Merkwürdigerweise kann ich mich viel besser an den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erinnern als an sein Ende. Vom Kriegsende weiss ich nur noch, dass alle Glocken läuteten. Das Kriegsende zu feiern finde ich nicht wichtig. Inzwischen ist so vieles passiert, dass dies gar nicht mehr so bedeutend ist. Jubiläumsfeiern interessieren mich sowieso nicht. Die Schweiz war ja gar nicht betroffen.»

Maria Hüber, 86, pensionierte Lehrerin

«Das Wort 'feiern' finde ich unangebracht, Man sollte eher sagen: gedenken. Und es ist sicher sinnvoll, dieser glücklichen Stunden des Kriegsendes zu gedenken und dankbar zu sein, dass der Krieg bei uns nicht stattfand. Als Nachkriegskind habe ich allerdings keine spezielle Beziehung zum Zweiten Weltkrieg – das Thema hat mich nie besonders beschäftigt. Im übrigen möchte ich noch anfügen, dass der Dorfname Kriegstetten nicht etwa von 'Krieg' kommt, sondern von der germanischen Sippe 'Kriech', die hier ansässig war.»

Jörg Bohren, 49, Hotelier

Ein unvergesslicher Tag

Fortsetzung von Seite 55

waren wir wieder fleissig am «Böcklen». Plötzlich kam jemand aus dem Dorf atemlos angerannt und rief schon von weither: «Der Krieg ist aus – Waffenstillstand!» Juhui, jubelten wir sofort los und begannen übermütig zwischen unseren bereits gemachten Böckli umherzutanzten und zu johlen. Ans Weiterarbeiten war nicht mehr zu denken. In einem fröhlichen Zug marschierten wir singend ins Dorf zurück und riefen es in alle offenen Fenster: «Hurra, der Krieg ist vorbei!» Schon bald ging mir dann der Gedanke durch den Kopf: Jetzt kann man sicher bald wieder Schokolade kaufen. Wir hatten bloss Kakao, und das Pulver liessen wir dann auf der Zunge schmelzen – es war besser als gar nichts.

Erika Palladino-Schaible, 8640 Rapperswil

Ein Zweifränkler für Glace

Ich war damals eine 15jährige Gymnasiastin. Am 8. Mai stand um 15 Uhr eine Stunde Geschichte auf dem Stundenplan. Unsere gefürchtete Lehrerin betrat das Klassenzimmer und sagte: «Kinder, geht nach Hause, es ist Friede!» Ich lief mit meiner Freundin schnurstracks ins Fotogeschäft meines Vaters, um ihm diese fast unfassbare Nachricht zu überbringen. Vater öffnete mit Tränen in den Augen die



Grosses Aufatmen in Schaffhausen

Es ist selbstredend, dass wir als Schaffhauser am 8. Mai 1945 speziell aufatmeten, hatten wir doch ein Jahr zuvor mit der Bombardierung vom 1. April eine «Kostprobe» dieses grauenhaften Krieges hautnah miterlebt. Als Angehöriger des kantonalen Polizeikorps war ich damals sehr nahe und direkt am Geschehen und sah, was sich an der Grenze abspielte: Im Frühjahr räumten die Deutschen, angesichts der von Westen anrückenden Alliierten, systematisch ihre Arbeitslager, in denen kunterbunt gemischt alle Nationen zu Zwangsarbeit im Dienste der Kriegsmaschine angehalten wurden. Diese Menschen

kamen nun über die Grenze, aber auch Soldaten und Offiziere der Wehrmacht und der Waffen-SS. Alle mussten rund um die Uhr durch unsere Soldaten bewacht werden, da Deutsche und ehemalige Zwangsarbeiter auf dem gleichen Gebiet (auf der Breite beim Schützenhaus Schaffhausen) interniert waren (Bild). Ohne diese Bewachung hätten Übergriffe auf deutsche Soldaten von denen, die jahrelang in Hitler-Deutschland schwer zu leiden hatten, nicht vermieden werden können. Heute ruhen weder die Waffen, noch ist Friede eingeleitet. Die Täter sind überall am Werk...

Ruedi Mäder, 8200 Schaffhausen

Geschäftskasse. Sie enthielt genau zwei Franken, alles, was er an diesem Tag eingenommen hatte. Er drückte uns den Zweifränkler in die Hände und sagte: «Geht Glace essen, bis ihr Bauchweh habt!» Gesagt, getan! Und wir fragten uns, wie der Friede überhaupt sei, konnten wir uns nach so langer Zeit des Grauens doch

kaum mehr an die schönen Kinderjahre vor 1939 erinnern.

Alice Huth, 4000 Basel

Gefechtsübung statt Feiern

Als Flabsoldat machte ich am 8. Mai 1945 seit kurzer Zeit Dienst in einer Auswertzentrale (AWZ). An diesem Tag hatte unser nazidurchsuchter Adjutantunteroffizier die blödsinnige Idee, mit uns 32 Mann eine Gefechtsübung zu veranstalten. Ich erinnere mich noch gut, dass mitten in der Übung die Uhrzeiger auf 11 Uhr standen und alle Glocken der Stadt läuteten. Endlich hatte dieser unglückselige Krieg ein Ende. Und auch unsere Gefechtsübung. Gesenkten Kopfes marschierte unser Adjutant mit uns ins Kantonement zum Mittagessen. Er war sehr traurig ob des Siegs der Alliierten, der Supernazi. Um 16 Uhr war Abtreten, Ausgang bis 20.30 Uhr. Eine ebenfalls anwesende Rekrutenschule hatte Ausgang bis 22.30 Uhr. Das hat sich sehr schlecht ausgewirkt. Unsere Leute waren derart verärgert, dass sie zu viel Bier tranken. Das war das «ruhmreiche Ende» des 8. Mai 1945, das ich nie vergessen werde. Aber heute, als alter Mann, feiere ich den 8. Mai alle Jahre.

Fritz Riedli, 8610 Uster

Waadtländer Wein in Lausanne

Wir wohnten damals in Lausanne-Ouchy. Unsere Kinder freuten sich mit uns. Sie hatten die Schweizer Fahnen und die Flaggen der USA, Englands und Frankreichs hervorgeholt (Bild) und begleiteten uns ins Stadtzentrum von Lausanne. Dort feierte eine riesige Menschenmenge. Musik ertönte von allen Seiten. Mit Gläsern voller Waadtländer Wein wurde auf eine friedliche Zukunft angestossen. Nun war der Krieg vorbei. Kein Aufgebot mehr zum Aktivdienst. Die Erleichterung erfüllte die Menschen mit Optimismus. Den Ausdruck «kalter Krieg» kannte man damals noch nicht!



M. H. Wipf, 8142 Uitikon

Ein unvergesslicher Tag

Fortsetzung von Seite 57



Ein herrliches Gefühl

Ich war damals 14 Jahre alt und Schüler der 2. Sekundarschule im Schulhaus Münchhalde in Zürich. Wir hatten am 8. Mai 1945 schulfrei und waren aufgerufen, für die Schweizer-spende Geld zu sammeln. Zu diesem Zweck bastelten wir eine Sammelbüchse, bestehend aus einer Papierrolle mit dem aufgeklebten Signet für die Schweizerspende, darüber in einem alten Senfglas eine brennende Kerze als Zeichen des Friedens (Bild). Wir sammelten an diesem Tag etwas mehr als 50 Franken. Die Foto entstand am Zürcher Sechseläutenplatz vor dem heutigen Kino Corso. Mein Schulkamerad rechts im Bild, Konrad Oechslin, war in späteren Jahren Mitglied des Zürcher Gemeinderates. Ich erinnere mich noch gut an jenen Morgen. Ein strahlend schöner Frühlingstag. Überall freundlich lächelnde Menschen. Ein herrliches Gefühl nach den beklemmenden Kriegsjahren.

Willy W. Furrer,
8184 Bachenbülach

Basel im Festtaumel

Mitte April 1945 erhielt ich das Aufgebot zu einem Ablösungsdienst im motorisierten Heerespolizeibattillon. Unser Standort war der Raum Gelterkinden. Am Abend des 8. Mai läuteten in der ganzen Schweiz

die Kirchenglocken den lange ersehnten Frieden ein. Diese Viertelstunde verbrachte ich auf dem erhöhten Friedhof in Gelterkinden, blickte in die Gegend und liess meinen besinnlichen Gedanken freien Lauf. Zurück im Dorf, begann das Fest der Bevölkerung mit grossem Jubel. Nicht so für uns. Es wurde erhöhte Alarmbereitschaft befohlen. Schlafen in voller Ausrüstung (Karabiner und Helm in Griffnähe, Schuhbündel gelöst!). Es brodelte an der Grenze. Anderntags soll eine berittene Marokkanermusik (die Spahis) ein Platzkonzert auf dem Basler Marktplatz gegeben haben. Nun war der Damm nicht mehr zu halten. Die vom Krieg geplagten Elsässer sind nach Basel geströmt und die Basler ins Elsass. Die Territorialtruppen konnten den gewaltigen Wiedervereinigungstaumel nicht mehr aufhalten. Der beschwichtigende Kommandant sei mit Bierdeckeln und Gläsern beworfen worden. Nun war es an uns, wieder Ordnung herzustellen. Unsere Panzer führen die Freiestrasse hinunter Richtung Lysbüchel – das Gros des Bataillons via Bahnhof Spalenring Richtung elsässische Grenze. Nun wurde die Grenze zwischen Rhein und Rodersdorf hermetisch abgeriegelt. Wegen Seuchengefahr mussten

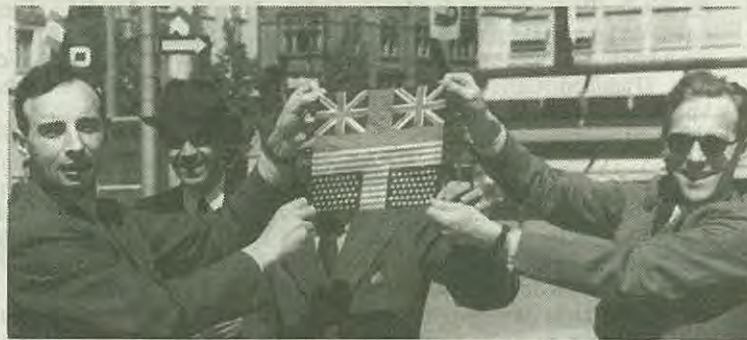
alle Schweizer «Rückkehrer» drei Wochen in Quarantäne.
Edwin Nägelin, 4059 Basel

Freudenkundgebung beim Lysbüchel

Am Abend des 8. Mai 1945 kam es beim Lysbüchel, am einzigen Checkpoint zwischen Basel und dem elsässischen St-Louis, zu einer spontanen Freudenkundgebung zwischen Elsässern aus St-Louis und Basler Quartierbewohnern (Santihanslemer).

Man überschritt ungehindert die Grenze, umarmte sich, weinte und lachte. Hatte doch das Elsass in diesen fünfzehn Jahren Krieg sehr viel gelitten und Blutzoll geleistet. Grossartig war diese Spontaneität, dieser Ausdruck der Freude und Gelöstheit. Es war fast so wie eine Wiedervereinigung – vergleichbar mit dem Fall der Berliner Mauer.

Diese Begebenheit blieb der Presse nicht verborgen, denn am folgenden Abend sollte es zu einer Wiederholung dieser Kundgebung in grösserem Rahmen kommen, so quasi halboffiziell und besser organisiert. Doch die Obrigkeit (Bern?) hatte vorgesorgt.



Mein 28. Geburtstag

Natürlich kann ich mich, nach 1089 Aktivdiensttagen, erinnern, wie es am 8. Mai 1945 war. An diesem Tag feierte ich meinen 28. Geburtstag. Die Foto wurde am 8. Mai 1945 um etwa 13 Uhr auf dem Barfüsserplatz in Basel aufgenommen. Es sind darauf zu erkennen: Rechts mit Sonnenbrille ich, hinter der kleinen alliierten Flagge Karl Spinnler, daneben mit Hut Alfred Brunnhofer und links Detektiv Max Schneider. Wir waren alle am Feiern, da der Regierungsrat den Nachmittag frei gab. Hoch über uns lag der Lohnhof, wo wir unser täglich Brot bei der Staatsanwaltschaft verdienten. Und seither sind 50 lange Jahre verflossen. Der Einsender ist noch allein übrig von den abgebildeten Personen.

Kurt Jenny, 4054 Basel

Man machte den Grenzübergang wieder dicht, holte vorsorglich die Feuerwehr herbei, um die Leute mit den Hydranten fernzuhalten. Darob ungehalten, schnitten prompt einige die Wasserschläuche an. Heute ist St. Louis ein grosszügig ausgebauter aufstrebender elsässischer Vorort von Basel.
Max Schmitt, 4052 Basel

Auswahl und Bearbeitung
René von Euw

Das Kriegsende an Radio und TV

Im Radio

Radio DRS sendet noch bis zum 12. Mai täglich auf allen drei Sendeketten Beiträge zum Kriegsende vor 50 Jahren. Rita Schwarzer und Peter Métraux haben aus Tondokumenten, Zeitungsausschnitten und den Skripten der Radionachrichten der Schweizerischen Depeschagentur fünf Minuten dauernde Momentaufnahmen gestaltet. Sie sind täglich auf den drei Sendeketten zu hören: DRS 1 um 8.50 Uhr, 16.30 Uhr und 22.30 Uhr

DRS 2 um 19.45 Uhr
DRS 3 um 10.45 Uhr in der «Szene».

In zwei Blöcken, jeweils am Donnerstag, 4. und 11. Mai von 20 bis 21 Uhr im «Z.B.» auf DRS 1.

Im Fernsehen

Das Fernsehen DRS strahlt am 7. Mai um 19.25 Uhr eine Ansprache von Bundespräsident Kaspar Villiger zum 50. Jahrestag des Kriegsendes aus.

Am 8. Mai, ab 20 Uhr, befasst sich Fernsehen DRS bis um 21.50 Uhr mit dem Kriegsende unter dem Titel «Noch einmal davongekommen – die Schweiz am Tag des Kriegsendes». Filmberichte aus dem Jahr 1945 und eine Diskussionsrunde mit Zeitzeugen, Historikern und jungen Leuten blenden 50 Jahre zurück. Um 22.50 steht der Film von Markus Imhof «Das Boot ist voll» auf dem Programm.

Im Zweiten Weltkrieg mobilisierten die Frauen ungeahnte Kräfte. Eine Feier für sie gab es jedoch nie

Die wahren Heldinnen

«So war es während des Kriegs. Ja so war es. ‚Zänüm‘, wo der Mann fehlte, trat mutig, tapfer und entschlossen die Frau in die Bresche und offenbarte Kräfte, die wir ihr vordem gar nicht zugetraut hätten.» So erinnerte sich 1960 Bundesrat Etter als der Mann an der Front an Frauen im Krieg. Die Leistungen von Frauen, die er lobte, waren einerseits ihr Einsatz im Frauenhilfsdienst, andererseits ihre Funktionen in der «Etappe»: Die Wäsche wurde gewaschen und geflickt, die «Fresspäcklein» beigepackt und die seelische Widerstandskraft der Soldaten gestärkt.

Die ganze Last getragen

Bei der Beschreibung der Lebenssituation von Frauen im Krieg blieb der Dank Etters blass und vage: «Es ging gut, weil die Frauen sich am häuslichen Herd, im Hof, auf dem Acker, im Betrieb, in den grossen und kleinen Werkstätten, überall in die Stränge legten, das zu ersetzen, was sonst starken Männerarmen anvertraut gewesen war.»

Auch heute noch ist die geschichtliche Erinnerung diesen allgemeinen Vorstellungen und Floskeln verhaftet, wenn sie die Zivilbevölkerung im Krieg zum Gegenstand zu machen versucht. Als 1989 mit den Diamantfeiern des Kriegsausbruchs gedacht wurde, erinnerte man(n) sich an den Aktivdienst – über die Frauen gab es nichts zu sagen. Obwohl die zurückbleibenden, zum Ausharren bestimmten Frauen – zusammen mit den nicht

mobilisierten Männern – die Last der gesamten Wirtschaft und Gesellschaft zu tragen hatten.

Die Mobilisation war nicht unerwartet gewesen. Aber trotzdem – als die Dienstpflichtigen die Uniform anzogen und Abschied nahmen, begann ein bedrohter und unbestimmter Alltag. Der Mann zu Hause war zum Soldaten an der Grenze geworden – äusserer Schutz begleitete die alltägliche Einsamkeit und Verlorenheit. Die «männerlose» Zivilgesellschaft verliess verunsichert die üblichen Strukturen, für die letztlich Männer die Verantwortung trugen.

Der Alltag der Frauen hatte sein gewohntes Gesicht verloren: Einkäufe waren schwieriger geworden, das Denken und Kochen in Rationen musste zuerst vertraut werden. Das Waschen, ohnehin für sehr viele Frauen Schwerarbeit, wurde wegen des notwendigen sparsamen Umganges mit den Ressourcen noch schwieriger. Wer konnte, steigerte die Eigenproduktion von Lebensmitteln aus dem (Familien-)Garten und legte Vorräte an. Alles wurde arbeitsintensiver und anstrengender.

Auf Frauenarbeit angewiesen

Die finanziellen Mitteln waren strapaziert: Zwar hatte die Regierung aus dem Ersten Weltkrieg gelernt, dass sie die Männer nicht ohne angemessene Entschädigung zu Soldaten machen durfte: Ab Februar 1940 erhielten die Eingezogenen zwischen 50 und 80 Prozent des entgehenden Verdienstes.

Ein Grundeinkommen war damit dem vom Verdienst abhängigen Familienangehörigen oder Unterstützten sicher. Die Abstriche waren aber gross genug, um Frauen in beträchtlicher Zahl in die Erwerbsarbeit zu führen beziehungsweise darin zu behalten.

Dies war ja auch erwünscht: Die Landwirtschaft sollte die Ernährung der Bevölkerung möglichst sicherstellen. Industrie und Dienstleistungssektor waren auf die Frauen angewiesen. Sie mussten ihre Produktion aufrechterhalten, um die bedeutenden Aufträge, nicht zuletzt aus Nazi-Deutschland, annehmen zu können.

Dass Frauen auch bei leicht erhöhten Löhnen billiger waren als die an der Grenze stehenden Soldaten, machte ihre Arbeit nur begehrt. Arbeiterinnen nutzten die ihnen günstige Arbeitsmarktsituation dazu, in besser bezahlenden Branchen zu wechseln (zum Beispiel von der Textil- in die Maschinenindustrie). Dienstmädchen hingen den Beruf an den Nagel und suchten im Gewerbe oder in der Industrie einen besser bezahlten und geregelteren Erwerb.

Manche Frau konnte nun plötzlich in interessantere und verantwortungsvollere Tätigkeiten im Büro gelangen als zuvor. Ehefrauen, Mütter, Töchter von Gewerbe- und Ladeninhabern hatten sich erneut oder verstärkt im Geschäft zu engagieren, um den Betrieb und die von ihm Abhängenden zu erhalten und ein Einkommen zu erwirtschaften.

Haushalt, Kinder- und Altenbetreuung, Erwerbstätigkeit und Beschaf-

fung von Nahrung, Kleidern usw. konzentrierten sich also von einem Tag zum andern in viel weniger Händen als zuvor. Ein mühsamerer, arbeitsintensiverer Alltag kombinierte sich für viele neu oder verstärkt mit einer Erwerbsarbeit. Daraus resultierten für die Frauen enorme Belastungen, die sie teilweise als ein absurder Widerspruch empfanden zur zermürbenden Tatenlosigkeit, zu der die meisten Soldatenmänner verurteilt waren.

Noch ein Kind im Frühling

Insbesondere Bäuerinnen waren deshalb froh darüber, dass die demobilisierten Wehrmänner ihre Arbeitsplätze wieder einnahmen. Verena Clément schreibt dazu in ihrer Lizentiatsarbeit über die Thurgauer Bäuerinnen im Krieg: «Sie hatten bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit gefuhrwerk, geerntet, gemolken und die Milch in die Käserei gebracht. All dies taten sie zusätzlich zur Familienarbeit. Manche Frau stand schon vor vier Uhr auf dem Feld und verteilte Mist. Der Mann und die Rosse standen an der Grenze oder im Reduit.

Ein Bauer schrieb aus der Pferdepflegeanstalt Glarus nach Hause: ‚Sie wissen rein nicht bis jetzt, was anzufangen mit uns als spazieren. Man darf nicht daran denken, zu Hause so viel Arbeit, und wir müssen herumlungern.‘ ‚Unterdessen‘, so schrieb die Bäuerin zurück, ‚müsse sie nochmals 28 Aren Weideland umpflügen und siebeneinhalb Kilogramm Engerlinge einsammeln.‘



Urlaub: Sonntagsspaziergang mit dem Vater. Bild Hans Baumgartner



Fabrikarbeit: Frauen waren plötzlich begehrt. Bild H.P. Klauer/ProLitteris



**Zuckerrüben-
ernte: Bäuerin-
nen haben
oftmals bis an
die Grenzen
ihrer Belast-
barkeit in
Haus, Hof,
Feld und Stall
gearbeitet.
Diese Eigen-
ständigkeit
gab ihnen aber
auch ein grö-
seres Selbst-
wertgefühl.**

Bild Hans
Baumgartner

Die Frauen holten die bravsten Kühe aus dem Stall, spannten sie zusammen mit dem dienstuntauglichen Ross des Nachbarn und sicherten so der Schweizer Bevölkerung Kartoffeln und Brot. General Guisan hatte zwar persönlich angeordnet, dass die Bauern vermehrt in den Urlaub geschickt würden. Doch viele Kommandanten missachteten die Weisung.

Die Bäuerinnen ersorgten aber auch, bei aller Liebe, die spärlichen Urlaube ihrer Männer. „Es gab ja noch keine Tabletten. Im Frühjahr bekam ich dann noch ein Kind, ist ja klar“, sagt Martha Flückiger aus dem Thurgau. Als sie zusammenbrach, hatte sie vier kleine Kinder, ein Zwilling war gestorben. Fünf Monate ertrug sie „kein Lärmchen, nichts mehr“. » Darum waren die Bäuerinnen besonders froh, als sie am 8. Mai 1945 wieder ins Haus zurückgeschickt wurden.

Besseres Selbstwertgefühl

Die Belastungen hatten für manche Frauen aber auch eine andere Dimension: Sie wurden zur Eigenverantwortung gezwungen, zu der sie fraglos fähig waren, die ihnen aber die Männer und sie sich selbst vielfach nicht zugetraut hatten. Die plötzlich notwendige Eigenständigkeit vermittelte ihnen ein gesteigertes Selbstwertgefühl. Sie wurden auch dazu gedrängt, sich gegenseitig zu unterstützen. Solidaritätsgefühle und -handlungen verstärkten das Wissen, in einer Gemeinschaft zu leben. Der schwere Alltag war der sichtbare Beweis für die Notwendigkeit dessen, was alles zu be-

wältigen war und deckte deshalb direkt die Sinnhaftigkeit der Anstrengungen auf.

Gerade deshalb scheint die «Kriegsgeneration» Mühe zu haben mit neuen Einsichten der Geschichtswissenschaft. Diese besagen, dass die Schweiz es nicht den wehrhaften Soldaten verdankt, wenn Hitler nicht ein-

marschierte. Sie beurteilt, dass die schweizerische Wirtschaft der deutschen Kriegswirtschaft und Kriegsmaschinerie von so hohem Nutzen war, dass ein Einmarsch keinen Sinn gemacht hätte.

Wenn dies so war, meint die Historikerin Monique Pavillon provokativ, dann waren es die Frauen, die die

Schweiz vor dem Einmarsch bewahrten: dank ihrem grossen Einsatz im Alltag und mit ihrer Arbeit in der Industrie und im Dienstleistungssektor.
Béatrice Ziegler

Dr. phil. Béatrice Ziegler ist promovierte Historikerin und zu fünfzig Prozent als Oberassistentin am Historischen Seminar Zürich tätig.

Alltag in der Schweiz rund um den 8. Mai 1945

Zwischen Gasuhr, Geldbeutel und Lebensmittelkarte

Kriegsende. Aber noch immer zählt man Rationierungscoupons und das Geld, ob es für neue Kinderschuhe reiche. Der Jude, der während des Kriegs bedroht worden war, ist wieder integriert im Dorfleben. Der Fabrikant, von dessen Sympathien zu Hitlerdeutschland jedermann wusste, steht in diesen frühen Maitagen – oh Wunder – mit sauberer Weste da.

Die Rapsfelder werden auch diesen Frühling wieder goldig in der Sonne leuchten. Die alten Hühner legen nicht mehr als hie und da ein Ei. Manche Familie teilt die Küchenabfälle wohlhabender Leute mit dem Federvieh. Weiterhin holt man sich mit dem Buchstaben C der Rationierungskarte den Viertelfettschachtel-

käse, den man auch zum Kochen brauchen kann.

Der Mai 1945 bringt den Frieden – und den jungen Frauen neue Mode: «Start der Zellwollkleidchen» heisst das Schlagwort in Frauenzeitschriften. Wespentailen, breite Schultern, Krägli, Knöpfe, Biesen, Mieder, Manschetten zeichnen die neuen Kleidchen aus. Die Frauen tragen hochhackige, klobige Pumps, Locken und vorne aufgetürmte Frisuren.

Schäbige Löhne

Die Frauenlöhne indes sind schäbig. Da vernehmen wir von einer gelernten Damenschneiderin, dass die besten Geschäfte an der Zürcher

Bahnhofstrasse den Mädchen, die aus der Lehre kommen, einen Stundenlohn von 30 und 50 Rappen bezahlen. Der Lohn sollte zumindest so gross sein, dass sich ein junger Mensch auf ehrliche Weise durchs Leben bringen könne, empört man sich.

Apropos Lehre und Weiterbildung: In den ersten Monaten des Jahres 1945 heisst es, dass die grosse Gefahr für die Schweizer Industrie der Facharbeitermangel sein werde. Viele junge Leute hätten den schnellen Verdienst in der Fabrik als Ungelernte einer Lehre vorgezogen. Nach dem Krieg würden diese dann bald auf der Strasse stehen.

Ein brennendes Dauerthema ist im Frühling 1945 der Brennstoff. Nur bessere Leute können Holz kaufen. Die ärmeren suchen es aus den Trümmern abgebrochener Häuser zusammen oder kaufen Scheite und Späne vom Holzhändler, der mit seinem Karren zweimal in der Woche durch die Strassen fährt. Die Frauen mahnt man zum Gassparen und rät, nur auf kleiner Flamme zu kochen. Die einschneidende Gasrationierung bringt Hunderttausenden von Schweizer Frauen neue Sorgen. Kochen wird zur Akrobatik zwischen Gasuhr, Geldbeutel und Lebensmittelkarte.

Ein paar Wochen vor Kriegsende sehen Leute in Riehen, wie Lörrach bombardiert wird: Es sei einfach schrecklich zu sehen, wie die Flieger im Sturzflug hinunterschossen und

wieder wegfiegen. Man sieht aber auch, dass Schweizer Soldaten an einigen Grenzstellen den Stacheldraht auf die Erde legen, damit Flüchtlinge darüber steigen können. Es sind eben Menschen und nicht nur Paragraphen an der Grenze.

Ein junger Soldat notiert im Januar 1945: «Die Waffenfabrik Oerlikon exportierte hervorragende Vierlingsflab ins Deutsche Reich. Wir hatten einrohrige 20-Millimeter-Geschütze der Zürcher Waffenfabrik.» Oder auch: «Auf dem Bahnhof steht ein langer deutscher Kohlenzug, die Gotthardlinie funktioniert als einwandfreie Nachschublinie für die Teutonen. Die brave Schweizer Armee gibt sich ja hübsch Mühe, der Sache den nötigen Schutz zu geben. Man nennt dies Wahrung unserer Unabhängigkeit.»

Erschütternder Anblick

Schon am 3. Mai sind Zivilisten im wahren Friedenstaumel. Man bereitet sich auf den Frieden vor. Fahnen werden bereitgestellt. Viele Menschen bringen Kleider für die Tausende von Flüchtlingen aus allen Ländern, die jeden Morgen den Autobussen entsteigen. Augenzeugen berichten von erschütternden Anblicken.

Zaghafte melden sich Stimmen im Innern zu Aufgaben für den Sozialstaat. Würden die Krankenkassen die jährliche Zahnkontrolle für Schulkinder übernehmen, gäbe es kaum mehr kranke Zähne oder grosse Zahnrechnungen. Und ein Visionär sagt, dass bei einer Ausdehnung der Zahn- auf eine allgemeine Gesundheitskontrolle die Ärzte gar ein Interesse am gesunden Menschen gewinnen würden. Man lebe in einer Umbruchzeit, und man schreite vom nur hilfsbereiten und dabei gelegentlich verweichlichten Sozialstaat hinüber zur gemeinschaftsverantwortlichen Gesellschaft.

Ein Leitartikel im «Brückenbauer» vom März 1945 ist des Lobes voll auf die Mütter. «Wir vergessen, dass das Wirken der Frau gar nie bezahlt werden kann. Was eine Mutter für Mann und Kinder tut, entzieht sich jeder Berechnung.» Er fordert eine kluge, vorbeugende Sozialpolitik vom Staat. «Käme die Mutterschaftsversicherung, so wäre schon viel gewonnen.»

Auch über das Frauenstimmrecht macht man sich kurz vor dem Kriegsende Gedanken: «Von 1917 bis 1923 ertönte der Ruf nach vermehrtem politischem Einsatz der Frauen am lautesten. Heute haben die Berner Frauen eine Motion für das Frauenstimm-

recht in der Gemeinde den ersten Schritt gewagt. Es soll den Frauen ver gönnt sein, in Erziehungsfragen, Anstaltsbetrieben, Fürsorge- und Wohnungsfragen ihre Meinungen durch das Stimmrecht bekanntzugeben.»

Innerer Friede

Gottlieb Duttweiler sieht beim Kriegsende die Gefahren auf dem politischen Feld. Das sicherste Mittel, sie zu bekämpfen, so Dutt, sei ein aussergewöhnliches rasches und ganzes Handeln auf dem Gebiete der Sozialpolitik. «Allein der innere Friede kann uns die Kraft geben, alle Möglichkeiten der Beschäftigung auszunützen und damit die Massenarbeitslosigkeit zu verhindern. So allein wird der Volkskörper befähigt, den Übergang zu finden von der Volksgemeinschaft, die durch äussere Gefahr zusammengehalten ist, zu jener anderen neuen, die ohne äusseren Druck, durch innere Überzeugung, zusammenhält und durchhält.»

Heidi Schaerer

Quellen: «Brückenbauer», «Schweizer Familien Wochenblatt», Hanspeter BUNDI: «Reportagen aus der Schweiz». «Es war halt Krieg» Erinnerungen an den Alltag in der Schweiz 1939-1945, Chronos Verlag Zürich.

Schülerinnen und Schüler der Klasse H4b der Kantonsschule Alpenquai Luzern über die Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg und heute

Wenn das Herz weint, gibt es keine Sprache mehr

Zur Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkriegs fand an der Kantonsschule Luzern ein Ereignistag statt. Zu diesem Anlass haben die Klassen der Kantonsschule Luzern verschiedene Themen erarbeitet. Am 8. Mai werden die Ergebnisse, jedes in seiner speziellen Form, präsentiert.

Erschütternde Entdeckungen

Unsere Klasse, die H4b, hat sich vor allem mit Menschen jüdischer Religion und der Flüchtlingspolitik in der Schweiz beschäftigt. Dabei haben wir interessante, aber auch erschütternde Entdeckungen gemacht.

Wir haben mit unterschiedlichen Zeitzeugen gesprochen, von denen jeder seine eigene eindruckliche Ge-

schichte zu erzählen hat. Es ist nicht selbstverständlich, dass eine so grosse Schule wie die Kanti Luzern ein solches Projekt, das einen enormen Zeit- und Arbeitsaufwand braucht, durchführen kann. Doch es hat sich gelohnt:

Das Thema des Ereignistages und die ganze Arbeit finden die Schüler im allgemeinen gut. Sie meinen, dass es wichtig ist, nicht zu vergessen. Einmal auch mit Leuten zu sprechen, die das alles miterlebt haben, das fand grossen Anklang. Wir versuchen mit eigenen Augen in die Geschichte zu schauen, uns so richtig damit zu befassen.

Viele von uns, die wir nach dem Krieg geboren wurden, haben noch nicht gewusst, wie damals die Situa-

tion in der Schweiz war. Lehren gezogen über unsere wenig glanzvolle Vergangenheit haben wir sicher alle.

Die Frauen im Krieg

Die Frau hatte die Aufgabe, ihre Kinder patriotisch zu erziehen und die Hausarbeit zu machen. Aber sie musste auch ihren Militärdienst leistenden Ehemann vertreten. Das bedeutete, vor allem für die Bäuerinnen, eine enorme Belastung. Selten zwar stiegen Frauen in Berufe ein, leisteten jedoch zivilen Frauenhilfsdienst.

Dessen Aufgabe war es, überlasteten Bäuerinnen zu helfen, Sanitätsmaterial zu sammeln, Wäsche für Soldaten auszubessern, Kleider von Internierten zu flicken und bedürftige

Soldaten mit «Päckli» zu verwöhnen. Plötzlich hiess es dann, Frauen sollen in den Aktivdienst. Doch damit waren sie nicht einverstanden, denn in anderen gesellschaftlichen Bereichen waren sie auch nicht gleichberechtigt. Seit der Wirtschaftskrise waren sie auch auf dem Arbeitsmarkt unerwünscht. Alles in allem, die Frau diente der Schweiz an der «inneren Front», was eine wichtige und nicht zu unterschätzende Arbeit war.

Gegen Ende des Kriegs bediente sich die Schweizer Frau ihres Selbstbewusstseins, das sie während des Kriegs aufgebaut hatte, und sie wollte künftig als gleichberechtigte Partnerin der Männer für das Wohl ihres Vaterlandes eintreten.

Monika, Carla, Daniel H.

Als Schweizer Jude im Zweiten Weltkrieg

«Wir waren immer eine Minderheit»

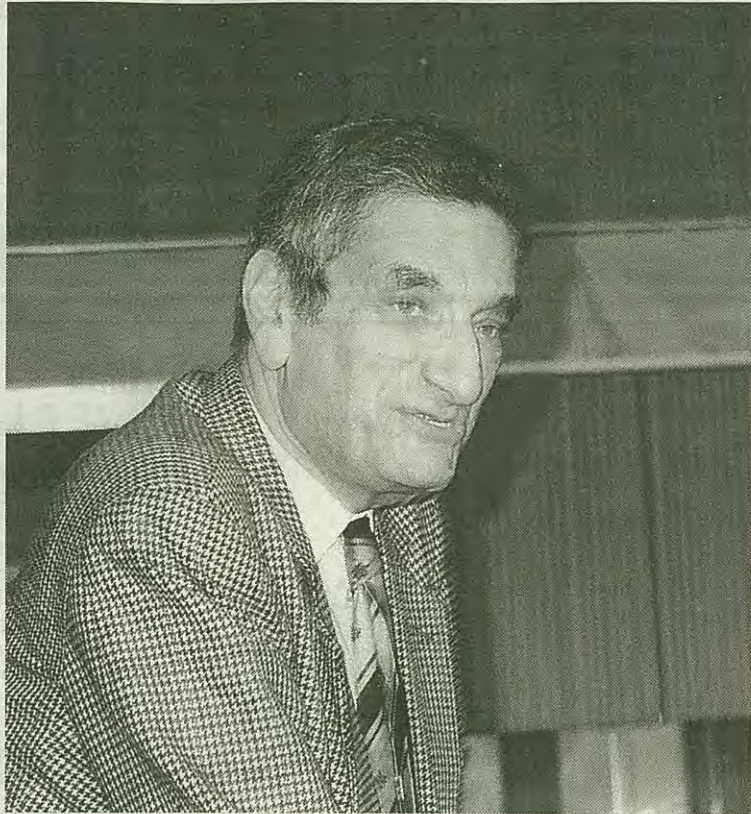
Es war vor allem die persönliche Begegnung mit einem direkt Betroffenen, die unsere Gruppe am meisten beeindruckte. Die folgenden Äusserungen von Jacques Bloch, einem Schweizer Juden, der den Zweiten Weltkrieg in Luzern erlebte, gingen uns besonders nahe:

«Ich sah bei einigen Mitschülern hin und wieder den Hitlergruss. Die Lehrer verhielten sich uns Juden gegenüber in der Regel korrekt, doch ein Ereignis ist mir in Erinnerung geblieben: Vor der versammelten Schülerschaft schrie ein Lehrer in der Aula: „Juden raus!“ Für den Lehrer hatte dieses Ereignis keinerlei Konsequenzen.

Meine erste Reaktion auf antisemitische Äusserungen war jeweils Wut. Unternehmen konnte man dagegen nichts, wir Juden verspürten, dass wir immer eine Minderheit waren.»

Niemand kann selbst entscheiden, mit welcher Religion er geboren wird. Man sollte alle religiösen Minderheiten respektvoll behandeln. Für den Völkermord der Nazis kann es keine Entschuldigung geben. Auch mit Geld kann man keine Menschenleben zurückholen. Man kann nicht vergessen, aber verzeihen sollte man.

Caroline, Nathalie, Fabian



Jacques Bloch: Wut auf antisemitische Äusserungen.

Die Flüchtlingspolitik
im Schweizer Film

Ein trügerisches Bild

Während und vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in der Schweiz viele Filme über die Flüchtlings- und Asylpolitik des Landes gedreht. Es gibt darunter einige realistische und somit oft traurige und ergreifende Beispiele, die sich kritisch über die schweizerische Flüchtlingspolitik äussern.

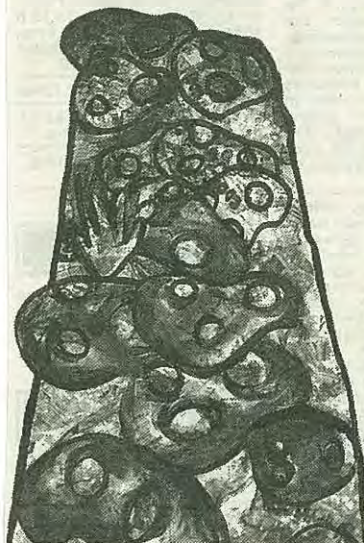
Man drehte aber auch Propaganda- und später Rechtfertigungsfilme zu diesem Thema, die ein trügerisches Bild über die schweizerische Asylpolitik vermitteln. Die Schweiz wurde als ein rettender «Ozeandampfer» dargestellt, der alle Schiffsbrüchigen aus dem kriegsgebeutelten Europa aufnahm.

Der eindrücklichste Film, den wir sahen, war «Das Boot ist voll» von Markus Imhof. Dieser Film erzählt die wahre Geschichte von einer Flüchtlingsgruppe, die in die Schweiz emigrieren wollte. Nach langem Hin und Her wurde sie dennoch den Nazis ausgeliefert. Was in der Schlusszene sehr eindrücklich gezeigt wurde, war das Schicksal dieser Flüchtlinge – ein Teil von ihnen wurde im Konzentrationslager Treblinka vergast.

Sascha, Stephan S.,
Harry, Stephan H.

Wenn das Herz weint, gibt es keine Sprache mehr

Fortsetzung von Seite 65



Der Versuch, 55 Millionen
Kriegsopfer zu würdigen

Ein Gedenkbild aus Papier und Kleister

Unsere Vorstellung war, die 55 Millionen Opfer des Zweiten Weltkriegs in einem dreidimensionalen «Gedenkbild» zu würdigen. Für einmal sollten nicht die Worte im Vordergrund stehen, sondern besonders die Gefühle angesprochen werden.

Wir wollten die ganze Thematik aus einem anderen Blickwinkel betrachten und sie nicht «wie sie im Buche steht» übermitteln. Wir benutzten dazu viele verschiedene Hilfsmittel, wie zum Beispiel Zeitungen, Kartons, Papier, Kleister, Farbe und viel Geduld.

Obwohl unsere Vorstellung an sich sehr klar und deutlich war, stiessen wir auf viele versteckte Probleme: Wie stellt man einen Gesichtsausdruck dar, damit er genau zu erkennen ist und eine eindeutige Aussage übermittelt wird? Opfer zu sein und die Todesangst in den Augen des Nächsten anzutreffen führt die Menschen in die Verzweiflung. Verzweiflung, die für uns zwar wahrnehmbar ist, aber schaffen wir es je, uns in eine solche Situation hineinzusetzen?

Feri, Jolanda, Daniel S.,
Martin, Maya



Jerzy Rucki: Ein
weiter Weg von Polen
in die Schweiz.

Jerzy Rucki,
ein in der Schweiz
internierter Pole

«Die Zukunft nicht auf Hass aufbauen»

Jerzy Rucki wurde 1919 in Polen geboren. Nach Beginn des Krieges im Jahr 1939 wurde er an die Front an der deutschen Grenze abkommandiert. Nach der polnischen Niederlage flüchtete er nach Osten. Als aber dort die Russen einrückten, kehrte er wieder um. Richtung Slowakei, dann weiter über Ungarn bis nach Jugoslawien ans Meer, wo er mit einem Schiff nach Frankreich ging.

Rucki wurde polnischer Internierter in Frankreich und kämpfte mit den Franzosen gegen die Deutschen. Eines Tages kam der Befehl, dass sich alle Franzosen zurückziehen müssten, und die Polen, die genug Mut hatten, sollten versuchen, nach Osten Richtung Schweiz durchzukommen, was Rucki dann auch tat.

So gelangte er in die Schweiz. Heute lebt er immer noch hier, weil nach

Kriegsende die Heimreise nach Polen versperrt war. Jerzy Rucki hat in diesen Jahren sehr viel Eindrücklich erlebt. Er absolvierte in dieser Zeit auch noch sein Ökonomiestudium. Zitat: «Man soll die Zukunft nicht auf Hass aufbauen, sondern sich die Härten überleben lassen!» Über seine ganze Flucht schrieb er zwei Bücher: «Ohne Pass und ohne Visum» und «Im Land von Wilhelm Tell». Nicole, Julia, Peter

Ein Besuch bei einer Flüchtlingsfamilie und bei der Caritas Luzern

Flüchtlingspolitik und -schicksale heute

Wir hatten die Möglichkeit, ein Gespräch mit Urs Odermatt von der Caritas Luzern zu machen. Die Caritas unterstützt Flüchtlinge, Asylsuchende sowie Menschen, die am Rande der Gesellschaft leben. Viele Ausländer kommen in die Schweiz, weil sie sie als sicheres, demokratisches Land betrachten. Hier hoffen sie auf ein besseres Leben ohne die Angst vor Angriffen gegen ihre Religion, ohne Krieg und ohne Folter...

Nun will aber die Schweiz wieder viele Ausländer ausweisen – das Boot ist immer noch voll. Die Flüchtlingspolitik hat sich also seit 1935 nicht gross verändert.

Flucht aus Kurdistan

Durch näheres Kennenlernen der in Kriens lebenden Flüchtlingsfamilie Son hatten wir die Möglichkeit, deren Lebensgeschichte zu erfahren: ein Schicksal einer Kurdenfamilie, das uns sehr tief beeindruckte. Der Familienvater ist vor vier Jahren in die Schweiz gekommen, nachdem er das Leben als Lehrer im türkischen



Flüchtlingsfamilie Son: Hoffnung auf ein Leben in Sicherheit.

Kurdistan nicht mehr ertragen konnte. Mit falschen Papieren gelangte er bis nach Italien und von da aus in die Schweiz.

Uns beeindruckte ganz besonders, dass er sich für die Hochschule für

Sozialarbeiter angemeldet hat, was sicher eine bemerkenswerte Herausforderung für einen Ausländer darstellt, der noch nicht so gut Deutsch spricht.

Christine, Rita,
Luzia, Christoph

Heute las ich zutiefst betroffen und unter jenen Glaubensskrupeln, die unser christliches Bekenntnis begleiten, den «Briefwechsel» von «Pontius Pilatus», der von Jörg von Uthmann «annotiert und eingeleitet» eben jetzt in Hamburg herausgegeben worden ist. Der Mann, der über Jahre hin in Tel Aviv, Saigon, New York und Paris in diplomatischen Diensten stand und der doch wohl schon deshalb als glaubwürdig unbefragt bleiben müsste, behauptet, dass der Stammvater seines Geschlechts jener dritte Kalif Uthman ibn Affan gewesen sei, der zwei der Prophetentöchter geheiratet habe und als belesener Herrscher die Offenbarungen seines Schwiegervaters zum Koran zusammentrug. Er sei 656 in Medina ermordet worden. Es habe sich im Erbe seiner Familie über alle Jahrhunderte hin eine «rothe Schattelle» befunden, die neben dem Manuskript seines Grossonkels Ernst von Pödde über «Richard Wagners «Ring der Nibelungen» im Lichte des deutschen Strafrechts» zweiunddreissig Briefe rund um Pontius Pilatus und von diesem selbst erhalten hätten. Die jeweiligen Besitzer hätten das Konvolut verheimlicht, weil die Dokumentation der Evangelienoffenbarung schroff widerspreche. Man habe es allerdings nicht mit den Originalen, sondern mit Abschriften des siebenten oder achten Jahrhunderts zu tun. Der überwiegende Teil der Sammlung biete Privatschreiben. Die Briefe seien keineswegs in elegantem Latein geschrieben. Der Herausgeber, dessen Glaubwürdigkeit durch einen reichen Kommentar gestützt wird, will die Publikation trotz ihrer bestürzenden Frevelhaftigkeit der persönlich verantworteten Zeugnispflicht nicht vorenthalten. Doch will er den überraschenden Fund ähnlichen Skrupeln, wie sie seine Vorfahren hegten, entziehn. Er ist bereit, für die Folgen seiner Kühnheit einzustehen.

*

Nach dem Zeugnis von Pontius Pilatus wäre Christus ein Tischlerssohn von unehelicher Vaterschaft. Vater sei ein römischer Bogenschütze gewesen, und Jesus selbst habe mit der recht fragwürdigen

*Simu mahales
Tagblatt*

Maria Magdalena zusammengelebt, wenn er nicht gar mit ihr verheiratet gewesen sei. Josph habe, betrogener Ehemann, der er war, als Inhaber einer bekannten Möbelschreinerei in Nazareth seiner Frau den Fehltritt verziehen, und Jesus selbst sei nach seiner Schreinerlehre inmitten vieler ähnlicher Erscheinungen seiner Zeit zum Wanderprediger geworden. In der Folge sei er überwacht und zuletzt auch ausgewiesen worden; er sei von Pontius Pilatus in einem Aufrührerprozess begnadigt worden, weil er die Steuerhoheit des römi-



Aus den
Tagebüchern von
Erwin Jaeckle
(XV)

sehen Staates ausdrücklich anerkannt habe. Er habe sich in Damaskus zurückgezogen ruhig verhalten und sei gegen das Jahresende 34 dort gestorben.

Pontius Pilatus wird als grausam und bestechlich bezeichnet; er erscheint in seinen Texten aber duldsam und nüchternen Urteils. Seit seinem Mainzer Kommando rheumatisch gequält, habe er doch bei seinem östlichen Amtsantritt von erneuernder Willenskraft gewirkt. Er soll – so will es die Legende des vierten Jahrhunderts – über den grossen Umschlagplatz von Massilia und den Rhoneweg an den Vierwaldstättersee gekommen sein.

In den Briefen des Pilatus spielt Jesus eine beiläufige Rolle. Er erscheint als wenig belasteter messianischer Führer, der sich der unaufgeschreckten Gnade des Römers erfreuen durfte, so dass im

Pontius Pilatus

2. Nov. 1991.

Prozess vom April 33 der Wunderheiler und Erweckungsprediger der Kreuzigung entging. Zwar hätten die Pharisäer auf das Verbannungsurteil hin nach der Hinrichtung geschrien, aber sich dann mit dem Opfer von Judas und Simon, die einen aufwiegenden Eindruck gemacht hätten, zufriedengegeben. So wird denn die Auferstehung damit erklärt, dass der Begnadigte überlebt habe; seine letzten sieben Worte am Kreuz seien denn auch alttestamentliche Zitate.

Diese Darstellung kann nicht leichtthin von der Hand gewiesen werden, weil ihr Kontext nicht ohne harte Zeugniskraft ist. Astrokosmik, Gottesgesichte, Wanderboten, die Kunde von einem Himmelsvater seien an der Tagesordnung gewesen, beteuert Pontius Pilatus in einem Schreiben an Pomponius Flaccus in Antiochia. Dem Kaiser Tiberius auf Capri gegenüber hält er fest, dass es wenig erstaunlich anmute, wenn ein junger Tischler des Namens Jesus mit ähnlichen Ansprüchen aufträte. An Pomponius schreibt er weiter, es seien auch andere Prediger, den Gerüchten zufolge, nach drei Tagen vom Tode auferstanden, und sie herrschten nun angeblich über den ganzen Erdball. Man müsse über solchen Aberglauben hinweggehn, meint Pilatus beschwichtigend. Übernatürliche Gaben seien das tägliche Brot der Strasse. Gefährlicher sei allerdings, dass sich die Juden allein im Besitz der Wahrheit wähnten. Wie wenig Gewicht die neue Botschaft habe, ergebe sich daraus, dass die rituellen Mahlzeiten aus den Eleusinien stammten und der Name Heiland von Äsculap übernommen worden sei. Zudem greife auch der iranische Mithraskult epidemisch um sich. So seien der Religionsvermischungen kein Ende. Ins Gewicht falle überdies noch, dass der Wunderdoktor aus Galiläa, greife er die sklavischen Verbote der Juden an, des öfters recht habe.

*

Auch einzelne Geschehnisse und ihre

Deutung sind recht überzeugend. Sie betreffen vor allem Johannes und Salome. Auch für den Täufer hatte Pilatus nur duldsamen Spott übrig. Er begnüge sich damit, das bevorstehende Weltende anzukündigen. Er bezichtige Herodes der Genussucht und einiger Laster noch, doch habe er nie ein öffentliches Amt begehrt und es unterlassen, den Sturz des Tetrarchen anzustreben. Er sei ungefähr dreissig Jahre alt und der Sohn eines Priesters Zacharias. Esse er Heuschrecken, so müsse man wissen, dass diese bei den Nabatäern als Delikatesse gälten. Leider führe er zwei- bis dreitausend Anhänger an. Die Gerüchte, wonach Herodes den Kopf des Johannes seiner Stieftochter Salome zum Geschenk gemacht habe, seien albern. Salome selbst weist das Schauermärchen in einem Brief (XVI) entrüstet von sich; sie sei in den Mann, den sie nie gesehen habe, verliebt gewesen, findet sie lächerlich. Sie tanze nämlich recht schlecht, und ihre Beine brächten ihr nichts ein. Herodes, das allerdings sei wahr, mache ihr als geiler Kerl schöne Augen. Sie heirate aber ihren Onkel Philipp, der sie schon seines Alters wegen ungeschoren lasse.

Auch der übrige Kontext ist belehrend. So etwa das Zeugnis von den Kahlschlägen am Rande des Toten Meeres, von der Ausstattung der öffentlichen Latrinen. Etliche Stellen bestätigen Bibelzitate. So etwa jene, die jene Teufelsaustreibungen, die Jesus an Maria Magdalena vornehmen musste, betreffen. Auch das biblische Zugeständnis der Verdächtigungen, dass Jesus dem Wein allzu beflissen zuspreche, wird bestärkt. Bestärkt auch die Weigerung des Herrn, Lazarus ins Leben zurückzurufen, die uns Lukas überliefert. Der Eseltritt, die Tempelreinigung, die Steinigung des Stephanus werden erhärtet. Überdies werden einige Bibelworte wörtlich angeführt. Auch dass Pilatus von den «republikanischen Zuständen im Jenseits» wenig hielt, leuchtet ein.

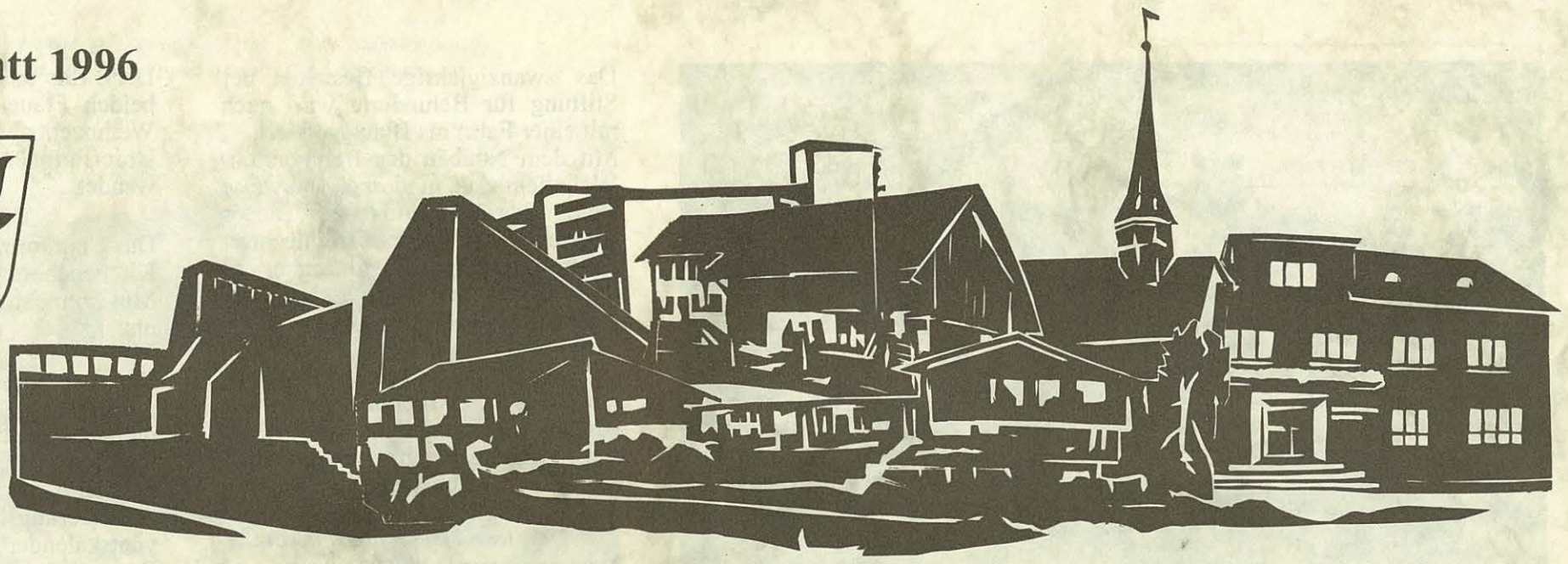
Jeder Wunderglaube verfällt aber dem Hang zur Theologisierung. Anleihen bei anderen Religionen nähren ihn gar auch die Vermutung Tertullians, dass der Apostel hätten den Leichnam Jesu verwendet, um die Auferstehung zu sichern. Dies um so mehr, als die Auferstehung erst 325 anlässlich des Konzils von Nicaea zum Kirchendogma erhoben worden ist. Ferner waren die Anhänger von Wundern in ihrer Überzeugungskraft stets sehr lautstark. Auch Nachfolger Jesu standen willig bereit. Die Jerusalemer Urgemeinde scharte sich um den Jesusbruder Jacobus; in Antiochia beehrte der Teppichhändler Paulus, Erbt Jesu zu sein, wusste Pilatus. Christ selbst bot mit seinen Erneuerungen dem Alten Testaments zu etlichen Theologien Anlass. Demnach ist das Briefkonvolut des Pontius Pilatus halb Zeugnis halb Ärgernis.

*

Dennoch kann die Brieffolge, so wie sie vor uns liegt, die wegweisende Botschaft der Evangelien keineswegs tilgen. Nur wird man auf sehr lange Sicht das christliche Bekenntnis um viele Theologismen und ihre Dogmen kürzen müssen. Zurück bleibt das Gebot der demütigen Menschlichkeit und der Liebe. Das ist angesichts der Tatsache, dass die biblischen Wortzeugnisse alle vergleichbare der Weltliteratur strahlend überragen sehr viel!

Auf solchen Wegen wird Gott vorerzählte Demut, die Sohnschaft glühende Zeugnisswille, der Paraklet lebendige Geist, die Endzeit zugeständige Herausforderung, das Reich wahrhaftige Werkbereitschaft, die Sünde Heilsbruch und der Glaube Liebestat. Christus bezeugt – sei er dieser oder jener – den Geistesweg der Erde. Er ist vor den Menschen Prediger des Menschen.

Man täte gut daran, das «Christusbuch» von Rudolf Pannwitz zu lesen. Es ist vier Jahre nach dem Tod des Verfassers 1973 unter dem Titel «Der Gott der Lebenden» in Nürnberg als schönste Nachlass erschienen.



Nr. 3

Titelbild Scherenschnitt
von Elisabeth Lüchinger

HEIMATKUNDLICHE VEREINIGUNG URDORF

Text von
Elisabeth Lüchinger

Diese Jahreschronik möchte Ihnen die Heimatkundliche Vereinigung als Neujahrsblatt 1996 abgeben, verbunden mit vielen guten Wünschen zum Neuen Jahr. Die Auswahl der Ereignisse und Personen ist nach eigenem Gutdünken erfolgt und erhält keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Gemeindechronik 1995

Pünktlich auf Anfang Jahr legt sich der erwünschte Schnee über Urdorf und Umgebung nieder. Schlagartige Temperaturstürze von 10 auf 3 Grad Celsius, begleitet von heftigem Wind, Blitz und Donner sind zu verzeichnen.

Famile Leutwiler feiert mit Gästen die Restaurantführung „Frohsinn“ in der dritten Generation.



Renovation Freibad Weihermatt. Die 1. Etappe ist abgeschlossen. Das Garderoben- und Technikgebäude ist gebaut, der Trocken-Nassspielplatz erstellt.

Eine weitere Erhöhung der Eintrittspreise im Bereich Freibad erfolgt auf Ende Jahr, ebenfalls wird der Wasserpreis erhöht. Tarifierpassungen sind nicht populär; jedoch unumgänglich, um die Spezialfinanzierungen auszugleichen.

Urdorfer Kulturweihnachtsbotschaft. Erkennungsmerkmal der Weinflasche ist die durch den bekannten Kunstmaler Hans Falk gestaltete Etikette. Im Dezember des letzten Jahres ist die gemeinnützige Stiftung Ortsmuseum Urdorf gegründet worden, welche ein Kultur-Franken pro verkaufter Flasche erhält. Die Stiftung kauft die Liegenschaft Birmensdorferstrasse 102 um ein Ortsmuseum einzurichten.

März 1970. Zeitungsartikel im Limmattaler Tagblatt.

An der Gemeindeversammlung vom 11. März 1970 nehmen erstmals die Frauen teil. Entgegen der noch im alten Jahr geäusserten Absicht des Gemeinderates, die Gemeindeversammlungen des grösseren Andranges wegen in die Turnhalle zu verlegen, findet sie nun doch versuchsweise im Embrisaal statt. Der Saal wird zu diesem Zweck durch eine Verkleinerung der Bühne vergrössert. Möglicherweise geht damit nun doch die leise Hoffnung eines Stimmbürgers an der letzten Gemeindeversammlung in Erfüllung: er meinte nämlich, dass, bei einer Beibehaltung des Embrisaales, die Urdorfer Männer erstmals Gelegenheit hätten, ihre Frauen in der Öffentlichkeit - wenn zwar nicht auf den Arm - so doch wenigstens auf den Schooss zu nehmen. Ein Ortskundiger meinte letzthin überdies, es könnte innerhalb einer gewissen Zivilstandsklasse ein Streit um die Plätze ausbrechen, worauf er sich besonders freue.

(Erste Gemeindeversammlung im Gemeindsaal Embri, 15. Dezember 1965)

13'637 Aaren beträgt die landwirtschaftliche Nutzfläche auf unserem Gemeindegebiet. Rindviehbestand 123 Kälber, Jungvieh, Rinder und Kühe.



Frühere Strassenführung der Birmensdorferstrasse mit Schäfli bach, 1950

Mit einem aufgefrischtem Jahresprogramm startet die Kulturkommission Urdorf in ein verheissungsvolles Jahr. Mit Attraktionen, diversen Vorträgen, Ausstellungen und vielem mehr will man die Kunst dem Volk näherbringen.

Urdorf und das Limmattal gelten als attraktive Wohngegend.

In Urdorf sollen über 400 neue Wohneinheiten entstehen. Trotz dieser hohen Zahl weist Urdorf nach Dietikon den zweitiefsten Leerwohnungsbestand vom ganzen Bezirk aus.

Die Gemeindeversammlung genehmigt eine neue Abfall-Grundgebühr von 130 Franken, welche pro Wohnung oder Gewerbebetrieb erhoben wird.

Im Frühjahr 1970 wurde das Schulhaus Weihermatt mit der vorläufigen Einteilung von sechs Mittel- und fünf Unterstufenklassen eröffnet.

Der Gemeinnützige Frauenverein feiert das 125-jährige Bestehen auf volkstümliche, einfache und originelle Art und Weise.

Heinz Josef Wissmann, Zunftmeister der Narrenzunft Chlösterli, wird an der Weltmeisterschaft der Bärte zum Vizeweltmeister in der Kategorie Vollbart-Freistil erkoren.

Die Wasserleitungen Uitikonweg, Mühlbächliweg und Uitikonstrasse werden saniert.

Hochwasser im Mai und Ende Juni. Das Kanalisations- und Gewässernetz funktionierte weitgehend störungsfrei.

Der Stadtrat Zürich und der Gemeinderat der Stadt Zürich haben der Veräusserung der Grundstücke "Reservezone Zwischenbächen" und der angrenzenden Parzelle "Wohnbauland" an die Politische Gemeinde Urdorf zugestimmt.

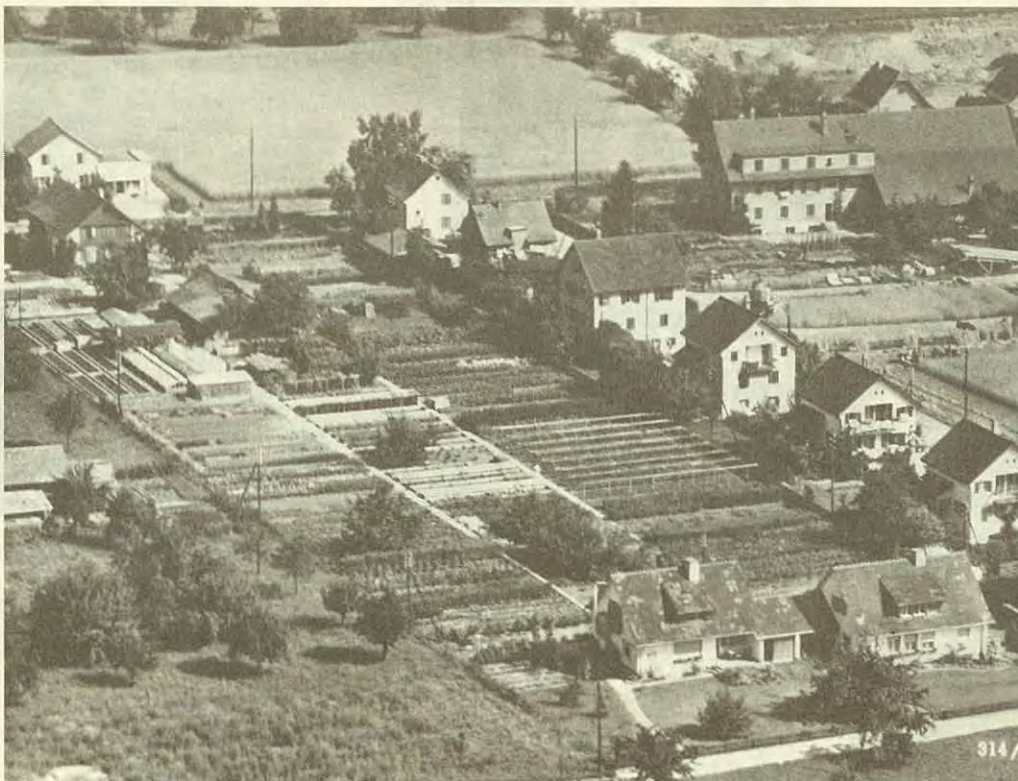


Spital Limmattal, 1970

An der Delegiertenversammlung des Samariterverbandes des Kantons Zürich in der Zentrumshalle werden fünf Urdorfer Samariter für ihren 25-jährigen Aktiveinsatz mit der Henri-Dunant-Medaille geehrt. Eine Standarte für die Urdorfer Samariter wird enthüllt.

Das Limmattal-Spital feiert zusammen mit der Öffentlichkeit sein 25jähriges Bestehen.

Am 20. November 1970 luden Spitalverband und Baukommission des Spitals Limmattal in Schlieren die Vertreter der Zürcher Presse ein, um ihnen den künstlerischen Schmuck vorzustellen, der über das gesamte Spitalareal verteilt ist. Das Regionalspital mit Schwesternschule, Apotheke und Blutspendezentrum wurde unter der Bauherrschaft der Gemeinden Aesch, Birmensdorf, Dietikon, Geroldswil, Ober- und Unterengstringen, Oetwil, Schlieren, Urdorf und Weiningen erstellt.



Gebiet zwischen Schlierenstrasse und Bodenfeldstrasse, 1960

Das kantonale Oberforstamt hat Förster Jakob Tobler die Försterprämie zugesprochen. Seit 25 Jahren betreut Tobler rund 550 Hektaren Wald im Forstrevier Birrnsdorf - Urtdorf - Utikon. Es ist ihm gelungen neue Ideen in die gesamtheitliche Bewirtschaftung des Waldes einzubringen.

100 Jahre Strom im Limmattal. Das Netz der Hochspannungsleitungen spannte sich 1908 bereits bis nach Dietikon, Urtdorf, Schlieren und weitere Gemeinden.

Tag der offenen Tür im Chinderhaus, der bereits fünfjährigen Tagstätte für Kinder.



Das zwanzigjährige Bestehen der Stiftung für Behinderte wird auch mit einer Fahrt ins Blaue gefeiert. Mit dem Neubau des Behinderten-Wohnheims in moderner Bauweise stellt dieses Heim sein neues Konzept vor. Keine Geschlechtertrennung mehr und bedürfnisorientierte Raum- und Zimmergestaltung zeichnen diese Realisierung aus.

Das als Biotop angelegte Rückhaltebecken Allmendbach dient sowohl der Bannung der Überschwemmungsgefahr, sowie auch der Natur als Lebensraum.

1970 Das Honeretried Allmendli wird zum Naturschutzgebiet erklärt.

Der Künstler Walter Ehrismann beteiligt sich an namhaften Ausstellungen im In- und Ausland. Erstmals wird sein Werk in einer Monographie umfassend vorgestellt.

Grundsteinlegung der neuen reformierten Kirche. Hinter der Fischfigur aus Lukmanier-Basalt ist eine Dokumentenrolle eingemauert worden.

Der Erlös aus der Kleiderbörse der beiden Frauenvereine wird für die Weihnachtsfeier der pensionierten Urtdorferinnen und Urtdorfer verwendet.

Das Chorkonzert des Ökumenischen Kirchenchores mit dem Collegium Musicum ist ein kulturelles Ereignis.

Der gediegene, schöne Weihnachtsschmuck im ganzen Dorf wird möglich durch Zusammenarbeit von Gewerbe, Gemeinde, Schule, Detaillisten und der Bevölkerung. Der leuchtende Adventskalender an den Fenstern des Ortsmuseums ist eine Werkarbeit der 6. Klasse von Beat Spreng. Vorweihnachtliche Stimmung verbreiten auch der Chlausmärt im alten Dorfteil, der Weihnachtsbasar in der neuen reformierten Kirche wie auch das Adventskonzert des Musikvereins Harmonie in der katholischen Kirche.

Max Iseli, Ernst Meier und Walter Schwander werden anlässlich der Delegiertenversammlung des Zürcher Kantonalmusikverbandes zu Eidgenössischen Veteranen ernannt.

Schülerinnen und Schüler der Kantonsschule Limmattal üben in einem grossangelegten Projekt Teile des Erfolgsmusicals „Hair“ ein. Das Publikum ist begeistert und beeindruckt.

Mit der Erfahrung aus zwölf Jahren 1.-Liga-Trainer kam Jack Holmes nach Urtdorf und nach 8 Partien und Null Punkten ist er wieder weg. Hanspeter Vetsch ist wieder Trainer

1. März im Urdorf, feiert seinen 70. Geburtstag.

Pfarrer Daniel Hanselmann wird in die kantonale Kirchensynode gewählt.

Gemeinderat Ulrich Baumann ist im Alter von 67 Jahren gestorben. Für den Rest der Amtsdauer wird Werner Gutknecht als Gemeinderat gewählt.

Tag der offenen Tür im neuen Ortsmuseum Urdorf. Bei strahlendem Wetter wurde das zukünftige Ortsmuseum der Öffentlichkeit vorgestellt.

1995 ist ein sehr gutes Honigjahr.



BYLI - HUNG .

*Obwol des bienleins Angel sticht,
Verschmächt mā doch sein Honig nicht.*



1. Mannschaft Eishockey-Club 1941

In einer Ausstellung in Zofingen sind Werke von Hans Falk aus der Londoner-, NewYorker-, der Strombolzeit der sechziger Jahre und aus der jüngsten Schaffensperiode des Künstlers zu sehen.

Bänkliaktion des Gewerbevereins. Am Höhenweg entstehen Sitzplätze für Wanderer.

Sportveranstaltungen:
Dritte Limmattalstafette mit Teilnehmerrekord.
Kunstturnerländerkampf Schweiz-Deutschland mit bekannten Turnern der Weltspitze.
Regionaler Jugi-Wettkampf.

Verein Jugend und Wohnen Limmattal. Nach einer sanften Renovation der Liegenschaft Birmensdorferstrasse 101, hat die begleitete Jugendwohngruppe Urdorf die Tore für die Vorstellung eines neuen Konzeptes geöffnet. Jugendliche sollen mit psychologischer Betreuung das selbständige Leben und Wohnen erfahren können.

25 Jahre Pfadi Uro. Trotz unglücklicher Wetterfügung feiert die Pfadi Uro ihren dreitägigen Anlass am Honeret.

des EISHOCKEY-CLUBS.

Das Jugendensemble unter der Leitung der Musiklehrerin Ursi Obermayr tritt mit einem eigenen Anlass an die Öffentlichkeit. Am Sonntagsbrunch der besonderen Art wechseln sich kulinarische und musikalische Leckerbissen ab.

An der letzten Gemeindeversammlung des Jahres, der Budgetgemeinde, wird der Antrag zur Steuererhöhung der Schulgemeinde um 1 Prozent angenommen.

Erste Urdorfer Weihnachtsmesse im Bergermoos, ein geglückter Anlass.

Das Flachdach des Anbaus am Gemeindehaus ist altershalber undicht geworden. Zwingende Sanierungsarbeiten werden ausgeführt und eine extensive Dachbegrünung erstellt.



Gemeindehaus mit Postbüro und Ingenieurbüro Sennhauser
Inbetriebnahme 1946 (1600 Einwohner) - Erweiterungsbau 1968

4.1.96

Lieber Herr Klank

Noch bevor wir in die Ferien
reisen möchten wir uns bedanken
für Ihr nettes Schreiben und die
beigelegten Informationen.

Fürs bereits begonnene neue Jahr
wünschen wir Ihnen gute Gesund-
heit und weiterhin schöne und
eindrückliche Lebensmomente.

Den Zeitungsbeitrag „Ein Lehrerleben“
haben wir mit „Gewunder“ gelesen
und uns über die Veröffentlichung
gefreut.

In unserem Obstmuseum sind die
Sanierungsarbeiten im vollem Gange.
Zur Zeit wird der alte Kachelofen
umgesetzt.

Viele herzliche Grüsse
Ulrich + Paul Widiger

Soeben ist bei uns die
Post eingetroffen

... ich öfne diesen Versand bereiten
Mundtag nochmals um für
das Mey'sche Blatt von
Dietikon herzlich zu danken.

Das bescheidene Blatt der
Heimatkundlichen Vereinigung Urdorf
ist bescheiden geblieben.

Kielleicht finde ich einmal
Mitarbeiter^(innen) mit viel Freizeit,
damit auch in Urdorf etwas
Umfangreicheres entstehen kann.

Viele Grüsse
Glindeff

Meine lieben Lüchinger

Zum schönen dritten **Urdorfer Neujahrsblatt** mit Scherenschnitt, Chroniktext und passenden Bildern gratuliere ich Euch herzlich. Es braucht kein Bedauern, dass es nur eine bescheidene Sache sei. Auch Grosses und Schönes beginnt in der Regel ganz klein. Man sieht, das Urdorfer Neujahrsblatt wird offensichtlich ebenfalls jedes Jahr ausführlicher und schöner.

In Dietikon begann 1948 Karl Heid damit, und die Sache war von Anfang an finanziell gesichert, weil die Schule so viele Exemplare kaufte als sie Oberstufenschüler zählte. Das damals noch übliche "Silvesterbüchlein" befriedigte die grössern Schüler nicht mehr, es war mehr als kleines Weihnachtsgeschenk für die Primarschüler gedacht. Die Oberstufenschüler jedoch bekamen von 1948 an das Dietikoner Neujahrsblatt. Ausserdem kaufte die Gemeinde das Blatt für ihre Angestellten und für die Neuzuzüger

Das ging lange Zeit gut. Die Schülerzahl wurde immer grösser. Finanzielle Schwierigkeiten kamen erst, als die Schule sparen musste. Das Blatt bekam nur noch, wer es vorher bestellte

Als Karl Heid gestorben war, nahm sich die Heimatkundekommission der Sache an. Doch nach Jahren ging der Stoff aus. Es wurde immer schwieriger, neben all den vielen Aufgaben der Heimatkundekommission (Ausstellungen, Inventar, zügeln, etc.) auch noch das Neujahrsblatt herauszubringen, Autoren und interessante Themen zu finden. Da beschloss die Kommission, weil es über ihre Kraft ging, auf das Blatt zu verzichten.

Doch der Herr Stadtpräsident (Hans Frei, ein ehemaliger Schüler von mir) hing sehr an der schönen Sache und brachte den „Verkehrs- und Verschönerungsverein“ dazu, weiterhin jedes Jahr ein Blatt herauszubringen. Da sich bald Schwierigkeiten zeigten, schrieb ich Herrn Guidi, dem Präsidenten des Verkehrsvereins, einen langen Brief, in dem ich darlegte wie die Herausgabe eines Neujahrsblatts nach dem Vorbild meiner Heimatgemeinde Meilen auf Dauer gesichert werden kann.

Meilen hat stets Stoff für zehn Jahre zum voraus, und auch finanziell ist das Blatt, es heisst „Heimatbuch Meilen“, gesichert. In Meilen existiert ein „Heimatbuchverein“ mit der einzigen Aufgabe, jedes Jahr auf Weihnachten das beliebte „Heimatbuch“ herauszugeben. Wer dem Verein beitrifft, muss **keinen Mitgliederbeitrag** bezahlen. Die Mitgliedschaft ist gratis, und siehe, sehr viele Leute, die Interesse an ihrer Bürger- oder Wohngemeinde haben, treten bei. So kommt eine riesige Adressliste zusammen von Leuten, denen jedes Jahr das schöne Heimatbuch samt Einzahlungsschein zugestellt wird (1995 mehr als 900 Mitglieder, von denen kaum jemand das Buch zurückschickt). Die Generalversammlung findet jedes Jahr an einem andern interessanten Ort statt (Kloster Wettingen, Kyburg, etc. mit interessanter Führung). Der Verein benötigt jeweils zwei riesige Reiseccars und bezahlt den Teilnehmenden die stets sehr interessante Ausfahrt. Die Heimatbuchkommission Meilen umfasst eine grössere Anzahl von Persönlichkeiten, die Beiträge liefern können oder Leute kennen, die fähig sind dazu

Wie Herrn Guidi empfehle ich Urdorf, zu Vergleichszwecken bei Frau Yvonne Marti-Werder, Auf der Hürnen 25, 8706 Meilen, Tel. 01/ 923 23 39, irgend ein Meilener Heimatbuch zu beziehen. Ich sende Euch auch noch das gelbe Blatt, das 1993 dem Buch beigelegt war und empfehle es aufmerksamer Lektüre. Jedes Jahr kaufe ich zwei Exemplare der neuen Ausgabe für meine beiden Söhne zu Weihnachten

Herzliche Grüsse

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon

Anregung für Sietikon! Urdorf! etc.

VEREINIGUNG HEIMATBUCH MEILEN

November 1993

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie halten den für Sie bestimmten 33. Heimatbuchband in Händen. Wir hoffen, dass Sie auch diesen von Ursula Büttner-Brucker und Dr. Peter Kummer in Zusammenarbeit mit unserem Grafiker Johannes Rüd redigierten Band wohlwollend aufnehmen werden. Er enthält eine Fülle von lokalem Brauchtum, von ortsgeschichtlichen Nachrichten und vielen Extras mit Seltenheitswert.

Leider müssen wir dieses Jahr infolge gestiegener Versandkosten den Buchpreis auf Fr. 22.- erhöhen. Bitte zahlen Sie uns den Betrag mit beiliegendem Einzahlungsschein möglichst bald ein, damit unser Quästor die anstehenden Rechnungen bezahlen kann. Sollte es Ihnen aus lauter Freude über das neue Bändchen möglich sein, Ihrer Zahlung noch einen "Extrabatzen" beizufügen, wären wir Ihnen auch dieses Jahr von Herzen dankbar dafür! Ihre freiwilligen Spenden, welche letztes Jahr Fr. 6'009.00 betragen, sind für unseren Verein fast lebenswichtig und obendrein für uns Vorstandsmitglieder eine Bestätigung dafür, dass unsere von viel Idealismus getragene Arbeit Ihre besondere Anerkennung findet. Zum voraus sage ich Ihnen deshalb herzlich "tanke villmaal" für jede kleine "Zugabe"!

Nachbestellungen, Bestellungen früherer Heimatbücher sowie allfällige Reklamationen betreffend Auslieferung richten Sie bitte direkt an unser Vorstandsmitglied Frau Yvonne Marti-Werder (Tel. 923 23 39).

Gegen Ende des Kalenderjahres erinnern wir uns gerne an den letzten Meilemer-Mäart. Zum dritten Male haben wir mit Erfolg am Hüniweg unseren Heimatbuchstand eingerichtet. Auch 1994 wollen wir dort Raritäten verkaufen und neue Mitglieder werben. Vielleicht helfen auch Sie mit, interessierte Freunde und Nachbarn auf unseren Verein aufmerksam zu machen?

Im Namen des Vorstandes darf ich Ihnen alles Schöne wünschen für die kommende Adventszeit. Mit freundlichen Grüssen

Dr. H. Peter

W I C H T I G : Die nächste GV findet am 18. Juni 94 statt.

Verein Schweizerdeutsch
Gruppe Zürich

*Friedrich Staub begründete 1862 das
"Schwei. Idiotikon".
Albert Bachmann war der 2. Redaktor.
Heute steht man beim "W".*

E I N L A D U N G

auf Donnerstag, den 25. Januar 1996, 19.30 Uhr
ins Kirchgemeindehaus St. Peter
Lavatersaal
St. Peterhofstatt 6, Zürich

Dr. Peter Ott
Chefredaktor

DAS SCHWEIZERDEUTSCHE WÖRTERBUCH

Wörterbücher gibt es für die verschiedensten Zwecke. Mit ihrer Hilfe erfahren wir, wie ein bestimmtes Wort richtig zu schreiben ist, was es auf deutsch bedeutet, oder umgekehrt, wie es am besten in eine fremde Sprache zu übersetzen ist. Dazu kommen Spezialwörterbücher für zahlreiche Fachgebiete von Wissenschaft und Technik oder aber für verschiedene Sondersprachen wie z.B. diejenigen der Seeleute, Jäger, Fahrenden usw.

Das Schweizerdeutsche Wörterbuch, das grösste Regionalwörterbuch des Deutschen, ist anders als alle andern. Es ist aus einem Idiotikon schweizerdeutscher Wörter längst zu einem umfassenden Wörterbuch des Schweizerdeutschen geworden, ja in gewissem Sinn zu einem Reallexikon oder Thesaurus (wie die drei andern nationalen Wörterbücher der Schweiz). Es erschliesst sowohl den Wortschatz der zum Teil sehr altertümlichen Dialekte der deutschen Schweiz (samt den Walsermundarten Oberitaliens) als auch die schriftliche Überlieferung dieses Gebietes seit dem 12. Jahrhundert, besonders gründlich die des 15. und 16. Jahrhunderts; dabei sind namentlich Landwirtschaft, Jagd, Fischerei und Gewerbe, Sachkultur und Volksleben, Recht und Dichtung berücksichtigt, auch Volkslieder, Kinderreime, Bauernregeln usw., sodann die Sondersprachen der Schüler, Studenten, Soldaten und Fahrenden.

Das Referat geht kurz auf die Geschichte des Wörterbuchs ein, breitet das Material, das im Idiotikon enthalten ist, aus, und soll an ausgewählten Beispielen vorführen, was der Benutzer aus einem Werk dieser Art alles herausholen kann.

Eintritt frei

Gäste immer herzlich willkommen!

Um diesen Vortrag zu hören reiste ich nach Zürich und hoffte, wie meistens in den Veranstaltungen des Mundartvereins, Cornelius Altorffer anzutreffen. Doch er war nicht dort.

Waggis m., Pl. unver.; vgl. die Anm.: **1. a)** roher, ungebildeter, liederlicher Mensch, Grobian, Lümmel, Strolch AAZein. ('ungeschlichter Mensch.' Steinhauer); Bs (auch 'arbeitslos und nutzlos Herumstehender und in der Folge davon Geringgeschätzter'. ä. Angabe: lt Seil. auch 'Prahlhans'), so Lf., Lie. ('Schimpfw. für Dummkopf.' EStrübin), Siss. (Dummkopf. ä. Angabe), Stdt (lt RSuter †); Syn. (auch lt ä. Angabe aus Bs) *Glünggi I* (Bd II 634 unter *Glünggel*, wo weitere). *Dü bisch' noⁿ-n-eⁿ (dummeⁿ) W.* BSLie. (EStrübin). *Sundgäu^{er} W.* Bs (Seil.). — **b)** Elsäßer bzw. Sundgauer (Bauer), als Schimpfw. oder scherzh. Bs (auch 'geringschätzig für den elsäbischen «franc-tireur» im Dt.-Frz. Krieg 1870/1'), so L. (lt EStrübin allg.), Stdt (auch 'Sundgauer Strolch und Lüderjan'); vgl. *waggis-tütsch* (Bd XIII 2211). In 's *Sundgau^{er} rutscht der Autoglubb* [für seine feuchtfröhlichen Ausfahrten und gefährdet auf dem Heimweg die Anwohner] *denn jede^r löt im Suff siⁿ Karreⁿ bampleⁿ, wo-n-er grad aneⁿ göt. D' Neⁱderfler Waggis fluecheⁿ: Milliärdeⁿ Mildedie, wo wänn^d ächt, gopferglemmi, die Zaineⁿfligger hiⁿ!* Bs Fastn. Lit. 1922. — **2.** typische und sehr beliebte Figur der Basler Fasnacht bzw. das sie charakterisierende Kostüm, bestehend aus Maske mit übergroßer Nase, blauer Burgunderbluse, weißer (auch schwarzer oder schwarz-weiß-kariertes) Hose, übergroßen Holzschuhen, Zipfelmütze (heute meist gewaltigem farbigem Haarschopf), Gemüsenetz und Knüppel BsStdt bzw. von dort ausgegangen AAZof. (ASV.); BSL. (EStrübin 1991; vgl. die Anm.). *Zwai Waggis, wo guet intrigiereⁿ kenneⁿ, die hänn^d alli Chanceⁿ, wo meⁿ sich nummeⁿ kaⁿn dänggeⁿ.* RBCHRIST 1964, 20. *Er het der W. aⁿ-g^haⁿ. Zem Gligg mit schwarzen und nit mit wißeⁿ Hoseⁿ.* ebd. 16. *Wo g'siht mer hitteⁿ no^{ch}-n-eⁿ W. an der Fasnacht mit emeⁿ wißen oder mit emeⁿ schwarzeⁿ Zipfelkappli? Wie verruggter d' Perrüggeⁿ, wie schöner der W. dänggeⁿ d' Waggis hitteⁿ.* Bs Nationalztg 1971, 13. März (RBChrist). [Am Fasnachtsumzug von 1984 in BSLäuf. nahmen teil:] *Echte Rothäute, Clowns und Waggisse in allen Variationen.* ESTRÜBIN 1991, 111. — Vgl. (meist 'Wackes') Gr. WB. XIII 238; Martin-Lienh. II 807; HBAum 1972; Fischer VI 332; Follmann 527; Rhein. WB. IX 177; Hess.-Nass. WB. IV 456; Kluge²¹ 831 (in 22. Auflage nicht mehr aufgenommen); Wolf Rotw. 6143. Die bei EStrübin 1991 in schriftsprachlichem Zshang belegte Pl.-Form 'Waggisse' ist in unserem Mat. für die MA. nicht nachzuweisen. Das in unserem Mat. 1870 (Gwunderchratte) erstmals belegte W. zuerst bei Seil. gebucht und dort sowie im Anschluß daran meistens (so bei Martin-Lienh., Kluge u.a.) zu lat. *vagus* 'Strolch, Herumtreiber' gestellt; vgl. auch die Annahme indirekter Vermittlung über stammgleiche oder -ähnliche Formen des frz. Argots durch EHoffmann in SV. 1924, 19. *aller au vague* uä. (vgl. die Formen bei Wartburg XIV 95) 'auf Dieberei ausgehen'. Die Annahme von Entlehnung wird favorisiert durch die bei Martin-Lienh., Fischer, Wolf Rotw. und Kluge aaOO. hervortretende oder hervorgehobene Verankerung im Rotw., die allerdings weitgehend unklar bleibt; in unserem Mat. fehlen Bezüge dazu ganz. Vor diesem Hintergrund wohl doch einheimische Bildung mit Suffix *-is, -es* (vgl. etwa *Binggis I* Bd IV 1378; *Tampis I* Bd XII 1886, wo Weiteres) zu einem Stamm *wagg*, wobei die sicher ursprüngliche Bed. 1a unser *Waggen I* (Sp. 983) ins Blickfeld rückt oder viell. *waggelen* (Sp. 977); zu beidem s. schon EHoffmann 1890, 82; ders. 1902, 27 ff. und vgl. bes. OWerner in ZfM. 1963/4, 266); vgl. allenfalls noch *Wagen-Tal* und die Abll. dazu (Bd XII 1335/6). — Die Entstehung von Bed. 1b (überhaupt das Bekanntwerden des W. über den engeren oberrheinischen Raum hinaus) steht offenbar in Zshang mit dem Dt.-Frz. Krieg 1870/1 und seinen Folgen; vgl. dazu auch EChristmann in Pflzer Heimat 6 (1955) 158. Unmittelbar daran anzuschließen ist unsere Bed. 2; die Fasnachtsfigur ist in BsStdt lt Basl. Nachr. 1974, 25. Mai für das Jahr 1874 erstmals bezeugt; zu ihrer Ausbreitung in BSL. A. XX. vgl. EStrübin 1991, 84 (Anm. 59). 97; zu einer ähnlichen Figur an der Genfer Escalade vgl. AfV. 67, 145/6. — In Namen. Flurn. *W.-Platz* SMetzerlen (AfV.); vgl. dazu: 'Zu Mühlhausen, der Hauptstadt der Waggisse, gibt es einen sog. Waggisplatz; dort stehen täglich zahlreiche Männer, die Arbeit suchen, und jedermann weiß, daß er dort allezeit fleißige und gute Arbeiter findet.' Grenzpost 1877, 10. Nov. Verschiedentlich (auch BSL.) in Namen von Fasnachtsgesellschaften, in BsStdt zB. *Sirmelwaggis 1993, Rieblizupferwaggis* (RSuter).

Schnör^r eⁿ -: 'Prahlhans Bs' (ä. Angabe); vgl. *Schnorren-Wagner* (Sp. 707).

Ehe schritten, z' *tsch.*, d.h. mit Trommeln und Pfeifen, mit Glocken und Schellen einen Heidenlärm zu machen.

Tschifeler I -i- WBellw. (CSchmid 1969) — m.: 5 Dummkopf. aaO.; Syn. *Tschifi* I a. auch *Gauch* I (Bd II 103); *Noll* II (Bd IV 716); *Trüssel* 2b (Sp. 1336), wo tw. weitere. — Wohl indiv. Weiterbildung zu *Tschife*ⁿ. Nach CSchmid 1969, 90 auf die ältere Generation beschränkt.

*Tschife*ⁿ -o m., Pl. -uⁿ; = *Tschifi* I a W, so StNikl., 12 Vt. — Lt BSG. II zu lombardisch *ciff*, 'monello'.

*tschifene*ⁿ, -ff-: herumschlendern, beim Gehen die Beine nachschleppen „Uw“ (St.²); W, so StNikl.; Synn. *tötschen* I (Bd XIII 2165); *tschafänten*.

umeⁿ: wie ein Dummkopf sich bewegen, herumgehen 1: Ndw (Matthys); Synn. *u-tublen* (Bd XII 155), *-trümmeln* 2 (Sp. 1034). — Bei Matthys auch *abe*ⁿ- (*appe*ⁿ-) *tsch.* in ähnl. Bed.

Tschifi I, -ff-: m., Pl. *Tschifene*ⁿ Ndw (Matthys), Dim. *Tschifli* Ndw (Matthys); a) Dummkopf BKander- 2c grund; „Gr“ (St.²); Ndw (Matthys); Obw; Uurs.; Syn. *Tschifeler* I, auch *Tschifen*, *Tschifing*, *Tschufi*. *Er ist en Tsch.*, 'er ist nicht der Schlaueste' BKandergrund. — b) „Person läbigen Wesens Uw“ (St.²), 'schläfriger Mensch' W; Synn. *Täsch* I 2b (Bd XIII 1852); *Tratschi* (Sp. 1554). — Analogie- 2: bildg zu den Nomina ag. auf -i (vgl. BSG. XII 93 f.).

Tschifi II f.: epidemische Ohrspeicheldrüsenentzündung (Parotitis epid.), Mumps, Ziegenpeter Pfls. (SDS.); Syn. *Wuchen-Trümmel* II (Sp. 1037, wo Weiteres). — Zur Sache vgl. noch MIIöfler 1899, 463 f. Zum Benennungsmotiv vgl. die Ann. zu *Tövel* (Bd XII 1759).

tschifig: elend, einfältig Ndw (Matthys); Syn. *tublig* (Bd XII 156); vgl. *narrig* (Bd IV 784). — Bei Matthys auch *tschifocht* (-ochd), 'einem einfältigen Menschen ähnlich'.

*Tschifi*ⁿ g m.: gutmütiger Mensch, Dummkopf, WSimp- 1: plon, Zwischb. (EJordan 1985); Syn. *Tschifi* I a.

Tschifereⁿ II BGadm. und lt AvRütte; „Gr“, so Av., Hint., Mu., Nuf. (tw. -ff-), Obs., Rh., S. (tw. -ff-), Sais, Spl., Suf., Ths. Tschapp. (Tsch.), Val., V. (tw. -i-, 2: -ff-), Vers.; LV. (*Sch*-); PAGER (-uⁿ; vgl. u.); „Schw“; TB. (-uⁿ; vgl. u.); Ndw; Obw (neben *Sch*-), so Alpn., Sa. (JFanger 1981); Uwe.; „U“; Vw; W (tw. -i-; vgl. u.), so Bellw. (-i-, CSchmid 1969), Binn, Ernen, G. (tw. -ff-), Lax (AfV.), Mü., Naters, Ulr. V. (FGStebler 1921) 2: und lt St., *Tschifere*ⁿ (bzw. -a, -uⁿ) GRRh.; PAGER (vgl. o.), Po. (-i-), Ri. (EBalmer 1949), Sal. (tw. -i-); TB. (tw. -i-; vgl. o.); W (tw. -i-; vgl. o.), so Bellw. (-i-, CSchmid 1969), Brig (IWerlen 1977), Büchen (LImesch 1973), Leuk (Wir Walsler 1978), Lö. (FGStebler 1915), StNikl., Simp- 2: plon, Täsch (W Sagen), Vt., Zwischbergen (EJordan 1985). — f., Pl. unver. GRRh.; PRi., Sal.; TB.; WAußerberg (Wir Walsler 1976), Dim. *Tschiferli* GRAV., Chur (-ff-, ABüchli), V.; Ndw (Ndw Sagen); Obw (neben *Sch*-), so Sa. (RKüchler-Ming); Uwe.; U (U Wbl. 1911); W, so Außerberg:

5: 1. eig. a) großer, rundlicher, unten enger, nach oben weiter auslaufender Korb, der an zwei Bändern auf dem Rücken getragen wird, aus Weidenruten, je nach Verwendungszweck mehr oder weniger eng geflochten (doch vgl. *Brätter*-, *Rippi-Tsch.*), tw. mit Holzboden. aaOO.; Syn. 2: *Tschifron* (s. u.) sowie *Hutten* I a (Bd II 1778); *Chorb* I (Bd III 451); *Raschi* IV I (Bd VI 1461); *Scherling* (Bd VIII 1263), wo je Weiteres; *Zesti*; vgl. *Kampatsch* (Bd III 305); *Bargel* (Bd IV 1549) sowie zur Sache etwa die Abb. bei EGERSTNER-HIRZEL 1979, Nr 39; TTomamichel 1953, 17; 2: BSM. XXIII, Nr. 23, 23a, dazu noch PScheuermeier,

Bauernwerk II 101 ff. *Gägen Abend nimmt der Pü d' Tsch. uf de Rigg und geit uf d' Alpa embrüf*. Wir Walsler 1978 (WERNEN). 'Aus Gerten flicht man *Tschifere*ⁿ und Körbe, auch Wurzeln können zu Körben verwendet werden.' AfV. (WLax). 'Wier müßteⁿ alls puggleⁿ, klagt der Walsler, und man sieht ihn deshalb fast nie ohne seine *Tsch.* oder sonst was auf dem Rücken oder auf der Achsel. *D' Chind chönt schoⁿ mit dem Tschiferli uf em Rigg uf d' Welt*.' JJÖRGER 1913. 'Die schwersten Arbeiten wie das Hauern und das Mähen werden von den Männern besorgt, aber 1: überall sieht man auch die Frauen mit der *Tsch.* am Rücken und oft noch strickend, der Arbeit nachgehen.' FGSTEBLER 1915. 'N. wollte vom *Tschiferli* gar nichts wissen; die *Tschiferli* seien näweⁿ nümmeⁿ in der Mode; es müsse sich ja schämen.' Obw Blätter 1899. Neben Syn.: 1: s. Bd IV 2003 M. (1562, Obw Verhör). Im Vergleich. *Ich haⁿ es Höipt wie en Tsch.*, 'der Kopf ist mir vom Nachdenken schwer.' SARTORI (TB.); vgl. unter *Laub-Tsch.* *Der Steffen mit sinem Iudänerg'sicht und dem Zündel drin hed von ereⁿ [der Patin] abg'stocheⁿ wie es alls Tschiferli von ereⁿ grüßeⁿ, nüweⁿ Hewⁿzeineⁿ*. JJÖRGER 1913/4. Im Spiel. *Tschiferli macheⁿ*, huckepack tragen (GRV.; SDS.; vgl. *chräzen* I (Bd III 927); Weiteres (auch zur Sache) s. SDS. V 76 ff. — Insbes. als Traggerät für z) Brot. *Hibschlich choment di frischeⁿ, warmeⁿ Bröt in di Tschifre*. Wir Walsler 1976 (WAußerberg). '[Die Hausfrau reinigt im Backhaus] die auf dem Boden liegenden Laibe, bevor sie die Tragkörbe füllt, d' *Tschifere*ⁿ isfüllt, und nach Hause trägt.' CLOREZ 1943. — 3) Spezereien, Dinge des bäuerlichen Bedarfs. *D' Ana tüet d' Wolluⁿ* [des eben ge- 2: schorenen Schafes] *in d' Tsch.* SARTORI (TB.). 'Brot, Kaffee, Zucker, Reis, Mais, Petrol und andere Bedarfsartikel holen die Guriner selbst in *Tschärenlin* [Cerentino] und tragen sie auf dem Rücken im *Bärgil* (ein weitgeflochtener Tragkorb [vgl. *Bargel* Bd IV 1549]), in der *Tsch.* (ein 2: enggeflochtener Tragkorb) ... hinauf nach Gurin.' JDICKENM. 1906. — 4) Feldfrüchte. 'Die Leute sind eben am *Heraⁿperen-Üfgēⁿ* (Kartoffelgraben), und in der *Tsch.* tragen sie [sie] nach Hause.' EBALMER 1949 (TB.). 'Wenn es das Gelände irgendwie erlaubt, werden [die Kartoffeln] in Säcke abgefüllt und nicht mehr wie früher mit der *Tsch.* auf dem Rücken nach Hause getragen, vielmehr mit dem Wagen heimgeführt.' CSCHMID 1969, S. noch Bd X 1254 u. (TB.) und vgl. Bd XIII 2181 M. (Ndw Kal. 1895). — 5) Holz, Streue, Gras usw.; vgl. *Holz*-, *Hirt*-, *Chris-Tsch.* *Dernäⁿ heind s'* [die Tiere im Stall] *denⁿ der erst Schuppä* [Quantum Hen] *g'frässnⁿ*. *Dernäⁿ gänⁿ wer dennⁿ der ander Schuppä gänⁿ gänⁿ* [holen; vgl. SDS. III 93] *mit der Tsch.* SD. 1971 (TB.). 'Die schwächeren Frauen benützen zum Transport [der *Blackeⁿ*, Bd V 54, Bed. 2ca] die Tragkörbe, *Tschifere*ⁿ.' CLOREZ 1943. 'Auf jedem Gang auf die Berge begegnet man [in WV.] Kindern und Erwachsenen, die in *Tschifere*ⁿ oder Traggabeln Holz aus dem Walde bringen.' FGSTEBLER 1921. — 6) kleinere Tiere. *Am Tagg, wā men z' Alp g'gangeⁿ ist, chont z' erst d's Anni in den Stäfel uf und hed imeneⁿ Tschiferli dri, vier Henneⁿ und en Haneⁿ prächt*. JJÖRGER 1918. 's B. [ist] vom Ankebütten uf den Alpen heimchun und hed z' undereimisch^t im Tschiferli es löhigs Siuch g'haⁿ. Ndw Sagen. — 7) Dünger; vgl. *Mist*-, *Bäu-Tsch.* *Friener hed menⁿ der Mist weⁿ in der Tsch.* *isⁿtreidⁿ, und dennⁿ hed 's dennⁿ abwig so hēchi, spitzigi Hiffeli g'gēⁿ*. JFANGER 1981. *Wüßt er, d's Martschi ist eineⁿ, wā lieber zēcheⁿ Tschifereⁿ Mist uf den Stutz uf breit a's Theater spileⁿ*. GRRh. Geschichten 1983. 'Beim Düngerhaufen 2:

angekommen, stellt der Mann das *Drispitz* [Bd X 697, Bed. 2b] fest, setzt die *Tsch.* drauf, ladet mit der Holzschaufel und trägt *Tsch.* um *Tsch.* auf die Wiese. JJÖRGER 1913; s. auch Bd X 697 M. und vgl. zur Sache CLOREZ 1943, Abb. 21, 'Mit einer Mistgabel wird der Mist am Stock fein verteilt, in die *Tsch.* geladen, auf die Wiese getragen und dort mit der Gabel oder auch mit den Händen verteilt.' TOMMICHEL 1953. S. noch Sp. 441 o. (Wir Walser 1975). — **b**) Rucksack GRÖBS. (GR Walser Jahresber. 1976); vgl. *Välli*ß (Bd I 772); *Ruggen-Sack* (Bd VII 635). — **c**) Kleiderschrank GRRH.; Syn. *Schaft II 1b*ß (Bd VIII 401, wo weitere). — **2.** übertr., von (weibl.) Personen. a) einfältige, dumme Frau GRNuf. (Trepp); NDWStans; W, so 'Binn, Mü.' ('von armen, leidenden Personen'), SIMPLON, Zwischbergen (EJordan 1985); Syn. *Schachtlen 3* (Bd VIII 149, wo weitere); vgl. *Tschifeler* (Sp. 1697) sowie *Hulten 4* (Bd II 1779); *Chratten 4* (Bd III 872). *Alli Tsch.*, ist Spottname auf ein altes Weib oder alte Jungfer NDWStans. — **b**) unsittliche weibliche Person GR (Tsch.); vgl. *Tuch 3* (Bd XII 263); *Täsch III aa* (Bd XIII 1882). — Lombard. *civéra* uä. (mit Erstsilbenakzent und zT. Verkürzung auf 2 Silben); vgl. Meyer-Lübke Nr 1895 sowie BSG. XIX 96; A18. VIII 1491; Gloss. IV 80 mit Anm. Unser W. ist schon im Mittelalter aus der Lombardei ins Wallis gedrungen und einerseits mit den Walsern im 13. Jhd. nach Graubünden gewandert, andererseits über Grimsel und Brünig nach Unterwalden (und weiter?) gekommen (vgl. Schweiz. Landesausstellung Lausanne 1964, Broschüre 24.56/3, Die Strahlung, S. 22). In WBellw. wird *Tschifere*ⁿ durch *Tschifre*ⁿ abgelöst (CSchmid 1969, 6, Anm. 30). Sachlich scheint, so weit aus unserem Material für *Tschifere*ⁿ ersichtlich, im allg. keine sprachliche Differenzierung zw. eng- und weitgeflochtenen Rückentragkörben zu bestehen; vgl. aber *Tschifrum*, ferner *Kampatsch* (Bd III 305); *Schwerung a* (Bd IX 2131). — In Namen. *Tschifere*ⁿ GrV. (Maiensäb. Rät. NB.); *Tschiferen-Egg* UwBeck. (markante Felspartie am Klewenstock). Land-ús-: entspr. 1a, (kleiner) Tragkorb, 'worin Waren (Kaffee, Zucker, Weinbeeren usw.) von außen ins Land hereingetragen wurden' GRAV. †, Chur (ABüchli). — Holz-: entspr. 1aß GRRH. (CLOREZ 1943); zur Sache vgl. ebd. die Abb. XXXIV 2, 3 und 4. 'Der Holz- und Brottragkorb, *H.*, *Bröt-Tsch.*, kann geradlinige oder geschwungene Formen haben. Letztere stammt aus dem Misox.' — Hirt-: entspr. 1aß, 'beim Füttern des Viehs gebraucht' GRAV. (auch lt Tsch.); vgl. *hirten 3* (Bd II 1650). Hennen und Gitzi wurden [beim Wegzug einer Familie] je in eine *H.* eingesperrt und diese auf einen der drei Schlitten gebunden. JRSTOFFEL 1938. — Heu^w-: a) entspr. 1aß WMü.; Syn. *Rippi-Tsch.* — **b**) bewegliche Futterkrippe für Pferde W (auch lt FAnd. 1897). 'Die *H.* ... ist ein viereckiger Kasten mit vier Eckpfosten, die unten und oben durch Quersprossen miteinander verbunden sind. An diesen Sprossen sind Brettchen befestigt und unten ist ein Boden eingelegt, so daß ein nur oben offener, würfelförmiger Behälter entsteht' W. — Chris-: entspr. 1aß W, so Bellw. (CSchmid 1969), Lax (AfV.), 'Törbel, Zeneggen' (FGStebler 1921); vgl. *Chris* (Bd III 853). *Chris* ist minderwertige Streue ... Die Hutte zum *Chrissere* (Streue sammeln) heißt *Chr.* AfV. — Laub-*Loup*-: entspr. 1aß PSal. (GFrei 1969). Im Vergleich: *Es Hoipt wie-ne-er L.*, 'ein Kopf, der sich durch Größe und Fassungskraft auszeichnet'. — Mist-: entspr. 1aß GRRH. (CLOREZ 1943; mit Abb. XXXIV 1, 1a), V. (JJörger 1918); WBellw. (jünger, CSchmid 1969); Syn. *Büw-Tsch.* *Dert hed er dernä*ⁿ ... *d' M. dür*ⁿ *d' Büelen*

*üf und ab 'träge*ⁿ. JJÖRGER 1918. 'Der Dungtragkorb, *M.* ... kann auch zu nichts anderem verwendet werden, weil man ihn nicht reinigt.' CLOREZ 1943.

Büppi- W (vgl. die Anm.), *Büppi*- WNaters: scherzhaft für Korsett, Büstenhalter. aAOO.; vgl. *Puppen II 5 1a* (Bd IV 1426). — Der Beleg für W von ortsfremden Touristen, derjenige für WNaters aus der Soldatenspr.

Büw- -ü-: entspr. 1aß WBellw. (CSchmid 1969), Mü. ('kleiner als die *Heuw-Tsch.*, kegelförmig, mit geflochtenen Seitenwänden'); Syn. *Mist-Tsch.*; vgl. *Büw üa* (Bd IV 1948). 'Jeder Bauer besitzt mehrere Misttragkörbe, *B-Tschifere*, heute hört man dafür auch *Mist-Tsch.*' CSCHMID 1969 (mit Abb. S. 26). — Bei FGStebler 1903, 97 für WG. die folgende RA.: 'D' *Meiggi* gehören in d' *Chuchi* und in d' *Büw-Tschifferen* und nicht in die Schulstube.' 15

Bretter- *Britter*-: entspr. 1aß, von etwa 100 cm Höhe und 40 cm Seitenlänge, zum Transport des Heus vom Ober- in den Unterstall WoG. (BSM. II mit Abb. XXXII). — Nach BSM. II 56, Anm. 6, ist der Bretterkorb vom Typ her auch für PpO. belegt. 20

Bröt-: entspr. 1aß GRRH. (CLOREZ 1943); s. unter *Holz-Tsch.* — Rob-: entspr. 1a WBellw. (CSchmid 1969, mit Abb. 16b, S. 26), Mü. ('ziemlich klein, schön geflochten, zum Tragen von Wäsche, Brot, Nachtragen von Lebensmitteln'); Synn. *Rusting*-, *Troß-Tsch.*; vgl. *Roben 2 5* (Bd VI 69). 'Etwas größer und feiner gearbeitet [als die *Mist-Tsch.*] sind die sog. *R-Tschifere*, nur mehr von älteren Leuten so geheißen, denn sie dienten vor allem ... für den Transport der Siebensachen, *Roba*, in Haus und Stall.' CSCHMID 1969. — *Rippi*-: entspr. 1aß, 'Rücken- 30 korb, oben und unten gleich weit, von viereckiger Grundform, die Seitenwände aus Rippen ohne Geflecht bestehend, vorab für Heu' WMü.; Syn. *Heuw-Tsch.*; vgl. *Ripp 4c* (Bd VI 1194). — *Rusti*ng- -*gg*-: entspr. 1a WBellw. (CSchmid 1969); Syn. das Folg. sowie *Rob-Tsch.*; 35 vgl. *Rusting 2ba* (Bd VI 1532). '[Heute heißt die *Rob-Tsch.*] fast ausschließlich *R.*' — *Troß*-: dem Vor. WBellw. (CSchmid 1969); vgl. *Troß I* (Sp. 1320).

*tschifere*ⁿ I *tschifru*ⁿ: Rückentragkörbe fertigen WEbd. 'Auf der Schmitzbank richtete man die Ruten her, um daraus *Tschifere*ⁿ zu fertigen, *Gert jer z' tsch.*' 40

Tschiferler NDW; UWE. in NDW; U (Aeschw-Clauß) (auch *Tschifeler II* — m., Dim. *Tschiferli*: Spitzname der Obwaldner; vgl. *Reis-Seckler* (Bd VII 636). *Hond gueten Muet ... ier lieben, lieben Tschiferli, es ischt kein Grund zur Landestruir*. WKäslin 1979. — Der Name angeblich daher rührend, weil die Obwaldner 1798 die von den Franzosen in NDW zerstörten Heimstätten noch vollends ausgeplündert und zum Wegschaffen der Beute ihre *Tschifere*ⁿ (s.d.) verwendet haben sollen. 50

*Tschifrete*ⁿ (bzw. -a, -u; vgl. die Anm.) f.: Maßangabe, ein Rückentragkorb voll PSal. (PZinsli 1968); TB.; W, so Bürechen (Limesch 1973), G. (Frehner), Grenziols (Wir Walser 1964); Synn. *Hutteten* (Bd II 1779); *Chrätzen* (Bd III 928); *Trageten 2a* (Sp. 597). *Wider fillt er d's Glas ... und tüet en Spruch: Es Glas jer d' Märe, wa-n-er het mießuⁿ arreisuⁿ, es Glas jer jedi Tsch. Büw, wa-n-er in duⁿ Rebbërg het mießuⁿ traguⁿ.* LIMESCH 1973. *Dü arms Bergpüreⁿlebeⁿ! Eⁿ Müeter, wa z'sämeⁿbricht wuⁿderⁿ Tsch. Büw, eⁿ Vater, wa 's Geld uf d' Hand nimmt jer deⁿ Suⁿ laⁿ z' studiereⁿ.* Wir Walser 1964 (W). *Am Morgen chämuⁿ s' denn, niem [nahm] etlichs z'us Vöh und etlich iruⁿ Tsch. Zigeⁿ [Geräte] und denn chämuⁿ wer denn inhër d's Curliu [ON.].* PZINSLI 1968. — Die Auslautverhältnisse (in PSal. -etu, in TB. -atu, in WBürechen -eta) stimmen

Karl Klenk
Holzmatt 15
Dietikon-ZH
Tel. 01/740 86 87
(Wenn nicht zu Hause erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum 01/740 48 54)

Dietikon, den 20.11.1995

Liebe Franziska. *Heuss*

Wenn schon die STV bis heute (vielleicht kommt er noch)
keinen Nachruf auf

Professor Richard Wolfram

veröffentlichte, so sollte doch wenigstens die ASV in einem Rundbrief
seiner gedenken. Louise Witzig liess ihn seinerzeit zu recht
aufschlussreichen und hochinteressanten Vorträgen nach Zürich
kommen und veranstaltete anregende Diskussionen mit ihm.

Sicher hast auch Du den einen oder andern Vortrag von ihm
gehört, eventuell in Fiesch. Was über Professor Wolfram im
„*Fröhlichen Kreis*“ stand, hast Du sicher auch mit Interesse studiert,
denn diese Zeitschrift ist Dir ja bekannt und zugänglich. Ich lege noch
je eine Kopie aus dem „*Alphorn*“ und aus „*Singt und Spielt*“ bei und
sende Dir

recht herzliche Grüsse

K.K.

*Ich sah Wolfram zum ersten Mal im „Skansen“,
Stockholm, wo er 1939 mit seinen Leuten einen Schuh-
plattler tanzte. Im „Rigiblick“, Zürich, in ⁽¹⁹⁷⁷⁾ Stuttgart,
sowie in Fiesch hörte ich hochinteressante Vorträge
dieser Gelehrten. Im Restaurant „Muggebüel“, Zürich
zeigte er dem Tanzkreis die richtige Ausführung
des schwedischen Webertanzes. Als wir in Giest wa-
ren und in Brüssel die Weltausstellung besuch-
ten, erkönte während einer folkloristischen Gross-
veranstaltung plötzlich die Sirene. In einem
Spitalauto wurde Wolfram mit Blaulicht
über die Umzugsroute, wo alles still stand, ab-
geführt. Später erfuhren wir, er habe eine
Nierenkolik erlitten.*

Mit Ludwig Burkhardt und andern Folk-

loregrößen hatte Louise Witzig auch Wolfram in die Jugendherberge "Rotschuo" eingeladen. Da wurde einige Tage lang heftig diskutiert, wobei es vor allem um die Echtheit der nationaltänze ging. Klara Stern und Wolfram tanzten den Zillertaler (Wickler), Burkhardt zeigte uns "seine" Française, die wir im Rotschuo zum ersten Mal erlebten. Ganz deutlich erinnere ich mich auch an den Tanz "Hiakamadl" und an unsern Ausflug aufs Rütli, wobei die Gelehrten betonten, so etwas wie der Tell-Mythos sei für die nationale Einheit äusserst wichtig. Einer der Herren sagte - ohne zu ahnen, dass ich es hörte (ich wanderte hinter ihnen) - zu einem andern: "Die Volkstänze und die Volkskunst betreffend werden uns die Schweizer in kommenden Zeiten bestimmt um Rat anfragen!"

In der Kriegszeit verlor Wolfram seine Stelle an der Universität in Wien. Dem Nazis gefiel Wolframs Volkskunde nicht. Tag und Nacht, alle 24 Stunden übersetzte er 60 Seiten aus dem Schwedischen ins Deutsche. Ich las die riesigen Romane von Margit Söderholm, in denen viel Folklore* Schwedens vorkommt. Vorn in den Büchern steht ganz klein gedruckt: "Aus dem Schwedischen übersetzt von Richard Wolfram." Damit konnte er sich mühsam "über Wasser" halten.

* Wochenlang dauernde Hochzeit u.ä.

Nachruf auf Prof. Dr. Richard Wolfram

Heinz Pichler



Am 30. Mai 1995 ist er im 94. Lebensjahr in Wien friedlich entschlafen. Er war ein Mensch von ganz besonderem Format, eine weit über die Grenzen Österreichs hinaus geschätzte Persönlichkeit und ein in Fachkreisen anerkannter Wissenschaftler.

Er absolvierte eine Gesangsausbildung, studierte Germanistik und Skandinavistik, war Lektor der schwedischen Sprache an der Universität, habilitierte sich für die Fächer Neuskandinavistik und Volkskunde der germanischen Völker (Thema: Schwerttanz und Männerbund), richtete den Lehrstuhl und das Institut für Volkskunde an der Universität Wien ein, war literarisch tätig, unternahm Studienreisen, zeichnete auf, schrieb mehr als 60 Arbeiten über Tänze und verfaßte den österreichischen Volkskundeatlas.

Bei seiner Brauchtums- und Tanzforschung entwickelte er besondere Vorliebe für Schwert- und Reiftänze. Sein Lebenswerk

als Wissenschaftler, Forscher und Literat ist nicht nur für die österreichische Volkskunde von unschätzbarem Wert.

Er war nicht nur trockener Wissenschaftler, sondern hat mit erstaunlicher Begabung die Tänze Europas selbst erfahren und sich zu eigen er-tanzt. Eine Tanzbegeisterung, die ihn bis ins hohe Alter nicht verließ! Für Interessierte ist das im Otto Müller-Verlag, Salzburg, erschiene Buch "Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa" schier unverzichtbar.

Ich erinnere mich noch lebhaft an sein Referat: "Der Volkstanz in Europa" während der Ausbildungswoche der Bundesarbeitsgemeinschaft Österreichischer Volkstanz im Jahre 1974. Unvergessen bleibt mir auch sein mit Männertanzgruppen aus ganz Europa lebendig untermauertes Referat "Der Kettenschwerttanz in Europa" anlässlich des deutschen Bundesvolkstanztreffen 1977 in Stuttgart (Schwert ist in Mitteleuropa nicht Kampfinstrument, sondern Binde-, Ketten-glied zwischen den Tänzern). Die flandrischen Schwerttänzer boten W o l f r a m , ihrem Freund, mitten unterm Tanz zu aller Überraschung die ehrenvolle Aufnahme in ihren Bund an. Atemlose Spannung herrschte im Saal, als sie ihn in ihre Mitte nahmen, die Schwerter kunstvoll und eng um seinen Hals zum Kranz flochten, um sie dann auf einen Zuruf des Vortänzers mit einem Ruck alle gleichzeitig herauszureißen, ohne die geringste Verletzung. Es gab wohl niemanden ohne Gänsehaut am Rücken angesichts solcher Mutprobe, die ja einen Initiationsritus (Scheintötung) darstellt, ähnlich der ursprünglichen christlichen Taufe mit dem symbolischen Ertränken (unters Wasser tauchen) - der alte Mensch endet, als neuer tritt er wieder hervor ("stirb und werde").

Beim großen Wiener Kathreintanz 1981 war die Stuttgarter Volkstanzmusik mit Hartmut Wager als Gastkapelle eingeladen. Zu Wolfram's 80. Geburtstag tanzten sie zusammen mit Tänzern der Heimatunft Baden-Württemberg den von ihm selbst 1957 nach alten Quellen rekonstruierten "Deutschen Schwerttanz".

An den Schluß dieser Erinnerungen, aber auch in die heutige Zeit, paßt wohl nichts besser als der Schwertspruch von Alberta Rommel, den der Schwertkönig - auf geflochtenen Schwertern stehend, mit gestreckten Armen über die Köpfe der Tänzer erhoben - aufsagt:

"Wie die Schwerter sich gefunden, wie wir sie nun fest verbunden,
also möge uns gelingen, was uns trennte zu bezwingen.
Kraft kann scheiden, Kraft kann binden, möge Bruder sich zu Bruder finden,
möge was trennte zur Brücke werden, auf daß den Menschen hier auf Erden eine
gute Heimat sei gegeben. So grüß ich den Schöpfer, den Tod und das Leben!"

Quellen: "Der fröhliche Kreis" und "Mitteilungsblatt Nr. 50" der
ArGe Wiener Volkstanzgruppen

Zum Gedenken an Richard Wolfram 1901 - 1995

Am 30. Mai 1995 starb im hohen Alter von 94 Jahren Prof. Richard Wolfram, der wohl profilierteste Kenner des alpenländischen Volkstanzes.

Richard Wolfram, wurde am 16. September 1901 in Wien geboren. Seine Grossmutter mütterlicherseits stammte von der Ostseeinsel Rügen. Sie war eine vielseitig interessierte Frau, welche ausser Gedichten literaturhistorische Bücher über Kant und Schopenhauer schrieb und als ausgebildete Konzertsängerin unter anderem in Leipzig in Gewandhauskonzerten mitwirkte. Von dieser hochmusikalischen Frau scheint Richard Wolfram viel geerbt zu haben. Auch er liess sich gesanglich ausbilden, mit seiner schönen Baritonstimme wirkte er während seiner Studienzeit in Schweden an einem Konzert im Stockholmer Konzerthaus und auch in den Kulturabenden in Wien mit, welche unter der Leitung von Raimund Zoder durchgeführt wurden. In diesen wurden musikalisch, literarisch und tänzerisch die verschiedenen Regionen von Oesterreich und die Länder von Europa dargestellt. Aus dieser Zeit stammen auch die ersten Kontakte Wolframs mit dem Volkstanz.

Sein mehrmaliger Aufenthalt in Schweden und sein Studium der Germanistik und Skandinavistik befähigte ihn, nach der Promotion während langer Jahre als Lektor der schwedischen Sprache an der Universität Wien zu wirken. Aber immer stärker befasste er sich mit der österreichischen und gesamteuropäischen Volkskunde und habilitierte sich schliesslich für "Volkskunde der germanischen Völker". Im Verlauf seiner akademischen Laufbahn begründete er das Institut für Volkskunde an der Universität Wien.

Richard Wolfram befasste sich bei seinen volkskundlichen Arbeiten öfters mit dem Volkstanz, über 60 Publikationen hat er geschrieben, darunter die grundlegende Abhandlung "Schwerttanz und Männerbund", von der wegen des Krieges nur ein Teil erscheinen konnte und vor allem das 1951 erschienene Buch "Die Volkstänze in Oesterreich und verwandte Tänze in Europa".

Mit der Schweiz hatte Richard Wolfram langjährige Kontakte, sie stammten von der Begegnung mit Louise Witzig in London 1935 her. In der Folge wirkte er als Berater und Mentor der jungen Schweizer Volkstanzpflege und hatte ein Wissen über die schweizerischen Volkstanztradition wie kaum ein Schweizer. Es ist ja ein betrübliches Kapitel der Schweizer Volkskunde, dass die Erforschung der Volksmusik in ihren drei Sparten Volkslied, instrumentale Volksmusik und Volkstanz von den Universitäten und ihren Instituten kaum wahrgenommen wird. Von Wolfram stammt dann auch die wohl beste Zusammenfassung über den Schweizer Volkstanz, ein Referat, gehalten am 13. Seminar für Volksmusikforschung 1977 in Batschuns, Vorarlberg (gedruckt in Schriften zur Volksmusik, Bd. 7 "Beiträge zur Volksmusik in Vorarlberg und im Bodenseeraum", Wien 1983).

Beeindruckend ist auch die Uebersicht, welche sich in der Publikation "Studien zu ältern Schweizergeschichte" erkennen lässt. Besonders interessant darin sind die Kapitel "Die Krieger von der Totenhalde", welches sich mit den Kriegszügen der Eidgenossen befasst und "Wappenhalter und Symbolgestalten" mit einer eingehenden Besprechung des Tanzes der Kleinbasler Ehrenzeichen.

Dem Schreibenden war es vergönnt, zweimal mit Prof. Wolfram zusammenzutreffen. Das erste Mal am ersten Oesterreichischen Bundesvolkstanztreffen in Wien, an welches der Zürcher Volkstanzkreis als Gastgruppe eingeladen war. Der Höhepunkt dieser Veranstaltung war die Vorführung des Hüttenberger Reiftanzes, welcher von Prof. Wolfram kommentiert wurde.

Die zweite Begegnung war an der Schweizerischen Volkstanzwoche 1972 in Fiesch, an welcher Richard Wolfram zusammen mit Herbert Lager teilnahm. Ich kann mich noch erinnern, wie dort ein Appenzeller Tanzpaar auf Wunsch von Wolfram den "Hierig" vortanzte.

Christian Schmid

Ledigen in die Familiengemeinschaft, in die neue Sippe. Man tanzte sogar beim letzten Uebergang, wenn der Kreislauf sich schloss, wenn der Mensch vom Leben in den Tod hinübergegangen war. Von all diesen Tänzen hat sich nur noch wenig erhalten; wir tanzen vielleicht noch an Hochzeiten - und wissen nichts mehr vom Sinn des Brautwalzers - oder bei geselligen Anlässen. Beim Volkstanz aber wissen wir um die Freude, die uns beim gemeinsamen Tanzen verbindet, denn den Volkstänzen ist Form gegeben. Würden wir sie auf dem Boden aufzeichnen, entstünde ein lebendig gewordenes Ornament: es bilden sich Spiralen, Kreise, Sterne, Kreuze, Schlangenlinien. Auf dem grossen Kreis gewegen wir uns mit- und gegenseitig, in der Kette begegnen wir einander, gemeinsam gehen wir auf die Mitte zu. "Es isch heuer a gar nix tanzt wordn" sagte der Bauer früher beim Anblick von Disteln auf seinem Acker. Je mehr getanzt wird umso mehr wird Leben und Wachstum in der Natur angeregt. Nun denn, so lasst uns tanzen!

Allen vier Beispielen ist gemeinsam, dass sie ohne Erklärungen nur das sind, was wir primär in ihnen sehen, eine primitive Buchhaltung, eine Zeichnung von Urs Graf, eine Bündner Kreuzsticharbeit und Brauchtumstänze. Sie haben das Schicksal aller menschlichen Einrichtungen erlitten: sie entstanden, sie nützten sich ab und verloren ihre Kraft und ihren Inhalt. Mit dem Wissen um die Zeichen, um ihren Sinngehalt, erwecken wir sie zu neuem Leben und geben ihnen eine neue Dimension.

Anmerkungen

Die Abbildungen der Kreuzstiche verdanke ich dem feinfühligem Fotografen Martin Bühler, Basel.

- 1 Richard Wolfram: Studien zur älteren Schweizer Volkskultur. Mythos, Sozialordnung, Brauchbewusstsein - Wien/Verlag der Oesterr. Akademie der Wissenschaft, 1980
- 2 Richard Wolfram: Die Volkstänze in Oesterreich und verwandte Tänze in Europa - Salzburg/Otto Müller, 1951
- 3 Richard Wolfram: Die Volkstänze der Schweiz, S. 185-211 Separatdruck, S. 187 aus:?
- 4 Richard Wolfram: Schwerttanz und Männertanz. Habil. - Kassel/Bärenreiter, 1936/37
- 5 Richard Wolfram: Reigen- und Kettentanzformen in Europa. Tanzhistorische Studien V, Heft 10 - Berlin/Deutscher Bundesverband Tanz e.V., 1986
- 6 siehe Anm. 3, S. 187
- 7 Christiane Andersson: Dirnen, Krieger, Narren, Ausgewählte Zeichnungen von Urs Graf - Basel/GS-Verlag, 1978, S. 8
- 8 Richard Wolfram: Der Lebensbaum. Gedichte - St. Pölten/Edition Zeit und Wort, 1981
- 9 Kristin Bühler-Oppenheim: Zeichen, Marken, Zinken - Teufen/Arthur Niggli, 1971, S. 86, Abb. S. 94
- 10 siehe Anm. 7, zitiert nach S. 41 ff. Zeichnung im Kupferstichkabinett Basel, Inv. U.X.107
- 11 Kat. Swiss Folk Art. Organized by the Pro Helvetia Foundation. Introduction by Robert Wildhaber, S. 10 ff. und S. 51 ff. - o.O., o.J. (1968)
- 12 Margrit Heuss Brunner: Die Bündner Kreuzstichmuster als Glückszeichen, in: Bündner Jahrbuch 1984, N.F. 26. Jg. - Chur/Bischofberger AG (1983)

ASV Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise

Redaktion:
Franziska Heuss
Socinstrasse 39, 4051 Basel
Tel/Fax 061/271 83 26

Rundbrief Nr. 126

Dezember 1995

Richard Wolfram zum Gedenken

Zum Inhalt

Richard Wolfram und die Schweiz

Zeichen, Mitteilungen ohne Worte
- in der Buchhaltung eines Bauern
- in einer Zeichnung von Urs Graf
- in Bündner Kreuzsticharbeiten
- in Brauchtumstänzen und Volkstänzen

ASV-Daten 1996

20. Jan. 1996 Volkstanzball in Zürich, Kongresshaus
Auskunft: Rosmarie Utiger, 01/262 33 12
27. Jan. TLT in Brugg
1./2. Juni Frühlingstreffen in St. Gallen

Eine Zeichnung von Urs Graf

"Bedenkt man den tiefen Hass, der aus der Rivalität zwischen Reisläufern und Landsknechten erwuchs, so erstaunt es nicht, unter Grafs Zeichnungen viele Satiren auf den Feind zu entdecken. Man erkennt Reisläufer und Landsknechte u.a. an ihrer unterschiedlichen Tracht: die Eidgenossen trugen das Schweizer Kreuz auf Hemd und Hose geschlitzt, die Landsknechte hingegen das schräge Andreaskreuz. So verrät das schräge Kreuz am Aermel und Hose in der Zeichnung des Kriegers, der kuriose Gegenstände auf seinem Spiess mit sich trägt, den deutschen Landsknecht. Sicher ist diese ulkige Gestalt nicht realistisch, sondern symbolisch aufzufassen. Maus, Vogel, Eule, Spindel, Salzfass, Igel, Brille, Messer und Tasche sind eindeutig Symbole der Laster und der Schwächen, die Graf den deutschen Landsknechten zuschreibt. Vogel, Maus und Spindel deuten an, dass der Krieger den Reizen der Frauen verfallen ist; denn in zahlreichen zeitgenössischen Quellen erscheinen sie als Zeichen des Weiblichen. So gebraucht etwa Thomas Murner in einer satirischen Schrift, in der er die Laster seiner Zeitgenossen anprangert, das Vogelsymbol in der Redewendung "Wachteln beitzen". ... Der Ausdruck "jemanden an der Kunkel haben" bezog sich im 16. Jahrhundert ebenfalls auf eine Liebschaft. Die Spindel weist aber auch darauf hin, dass der Landsknecht unter dem Pantoffel steht - man denke etwa an die Sage des Herkules, der bei Omphale hecheln und spinnen musste. Die Brille, die rechts neben Messer und Tasche hängt, wurde im 16. Jh. als Attribut des Narren wie auch als Zeichen der Geilheit verstanden. Der Igel, der rechts auf dem Spiess



hochspaziert, war damals ein Sinnbild der Trunkenheit. In einer Schrift von Johann Fischart rechtfertigt sich beispielsweise ein Betrunkener mit der Erklärung, er habe einen Igel im Bauch; wenn dieser nicht in ausreichender Flüssigkeit schwimme, steche er. Aus diesem Grund traf man früher den Igel oft auch als Wahrzeichen von Wirtshäusern an. Messer und Tasche waren die Attribute der Herrschaft im Hause. ... Auch das Salzfass bezieht sich auf die verlorene Männlichkeit des Landsknechts. Früher trugen die Männer als Schutz gegen Impotenz Salz in der Tasche. Da in Grafs Zeichnung das Salzfass leer ist, steht es wohl um die Potenz des Landsknechts nicht zum besten. Die schreiende Eule, die auf dem Spiess lauert, kann sowohl als Andeutung der Unkeuschheit als auch als Sinnbild eines drohenden Unheils verstanden werden. Vermutlich kündet das Eulengeschrei IE IE eine bevorstehende Niederlage auf dem Schlachtfeld an. ... Schliesslich hängt dem verspotteten Landsknecht die Kapfenfeder so tief ins Gesicht, dass er kaum seinen Weg finden kann. In Anspielung an den höhnischen Ausdruck "jemand eine Feder vor die Nase hängen" raubt ihm der bissige Künstler noch den letzten Rest Selbstvertrauen. Grafs Satire knüpft an den Söldnerbrauch an, die Habe auf Langspiess oder Hellebarde befestigt mitzuführen. Statt reicher Beute trägt der lächerliche Landsknecht nur seine Laster wieder nach Hause."(10)

Bündner Kreuzsticharbeiten

Mit Bündner Kreuzsticharbeiten bin ich schon seit meiner Kindheit vertraut und so liegt es nahe, sich einmal anders mit ihnen zu beschäftigen. Meine Mutter, Margrit Heuss-Brunner, 1908 in Chur geboren, ist die begabte Stickerin, die es versteht, die schönen alten Muster, die stilistisch ganz verschieden sein können, in ein harmonisches Ganzes zu bringen. Dass auch diese Muster Sinnbilder und Zeichen sind und dass ihnen Sinngehalt gegeben ist, möchte ich hier ausführen und muss dazu etwas weiter ausholen.

Kreuzsticharbeiten gibt es nicht nur in Graubünden, aber dort haben sie eine ganz eigenständige Ausformung erhalten und sind für diese Region typisch. Durch die geographische Lage mit den verschiedenen Alpenpässen kamen die Muster wohl von Italien und Deutschland (auch Tirol) nach Graubünden und fanden zuerst bei den Bündner Patrizierinnen Aufnahme bis sie um 1700 von den Bäuerinnen übernommen wurden. Der Höhepunkt der Kreuzstichkunst liegt wohl zwischen den Jahren 1680 bis 1820. Die Arbeiten dienten in erster Linie zum häuslichen, alltäglichen Gebrauch als Tischdecken, als Bordüren von Bettwäsche, auf Handtüchern, aber auch als Tauf- und Altartücher. Als Geschenke überbrachte man sie an Hochzeiten, Geburtstagen oder sonstigen Familienereignissen.

Volkskunst - und dazu dürfen wir die Bündner Kreuzsticharbeiten zählen - hat nichts mit Kunst im eigentlichen Sinn des Wortes zu tun. Als Kunst kann man eine einmalige Schöpfung eines Individuums verstehen, das durch sein Werk eigene Ideen und Gefühle der Betrachterin, dem Betrachter zu vermitteln sucht. Volkskunst hingegen unterliegt anderen Kriterien und vermittelt die Kenntnis und das traditionelle Verhalten einer Gruppe. Dies kann eine ethnische Gruppe sein, eine Berufsge-

Lieber Urs-Peter Gerber.

Balldekoration

1. Es müssten eigentlich mehrere noch nicht verwendete Dekorationsideen vorhanden sein. Ich erinnere mich deutlich an die wunderschöne Bassgeige von Andreas Wirth. Vielleicht besitzen Alice und Ernst Sattler das Modell oder sie erinnern sich daran.

2. Zu meinem Vorschlag „**Violinschlüssel**“: Jemand zeichnet mit der Schablone die benötigte Anzahl Violinschlüssel auf die farbigen Halbkartonbögen.

3. Jedes Kreismitglied wird gebeten, zu Hause einige Schlüssel (z.B. fünf) auszuschneiden. So geht`s am einfachsten. Wenn einige wollen, können sie sich auch zu einem „Ausschneide-Fest“ zusammenfinden.

4. Die Violinschlüssel können mit einer hübschen Schleife oder Masche am jedes Jahr verwendeten Ständer aufgehängt werden.

5. Unten am „Punkt“ könnte, damit das Gebilde nicht zu leicht ist und gut hängt, ein Bonbon aufgeklebt oder angehängt werden.

6. Das vorgeschlagene Gebilde empfehle ich der wohlwollenden Prüfung durch den Vorstand und die Ballorganisatoren. und grüsse recht herzlich

Karl Klenk

Lieber Martin. (Weg: Volkstanzinventar)

Mit diesem Verzeichnis von **Fred Suter** kommt eine grosse Arbeit auf Dich zu. Ich befasste mich einige Tage lang von morgens bis abends mit der gewünschten Durchsicht und dem Vergleich mit meiner Liste der Schweizertänze. Dabei fragte ich mich mehrmals, ob ich wirklich mit meiner zwölf Seiten umfassenden Liste im Querformat den letzten Stand unserer Sammlung besitze.

Ich wunderte mich, dass bei uns so bekannte Tänze fehlen wie z.B. „Sot da Crusch“, „La Thérèse“, „Soirée à Tariche“, „Tirolienne“, „Trimbächler“, „Valse gracieuse“, ... Oft konnte ich bei uns einen Tanz nicht finden, weil Suter ihn unter ganz andern Namen einordnet, gelegentlich auch mehrmals, und er berücksichtigt viele bei uns mehr oder weniger unbekannte welsche Tänze und Kindertänze. Ausserdem figurieren in seiner Liste vereinzelt auch ausländische Volkstänze wie z.B. „Henkenhager Kegel“, „Pomerendorfer“, „Fyramannatanz“, „Schaumburger“, „Schottisch i turer“ = „Schwedisch-Schottisch“, „Västgötapolska“, „Wolgaster“, ...

Die „FC-Polka“ erfand ich zusammen mit zwei andern Kursleitern in der Volkstanzwoche Fiesch für den Schlussabend. Das war 1980, als jede Gruppe den Auftrag erhalten hatte, einen neuen Tanz zusammenzustellen. „FC“ tönt so lustig nach „Fussballclub“, es bedeutet aber „Fiesch, Gruppe C“.

Entschuldige, dass ich mich vor allem mit den **Tanznamen** und noch nicht allzusehr mit den vielen andern Angaben der Suterschen Liste befasste. Beim Tanz „Muschterplätz“ hat er z.B. noch weitere Bemerkungen wie: „Basel, Mazurka, B.N.M., Suite Baloise“. Ich empfehle Dir bei Tänzen, von denen Du kaum weitere Angaben als den Namen hast, selbst einmal nachzusehen, ob bei Suter noch etwas weiteres zu finden ist. In erster Linie muss doch unsere Aufzählung möglichst vollständig sein. Ergänzungen bei den einzelnen Tänzen können später noch beigelegt werden. Den Tanz „L' irresistible“ führt Suter z.B. auch als „E Lüpfige“ und als „Muesch eifach“ auf, und bei uns steht einzig „Lüpfiges“, sonst nichts. Darf man da vermuten, dass es sich um den gleichen Tanz handelt?

Aufgefallen ist mir im Vorbeiweg auch, dass Suter einen „Vierschritt-Schottisch“, Wey aber eine „Vierschritt-Polka“ kennt. Sind dies zwei verschiedene Tänze oder liegt da ein Irrtum vor? Ebenso ist wahrscheinlich „Hopp Mareili“ nicht gleichzusetzen mit „Mareili-Walzer“.

Wenn in unserem Verzeichnis bei einem Tanznamen viele Angaben fehlten oder wenn ein Titel ganz fehlte, setzte ich auf Suters Blatt ganz links am Rand ein +. Um Dir ausserdem zu zeigen, unter welchen Stichwörtern ich in unserer Liste auch noch suchte, unterstrich ich bei Suter in den Tanznamen den entsprechenden Buchstaben. Beispiele: „+ Al ba! da Büman“ = „Am Neujahrsball“, GR.W. etc. (Bumaun = Neujahr. Es ist doch gut, wenn man etwas Romantsch Grischun gelernt hat). „+A la santé de Noe“. Gelegentlich sind auch Mundartwörter anders geschrieben, z.B. e statt ä, etc.

Manchmal wurde etwas Angekreuztes später doch noch irgendwo gefunden. Dies führte zu den Tip-Ex-Spuren am linken Rand der Suterschen Listen.

Leider muss unser Endergebnis später Tanz um Tanz mit den neu erhaltenen Zusatzinformationen nochmals verglichen und werden. Ich hoffe aber doch, Dir mit meinen Kreuzlein am Rand fürs erste einen kleinen Schritt weitergeholfen zu haben.

NB. Der Briefumschlag mit Suters Arbeit war bei der Ankunft in Dietikon auf beiden Seiten aufgeplatzt. Ich hoffe, dass trotzdem noch alles drin war.

Herzliche Grüsse

Karl

Karl Klenk

Liebe Elsbeth, lieber Bernhard und liebe Familie Spörri.

Euer Brief aus dem winterlichen Bündnerland freute mich sehr. Es ist gar nicht selbstverständlich, dass Ihr sogar in den Ferien an mich denkt.

Nach der Ortschaft Scharans - zu meiner Schande sei's gesagt - musste ich auf meiner Schweizerkarte ziemlich lange suchen. Doch endlich fand ich den Ort bei Thusis. Als Mittelschüler, vor mehr als einem halben Jahrhundert, kam ich zu Fuss einmal dort vorbei, als ich mit einem Kameraden eine mehrere Wochen dauernde Wanderung durchs Bündnerland unternahm. Wir begannen und beendeten, um Fahrkosten zu sparen, unsern Gewaltmarsch in Schwanden, Kt. Glarus kletterten über die höchsten Alpenpässe, übernachteten im Freien oder in Jugendherbergen (Strohlager zu 20 bis 50 Rappen). Die Route führte über Flims, Rhäzüns, Feldis, Parpan, Arosa, Frauenkirch, Scaletta, Madulein, Zernez in den Nationalpark nach Fuorn, Ofenpass, um den Piz Quatter Vals herum nach Scans, das Engadin hinauf nach Maloja. Über den Septimer wollten wir ins Avers gelangen, das leider wegen der Maul- und Klauenseuche gesperrt war. Daher wanderten wir nach Thusis, wo zur Jugendherberge eine Waschküche gehörte, und wo wir einander gegenüber in den beiden Teilen des Waschtrogs badeten.

Hier in Thusis telephonierte ich mit grossem Herzklopfen zum ersten Mal in meinem Leben, musste die Kurbel drehen und der Telephonistin erklären, ich wolle mit der Post in Avers reden. Dorthin hatten meine Eltern für uns Wanderer Kuchen, Schokolade und Dörrobst geschickt. Der Frau auf der Post erklärte ich die Sache und wünschte, man solle die eingetroffenen Leckerbissen einer armen kinderreichen Familie verteilen. Einen Monat nach der Wanderung traf bei mir in Meilen eine Schuhschachtel voll Edelweis ein. Über den Segnespass gelangten wir schliesslich wieder nach Elm und Schwanden. Diese grosse Reise durfte für jeden von uns nur Fr. 20.- kosten, denn mehr besaßen wir nicht. Wir lebten mehr oder weniger von Wasser und Brot, gelegentlich aufge bessert mit Rüepli, einem Apfel oder Griespudding.

So, nun könnt auch Ihr die Landkarte studieren und nachschauen, wo ich als Knabe mit der grünen Botanisierbüchse vorbeiwanderte.

Viel Aktivmilitärdienst verbrachte ich im Bündner Oberland, in Rueras, Sedrun, und auf beiden Talseiten bis hinunter nach Tavanasa. Unsere Schulgemeinde besitzt ausserdem ein schönes Ferienhaus in Klosters, so dass wir auch das Prätigau ziemlich gut kennen lernten. Durch die „Schweizerischen Volkstanzwochen“ in der „Laudinella“ St. Moritz (dieses Jahr vom 20. bis 27. Juli, unmittelbar vor der Singwoche in Wildhaus) wurde uns (Maria und mir) auch das Oberengadin vertraut.

Es freut mich, dass Ihr nächstens wieder nach Amerika reisen könnt. Ich mache die Reisen eigentlich nur noch mit meinen Dias, die ich den Seniorengruppen vorführe. Viele herzliche Grüsse, falls Ihr in Amerika Bekannte von damals trifft.

Ich weiss genau, wie es ist, wenn man nahe und nächste Verwandte verliert. Auch die Krankenpflege lernte ich gründlich kennen.

Wie Ihr seht, bin ich zum **Computerfan** geworden. Seit unser Ortsmuseum eine solche Wundermaschine besitzt, schreibe ich alles im Museum, gegenwärtig die Jubiläumsschrift „40 Jahre ASV“ (ASV = Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise)

Alles Gute und viele schöne Erlebnisse in Amerika wünscht Euch von Herzen

Karl

Dietikon, 5. März 1996

An „Coole Schule“, Stadthaus, Dietikon. Sehr geehrte Damen und Herren.

Als vor Jahrzehnten von Eltern und Schulpflegern wieder einmal gefordert wurde, die Lehrkräfte sollten doch Leistung und Verhaltensweise ihrer Schülerinnen und Schüler mit Wortzeugnissen statt mit Ziffern bewerten, da wurde in der Lehrerzeitung eine Liste von Formulierungen veröffentlicht, um die Ungenauigkeit, ja Zweideutigkeit solcher „**Wortzeugnisse**“ zu illustrieren, ja zum Teil illusorisch zu machen.

Wenn im Schulzeugnis, um den Eltern gefällig zu sein, z.B. steht: „Der Knabe ist sehr kameradschaftlich veranlagt“, dann bedeutet dies vielleicht: „Er schwatzt die ganze Zeit, passt nicht auf und stört den Unterricht.“ oder wenn es heisst: „Er entwickelt bereits eine ausgeprägte Charakterschrift“, dann kann das auch bedeuten: „Er sudelt und kleckst, so dass man kaum lesen kann, was er schreibt“ etc. etc. Es waren damals etwa dreissig meist sehr lustige Beispiele aufgeführt. Ausserdem verhält es sich mit solchen Wortzeugnissen wie mit Arbeitszeugnissen, in denen man ja auch in erster Linie nach dem sucht, was darin **nicht** aufgeführt ist.

Ich möchte damit sagen, dass **Leistungsnoten verbunden mit einem Gespräch**, wenn dieses vom Schüler oder von dessen Eltern gewünscht wird, immer noch das beste ist.

Und noch etwas nebenbei. Die Schreibweise „LehrerInnen und SchülerInnen“ ist sinnlos. Schreiben Sie einmal einen Text über „LügnerInnen, BetrügerInnen, RechthaberInnen, SünderInnen, etc und lesen Sie ihn dann jemandem vor, der das geschriebene Wort nicht sehen kann. Die Männer sind dann „fein raus“ und gar nirgends mehr, die Frauen aber werden durch diese angebliche Gleichstellung der Geschlechter ganz ungebührlich in den Vordergrund gerückt.

Für „LehrerInnen“ und „SchülerInnen“ oder für das äusserst schwerfällige „Lehrerinnen und Lehrer“, „Schülerinnen und Schüler“ empfehle ich vermehrt den Gebrauch von Wörtern wie „Lehrkräfte“, „Zöglinge“, „Studierende“ zu verwenden, oder doch endlich zu glauben, dass mit dem Ausdruck „Schüler“ immer Mädchen und Knaben gemeint sind.

Recht herzliche Grüsse

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon
Tel. 01/ 740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/ 74048 54)

Dietikon, 5. März 1996

Sehr geehrter Herr Dr. Grimm.

Sie wünschten Bericht über die Wirkung von

Magnesium Diasporal.

Die Menge, die Sie mir mitgaben, ist nun aufgebraucht, und Sie erhalten beiliegend das genaue Protokoll. Nennenswerte Krämpfe plagten mich nur zu Beginn der Kur (rot unterstrichen), Die später auftretenden Krampferscheinungen waren nur kurz und völlig unbedeutend.

Ein grosser Vorteil ist es auch, dass dieses Medikament nur einmal täglich eingenommen wird, so muss man nicht den ganzen Tag, d.h. bei jeder Mahlzeit, daran denken.

Recht herzliche Grüsse



Ein Faschingstanz aus den Karpaten, der ehemals mit Schwertern, heute mit Stöcken getanzt wird und besonders altes Brauchtum verkörpert. StN-Bild: Engel

Eine „Mühle“ aus Galizien

Volkstanzkreise beleben fast vergessenes Brauchtum

Auf Burg Stettenfels trafen sich in der vergangenen Woche Volkstanzgruppen aus der ganzen Bundesrepublik, der Schweiz und Österreich, um die Tänze aus den ehemals deutschen Siedlungsgebieten im Osten neu zu beleben und gründlich zu erarbeiten. Auf der Freilichtbühne des Höhenparks Killesberg zeigten sie dann am Sonntag-nachmittag vor trotz der Hitze zahlreich erschienenen Zuschauern, wie phantasievoll und beschwingt die Tänze aus Pommern und Schlesien, Galizien und Siebenbürgen gewesen sind.

In ihren malerischen Trachten aus fast allen deutschen Gauen von den norddeutschen Küstengebieten bis nach Tirol tanzten die einzelnen Gruppen Siebenbürger Rheinländer, eine „Mühle“ aus Galizien, die in mehr als zwanzig Fassungen bekannte Stettiner Kreuzpolka, einen Faschingstanz aus den Karpaten, der von jungen Männern mit Stöcken getanzt wird, aus einem alten Schwerttanz der Bergknappen entstand und ebenso wie fast alle

übrigen alten Volkstänze uraltes Brauchtum weiterträgt, das oft noch Symbole der vorchristlichen Zeit verkörpert.

Professor Karl Horak aus Schwaz in Tirol, der zwischen den beiden Weltkriegen viele der deutschen Siedlungsgebiete im Osten besuchte und dort Tänze und Lieder aufzeichnete, erklärte den Zuschauern auf dem Killesberg bei vielen Tänzen die Herkunft und Bedeutung der einzelnen Figuren und Schritte. Bei der Arbeitstagung gelang es, neben den schon gründlicher erforschten Tänzen des Buchenlandes, des Karpatenraumes und Galiziens, Ostpreußens, Schlesiens und Pommerns auch einige Tänze anderer ostdeutscher Landschaften kennenzulernen. Diese folkloristische Forschungsarbeit wird seit fast einem halben Jahrhundert in Deutschland von Volkskundlern wie Hans Severin, Wiesbaden, Franz Pulmer, Hamburg, Siegfried Knirsch, Traunreuth, und Kurt Wager, Stuttgart, geleistet. In der Schweiz arbeitet fast ebensolange Karl Klenk in der Arbeitsgemeinschaft schweizerischer Volkstanzkreise und in Österreich Professor Karl Horak.

Wie uns Hans Severin und Karl Klenk bei der Tanzveranstaltung berichteten, gewinnt die Volkstanzarbeit vor allem in den Großstädten von Jahr zu Jahr mehr Anhänger, die sich regelmäßig zu Übungsabenden treffen und nicht nur die Tänze der engeren Heimat, sondern aus ganz Deutschland und auch anderen europäischen Ländern einstudieren. gr

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon
Tel. 01/ 740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/ 74048 54)

Dietikon, 9. März 1996

Spitex - Dienste Dietikon

Sehr geehrte Damen und Herren.

Bevor sie 1990 starb, beanspruchte meine Frau die Hauspflege. Seit ich allein bin, kommt Frau Scheiwiler alle vierzehn Tage für eine Stunde zu mir, um den „Kehr“ in der Wohnung zu machen, und um drei oder vier Hemden zu bügeln. Das brauchte bisher kein ärztliches Zeugnis und es hat auch mit der Krankenpflege nichts zu tun.

Wenn Sie das wünschen, kann ich auch gut auf die Dienste Frau Scheiwilers verzichten.

Mit recht freundlichen Grüßen

Karl Klenk

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon
Tel. 01/ 740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/ 74048 54)

Dietikon, 9. März 1996

Schweiz.Prot.Volksbund Sektion Dietikon

Sehr geehrter Herr Alex Grieder.

Herzlichen Dank für die Einladung zur Hauptversammlung vom 27.3.1996, 19.00 Uhr, die ich gerne besucht hätte, doch mittwochs, nach dem Schwimmen von 18.30 bis 19.00 Uhr, spiele ich in Zürich-Albisrieden im Orchester der Kirchgemeinde und kann dort nicht fehlen. Ich bitte Sie daher, mich zu entschuldigen.

Mit recht freundlichen Grüßen

K. Klenk

Dietikon, 9. März 1996

Lieber Joachim.

Vielen herzlichen Dank für Deinen schönen selbst gebastelten Brief mit dem farbigen Bild einer Beutelmeise und dem ausführlichen Bericht über das Musical „**Chorus Line**“. Ich las mehrmals in den Zeitungen Berichte über dieses Werk und sah auch Ausschnitte im Fernsehen. Zeit, um diesen Tänzerinnen und Tänzern zuzuschauen, nehme ich mir aber nicht. Viel lieber tanze und wandere ich selber.

Meine letzte Wanderung führte stundenlang durch den Schnee, und zwar von Mühleberg bei Affoltern a./A. zum mehr oder weniger zugefrorenen Türlerseer und über Hausen a./A. nach Kappel zur Zwingli-Gedenkstätte und zur sehenswerten gotischen Kirche.

Ich habe Schwierigkeiten beim Schreiben, weil in meinen Fingern immer noch viele abgebrochene und immer wieder stechende Dornen von der Brombeerstaude stecken. Ich benötigte zwei ganze Nachmittage, um die abgetragenen Ranken herauszuschneiden und um die neuen Triebe aufzubinden. Der schwere Schnee auf den immer noch Blätter tragenden Brombeertrieben zerriss mir vor etwa einem Monat den obersten ziemlich verrosteten Draht am Brombeergestell, so dass ich zum Teil neue Drähte spannen musste.

Von den städtischen Betrieben der Stadt Dietikon bekam ich im Januar 1996 das beiliegende Schreiben, und gestern kamen nun unangemeldet zwei Männer mit dem versprochenen **Wasserzähler**. Schon beim Bau unseres Häuschens 1945, also schon vor fünfzig Jahren, wurde der Einbau einer Wasseruhr vorgesehen. Daher konnte ganz rasch und einfach ein eingefügtes Stück Rohr entfernt und dafür der Zähler eingesetzt werden.



alt



neu

Ich bin gespannt und werde abklären, ob ich 1997 mit dem Wasserzähler mehr bezahlen muss als 1996 mit dem „Hahmentarif“.

Wie steht es mit Deinem geplanten Engländeraufenthalt? Ich wohnte zwanzigjährig in London, Belsize-Ave., bei sehr netten alten Leuten, bei denen vor mir Heinrich Vontobel logiert hatte.

Recht herzliche Grüsse allen.

Gromati

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon
Tel. 01/ 740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/ 74048 54)

Dietikon, 11. März 1996

Liebe M. Gysel.

Es freut mich sehr, dass ich durch Susi und Ernst Leissing, die ich häufig im Volkstanzkreis Zürich antreffe, erfahren konnte, dass es Ihnen gut geht, und dass Sie noch selbständig ausgehen, sogar mit der Bahn und mit dem Bus Reisen unternehmen können. Ich hoffe natürlich, dass dies noch recht lange so bleiben werde.

Mit grossem Interesse las ich Ihre fünf Mundartbeiträge, die in den „Schaffhauser Nachrichten“ und in der „Klettgauer Zeitung“ erschienen. Vielleicht interessiert sich auch Herr Dr. Bleiker vom Mundartverein dafür. Da diese Beiträge in der Zeitung erschienen, bleiben sie ja nicht geheime Privatsache, und auch er wird sie mit Freude lesen.

Auch ich erlebte vor einiger Zeit einiges mit der Presse. Als ich aufs Neujahr 1995 das Dietikoner Neujahrsblatt verfasst hatte, da kamen im letzten Augenblick die Leute von den Behörden und die Journalisten zu mir und wollten Angaben über mein Leben, damit man den Autor der Broschüre an der Vernissage dem Publikum vorstellen könne. Was schliesslich in die Zeitung gelangte, ersehen Sie aus der Beilage.

Das Echo war gewaltig. Kollegen und vor allem viele ehemalige Schülerinnen und Schüler telephonierten und schrieben mir. Da Sie - obwohl bereits in der „Altershaamet“ - offensichtlich noch recht frisch und munter sind, lesen Sie vielleicht gerne dies und das in meinen „Memoiren“. Da mich immer wieder Leute darauf ansprechen, wäre ich froh, wenn Sie mir das gelesene „Lehrerleben“ gelegentlich wieder zurücksenden könnten.

Ich besuche noch immer, wie jedes Jahr, die von mir erfundene „Schweizerische Volkstanzwoche“ in der „Laudinella“, St. Moritz, (dieses Jahr vom 20. bis 27. Juli), wo Sie ja auch schon einmal dabei waren, sowie anschliessend die Sing-, Musik- und Volkstanzwoche (27. Juli bis 3. August 1996) in Wildhaus.. Das Tanzen im Volkstanzkreis Zürich, die Volkstanzproben mit meiner Seniorengruppe und vor allem das Musizieren im Orchesterverein, sind Tätigkeiten, die mir immer noch grossen Spass machen.

Sie sehen, die „Arbeit“ geht auch mir nicht aus. Seit meine Frau, die liebe Maria, gestorben ist, muss ich alle anfallenden Arbeiten selbst erledigen.

Recht herzliche Grüsse und alles Gute.

K

Am Rande notiert



Mier händ früener dihaam nid puuret, de Vatter isch Briefträger gsi, aber mer händ gliich Räbe gha. Afangs zwanzger Joor isch es gsi. Üsi Mueter hät au möse i d Räbe we die andere Fraue, mit däm Underschied, da d Puurefraue dänn scho e Welo gha händ, aber üüsi Mueter hät no möse laufe in Bärge usse, e Schtund wiit, und dänn no obsi bis i d Schtumpi ue. Me isch scho müed worde, bis me

Ka Häxerei

no dei gsi ischt, aber me hät sich dri gschickt. Mit dr grööschte Sälbverschändlichkeit hanich an schuelfreie Nomittäg au möse mit, und hüt bini schtolz druf, dani als Chind no glärnt ha Trüdel mache mit nassem Roggeschaub. Schöö graad händ si möse sii, imene wüeschte Trüdel häpme gsaat Schnauz.

Emol sind die Räbeschoss eso schnäll gwachse, da me schier nümme noocho isch mit hefte, und s wär Ziit gsi zom Schprütze. Dänn isch d Mueter scho am Morge ggange, da si bis zoobed färtig wärdi. Mier chönid scho mol sälber öppis z Mittag mache, de Hans und ich, Fidelisuppe, Schübling und Brot. De Hans isch min elfjöörige Brüeder gsi, ich zwaa Joor jünger. Am elfi isch d Schuel uus gsi. Uf em Haawäg hani grad no d Schübling poschtet bim Megser Schpliiss. Uf em Chuchitisch hät d Mueter zwaa Kartontrückli Madschi-Fidelisuppe parad glaate gha und hät no gsaat, es schtönd druf, we mes meu mache, mer söliids dänn läse. Da hät uugfär eso ghaasse: Man gebe den Inhalt dieses Päckleins in einen Liter siedendes Wasser und lasse die Suppe zehn Minuten leicht kochen, anrichten und Schnittlauch darüber

streuen. Also ka Häxerei. Zerscht hani aagfüüret im alte Holzhärd, wenis scho früener bi dr Mueter glärnt ha, da isch eso ggange: Me tot e Schtuck Ziiting zämemuurggele und in Härd ie, dänn e Hampfle Schpöö druf und zwaa zarti Schiitli, zoberst zwaa oder drü gröberi Schiitli. Etz isch da Härdloch voll und me cha aazünde. Aazündet hät aber de Hans, ich ha d Zündhölzli gfüürecht. I de zwo ruessige Pfanne hät d Mueter scho s Wasser obtoo gha, vorne für d Suppe und hinne für d Wüürscht. S Fүүr hät schöö prännt, und ich ha mit beide Händli chrampfhaft de Pfanneschiitil ghebet, we wänn s dänn schnäller tät süüde. De Hans isch näbeddra gschtande mit der alte Sackuur vom Grosvatter, au i beide Hände. Es hät is e halbi Eewikeit tunkt, bis da Wasser gsotte hät. Sorgfältig hani die Fidelidri gschtreut und nomol zwaa Schiitli undere glaate, und i dr hindere Pfanne hani d Schübling obtoo. Etz hani de Pfanneschiitil no feschter ghebet, und de Hans hät no gnäuer uf d Uur glueget. D Suppe hät schöö gchochet, und ganz genau noch zee Minute hämmer si aagricht. D Schübling sind au warm gsi, und de Vatter isch haamchoo. Ar hät aber üsi Chochkünscht gar nid grüemt, d Suppe isch nämli blos halbe lind gsi, aber mer händ si amel ggässe.

Wo d Mueter zoobed haamcho isch, hanere schleunigscht verzellt, da die blöd Fidelisuppe nid lind gsi isch, und mer händs doch ganz genau eso pmacht, we s uf em Trückli gschtanden isch. Aber üsi Mueter hät blos glachet und gsaat: Me mo halt d Suppe choche, bis si lind isch. Da häpmi dänn scho no beländet, wo mer is doch sovel Müe gge händ mit alle vier Händ. Wänn si mi wänigschtens no ewänge trööschtet hett, aber no lache derzue, näi, da hani nid verschtande, aber sid doo waass i, da me d Suppe halt mo choche, bis si lind isch, au wänn s nid ase uf em Trückli schtoot.

Maria Gysel

Us dr Altershaamet

Sid üüsem schöne Fäscht aafangs Septämber sind scho drei Mönel vergange. Churz vor de Herbschtsunnige hämmer e psunders schööni Überrasching erläbt, e Gratiswagefahrt mit em Erwin. Sogar de Vatter Erwin hät chöne mitchoo. En wunderschöne Tag isch es gsii noch däm uuluschtige Wätter, wo mer vorhär e Zütläng gha händ. Bi dr Säge simmer durhindere gefahre, bi de Weiebömm duruus und über de Raa abe, dänn 's Haassgländ duruf, am Zollhuus verbii uf Oschterfinge und dur d'Räbe vüre wider haam. Di frisch gefahrne Äcker händ usgsäh we suuber gschträilet und d'Öpfelbömm sind grigelet voll ghanget. D'Lüüt sind no i de Härdöpfel gsii, me hät enand gwunke und hoi grüeft. D'Flüchräbe durvüre hämmer erscht recht e groossi Freud ghaa a däne ville blaue Trube, wonis eso gluschtig aaglachtet händ. Ich säge nomol hätzlich tanke für die Fahrt.

Mer händ aber die härrliche Trube nid blooss möse vo wiitem aaluege, o nei, mer händ e parmol zom Tessäär überchoo, und dänn isch amed eersch no e groossi Schüssle voll parad gschtande, wo mer händ töre usseneh, ganz Hampfle, wiissi, roti, blai. Und vorhär isch es mit de Chriesi und Zwägschte genau so ggange.

Dä Säge hät no gar nie ufghöört und lauft aliwil no wiiter mit rotbagete Öpfel. Uf em Bank näbed em Lift schoht immer en groosse Chorb voll, und wär näbeddure g'ht, taar sich bediene noch Härzensluscht, dä Chorb isch vo sälber immer wider gfüllt. Doo sind welewäg braavi Heinzelmännli am Werk und ich wett all däne Schpänder nomol extra tanke säge.

Amene Samschtig isch emol Ragglätt (Raclette) organisiert worde zom Zmittag und ich ha mi richtig gfreut druf. Aber da Öfili uf üüsem Tisch isch und isch nid warm worde und die Gschwelle hämmer scho uf em Täller ghaa. Und wo au 's zweit Öfili nid warm worden ischt, hämmer halt aafange, de Chääs chaalt ässe, und da isch gar nid ase schlächt gsii, im Gegetaal. Zom Znacht häts dänn en währschafte Schpatz ggee, de Chuchischäf sei äbe Choch binu Milidäär.

Aber etz hani gnueg vom Aesse gredt, es giit au no anderi schööni Sache, Literatur, Musik und Gsang. Doo simmer i üüsem Kantöönli jo nid verläge und händ e gueti Uuswahl. So isch also amene Oobed de Puuredichter Jakob Brüttsch vo Baarze binis gsii und hät us sinere riiche Sammlung Haametgedicht vorgläse uf Ramser

Tüütsch. Die tüüfsinnige Värs vo Summer und Winter, Sunne und Räge, säje und äärne gönd aam tüüf is Härz. Amene Nommittag isch au's Migrochöörli zonis choo, leider hani de sälb Uftritt verpasst. Und amene Sunntig isch de Chrischona-Chor vo Hallau doo gsii und hät üüs e prächtig Schtändli proocht. Au de Chindergarte mit de Rääbeliechtli tar i nid vergässe. Am Märkt hät isch Zithergruppe us em Züripiet e Bsüechli ginacht und vil bekannti Melodie gschpillt, wo me hät chöne mitsinge, da hät mier bsunders guet gfalle. Ihr gsänd, i üüsere Haamet isch es churzwillig, me bringt üs Freud vo doo und dei. Mier wüseds z'schätze und tanked allne hätzlich, wo cho sind, und wäni öpper vergässe ha, nämes nid übel.

Aber au susch isch no allerhand ggange, vor allem oms Huus omme. En Gärtner hät flüssig gschafft, hät e ganzi Reie Obschtbömm gsetzt, au Schrüücher und anderi Hölzer. Bi üüs wirts all no schööner. Wäni draatänke, we truurig und troschtlos da 's no usgsä hät, wo mer am erschte Juli lizoge sind, dänn schuuderets mi schuur. No öppis moni erwääne, mir händ e neuu Chlii-Firma entdeckt: De Conto + Schwyn, Schpezialischte uf Schtellrieme setze. Die zwee Manne händ di ganz Längi vom Parkplatz Schtellrieme gsetzt für e Mittagesse (samt Ehefrau). Isch da nid noobel?

Also üüs gohts guet, und bi däm schöne Wätter cha me au aliwil no go schpaziire mit und ulni Wägili. Usser verschidene Vercheltinge simmer au gsund und zwäg. Blooss d'Anni hät noch e par schlimmt Koliike möse ä Galleoperation überschtol, aber etz ischsi buschber und fröhlich wider us em Schpitool haamchoo.

Mer tönd au vil baschtle, amel etlich Fraue. Etzed simmer scho mit Wienachtsdekoratione beschäftigt, aber meli schwätz i nid us dr Schuel, Ihr chönd jo dänn cho luege. Und scho hämmer Grüttibänze pachet für de Sammerchlaus.

Und etz moni go z'Nachtässe, es giit Dampfnudle. Illumm, fein.

Mit fründliche Grüess

M. Gysel

Früefranzöösich

Etz simmer also ase wiit: mit em neue Schueljaar isch a dr fünfte Primarschuelklass als neu Fach Franzöösich iigfüert worde, äbe Früefranzöösich.

Ich wott nid drüber diskutiire, öb da guet sei oder nid, ich möcht no verzelle, da da gar nüüt Neus ischt under dr Sunne. Mier Wilchinger Chind händ nämli scho vor füfesibezg Johre Früefranzöösich ghaa, und zwoor scho i dr eerschte Klass, blooss ganz anderscht. Da isch äso ggange:

Noch em Eerschte Wältchrieg isch emol e wältschi Familie i üüse Doorf iizoge. Im Zinggen-obe sind si dihaam gsii, im «Wii-bärg», und händ zwaa Meitili ghaa, e wänge gröösser als ich. Si händ Döniis (Denise) und Schinätt (Ginette) ghaasse, und me hät gsaat, bi däne chönn me go franzöösich lärne. Mich händ die Lüüt schüüli ginträsiirt, und wil ich e wunderfitzig Ding gsi bi, hani doch möse wüsse, we so Wältschi i d'Wält ielueged, und bi am eerschtbeschte schuelfreie Nomittag in Zinggen-ue ggrännt goge luege. Wil's im Zingge bärguf goot, hät's vor em «Wii-bärg» ä zimli langi schtaanigi Schtäge a dr Gartemuur noo bis zo dr Huustüren-ue. Uf däne chaalte Schtägetritt sind scho e halbtözzet Oberdöörflerchinde ghocket. D'Ruth Bluem isch au drbii gsii. Si schriibt drvo i irem eerschte Buech «Blauer Himmel – Grüne Erde». Ich bi als aanzigi Underdöörfleri gnäädigscht duldet worde i däre bessere Gsellschaft.

Mit zelle hämmer aagfange und händ is alli Müe ggee, möglichscht guet noozplappere, wanis die zwaa vorgchäuet händ, schöö langsam: ööö, dööö, droaa, gatter ... wiiter simmer nid choo, etz hät's äbe scho aagfange schwiriger wärde. Also wider vorne aafange, e wänge gschnäller: öö, döö, droa, gatter ... scho wider fertig, also halt nomol e wänge gschnäller: ö, dö, droa, gatter ... aliwil da verflixt gatter. Ich ha aagfange zwiifle, öb da wüekli franzöösich sei – gatter = Gatter? Und uf aamol hät's blitzt i mim Chöppli obe. Jo wohäär, da isch gar nid franzöösich, da isch jo tüütsch, jawoll! Gatter – heijo, da isch doch en Gatter für Chalber und Säue, we immer e par bim Megser Schplüss hider em «Schwaane» omenand schtönd. Etz hät's mer dräkt gwoolet, und mit däre gschide Erkenntnis isch da chlii Persöönli zfride gsii. Aber gsaat han-is bis hüf no neemertem, da isch ganz elaae mini Wiisheit gsii.

Mer händ dänn ufghöört Zahle büffle. Wa nochhär cho wäär, isch nämli no vil schlimmer gsii, so äänlich we tschingg, also nei, da isch jo en Schimpf, so öppis taar me doch gaar nid säge.

Dänn sind d'Wörter a d'Reie choo. Wäär kännit nid die landläufige Schprüch:

Lö böf – der Ochs, la wasch – die Kuh, fermelaport – die Türe zu.

Oder: Wulewu ömpöö dö Schwartemage däriär lö Bäaregabe?

Da hät dänn scho besser gghau, aamol ghöört, und scho isch da Lumpezüüg i däm chleine Chöppli inne gsii. Die Schprüch hämmer dänn au noch Note uusposaunet und omenandtrompetet dur alli Gässli und Winkel dure, 's ganz Doorf hät doch möse wüsse, da me scho franzöösich cha. Aber au dä Ziitvertrieb isch verbii ggange. Die wältsch Familie isch bald wider furtzüglet und üüse Franzöösich hät de Reiz verloore.

Wo mer dänn aber e par Jahr schpööter i d'Realschuel cho sind zo üüsem uuvergässliche Lehrer Winzeler, hämmer all Morge e saftigi Schtund Franzöösich ghaa, da isch dänn öppis anders gsii! Dänn isch äbe us däm verflixt gatter «quatre» worde und us däm füürchige, tschingg «cinq». Ahaa, därewäg, etz bin-i gleitiger noochoo und Franzöösich isch glii mi Lieblingsfach gsii. Und noch dr Schuel hani tööre e Jahr is Wälschland, dei hani wider gueti Lehrer ghaa und uuni libilding taar-i säge: won-i sibezeni gsi bi, han-i perfäkt franzöösich chöne «in Wort und Schrift». Aber leider han-is langi Ziit gar nid chöne bruuche. Erscht sächzg Jahr schpööter bin-i dänn aber no rächt froo gsii drüber. Doo isch vor e par Johre e angolanschi Flüchtlingfamilie im gliiche Huus z'wone choo, nätti Lüüt, wo au franzöösich verschtande händ, portugiesisch han-i jo nid chöne. Und etz han-is chöne aawände. D'Noochbere händ sich gwünderet, dan-ich mit «därigem Volk» chön schwätze, und ich ha sälber möse schtuune, we mi versunke Franzöösich zwoor langsam, aber doch ganz braav wider us em Undergrund uftaucht ischt.

De junge Lüüt wett ich as Härz lege: Lärned Schprooche so vil und so guet als mögli, und wämes au nid grad bruuche cha, so isch me doch emol no froh drüber, me traat jo nid schwäär draa. mg

AM RANDE NOTIERT



Da Wort lueget mi etz doch mafeiz gschpässig aa i däre neue «Schreibung des Schaffhauserdeutschen». Jo äbe, vil Lüüt us em ganze Kanton sind scho e Ziitlang dra, zom e «Wörterbuch der Schaffhauser Mundarten» zämezschtelle, wo bis im Joor 2001 sött färtig wärde. Da isch e hochinträssanti Sach, aber hüt hani e ander Thema.

I üsere Wilchinger Altershaamet hämmer nämli als neuisehti Errungenschaft vor e par Wuche e Akwarium überchoo. Im erschte Sctock hangets a dr Wand im Gang usse, jawoll, regelrecht ufghängt hammers anere schöne hölzige Schtang mit hölzige Ring, und

Üser Akwarium

drvor zue häts e Bänkli zom Absitze, da mes joo cha gnau aaluge. Mer händs sälber paschtlet, und es hät vil Aarbet ggee. Üsi Schwöschter Isabella bringt allpot e sone Glanzidee derthär, und dänn haassts: Aaträtte im Baschtelegge. Scho sid e par Tage hani öppis ghört gha flüschtere vo Fisch, aber neemer hät wele rächt Uskumft gee, es sei e Gheimnis. Etz moni aber au no säge, da si üsem Akwarium ka Wasser hät, und üsi Fisch bruched au ka Fueter. Gäled, da isch e kuriosí Gschicht, jo, üüs häts au tunkt.

Do isch also emol amene schöne Morge e wäärschaft Lintuech ase zämepmuurggelet uf em Tisch gläge, schöö blau gfarbt. Dänn händ alli Fraue, wo händ wele und chöne, tööre en Fisch uf Papier zeichne und usschniide. Us dr grosse Sctofftrucke hämmer dänn Blätz usgsuecht, so gschägget we mögli oder wanis susch grad gfallte hät. Drufabe hämmer die Fisch vom Papiermuschter uf dä Sctoff übertraat und au usgschnitte. Es isch mer fascht e wänge vorchoo we vor sächzg Joore im Klei-

dernäikurs. All Sorte Fisch häts ggee, grossi, ticki, langi tünni, mit wiite Müler und braate Schwänz, und jede vo anderem Sctoff. Bis ich dra cho bi, häts scho tnuog Fisch gha, dänn hani halt en Seeschtärn pmacht, en hällblauc, und üsi Praktikantin Bea hät en fätte, pluemete Tintefisch fabriziert, mit eme ticke Buuch und eme Huuffe Fangärm. Und etz hät jedi Frau iren Fisch uf da Lilache häregheftet und aapüezet. Da isch gar nid ase ring ggange, wil da kwaasi sctofflig Wasser schwär gsi ischt, diräkt e Schlaapfete, aber bis zletscht sind dänn doch alli dermit färtig worde. De Mittelpunkt vo däm Kunschtwäreh isch e bruni Schatztrucke, wo welewäg vomene versunkene Schiff härschtamnt und vo muetige Täucher unenue gholt worden ischt. Ächt vo dr Titanic? De Täckel isch e bitzili offe, und me gsiet vil chöschtlíchi Härlichkeitte usselampe, Perlechettene, Gold- und Silberschmuck und andere Züüg. De Tintefisch macht sich äbe grad girig über die Trucke här. Er hät übergrossi Auge und lueget am bös aa, da me sich schier nid häre getraut, aber er büsst nid. Zwischencheddure schwümmt en Schwarm rose-roti Goldfischli mit glesige Äugli. Zletscht hät d Schwöschter Isabella no Tang und See gras ghöögget, und uf em Meerbode liged hampfelwiis Muschle, Müschili und Edelschtää, no früener emol Chnöpf gsi sind a noblem Ghääs.

Also da wär üser Akwarium. Chönder Eu eso öppis ewänge vorsehtelle? Und wär etz im Faal no nid ganz drus chunnt, cha jo emol cho luege, de Itritt isch gratis, und s Aaluge choscht nüt.

Mier tünd gärn hálfe baschtle, amel die wo chönd und möged, und die wo nid möged, tööred zueluege, und derbüü cha me ersch no schwätze. Zwischen die gits sogar Kafi und Chrööli, wa wett me no mee? De Nomittag goot schnäll verbüü, und uf aamol isch es scho füfi und Ziit zom Zämerumme.

Es isch doch schöö, wä me au im Alter no cha öppis Neus lärne, Sache, wo me sich imene lange Läbe nie hät chöne Ziit nee derzue vor luuter Pflichte und Ufgobe. Etz isch es ka Pflicht me, etz isch es e Freud.

Maria Gysel

Us dr Wilchinger Altershaamet

Scho isch wider en Pricht fellig us em Hotel Hofacker. Woni doo vor guet eme Joor ii-zoge bi, hani tänkt, doo seis dänn langwii- lig bi sovel alte Lüüte. Aber da isch nid eso, me macht vil für üüs, es lauft immer wider öppis, und s tunkt mi fascht, d Ziit göng no schnällere ome weder vorhär.

Andi Meie isch es dänn noch langem Plange doch no ewänge Früeling worde, und am erschte warme Tag hämmer wider emol en Uusfaart pmacht, damol is Baabel- tal. E schööni Faart isch da gsii, und dei hinne häpme chönne vorusse sitze und bi- mene chüele Trunk mit allerhand für Ge- tier Bekanntschaft schlüssse. D Höör sind ganz zaam und zuetraulich under de Tisch und Bänk dure gschpaziert und händ alli Broosme zämepickt. D Busle isch au noch feine Möckli cho guene, und de Güggel hät gchreit, waner usse proocht hät. Aber de Pfau hät schtolz Dischtanz bewaart und erscht öppe noch ére Schtund e wunder- prächtig Rad vorgfüert. Und Schoof und Geisse hämmer au gsää, und dänn erscht no die grooss Rinderhär. Sogar mier Lüüt ab em Land händ no so möse luege und schtuune und händ e hälli Freud ghaa a däm ganze Läbtig. Zrugg hämmer en andere Wäg tnoo, naame obe dure und äne abe uf Schlaate, dänn d Silschtig dur- uf über de Bärge uf Halau und haam.

Und uf aamol isch au de Heuet doo gsii, und es hät rundome härrlich fein gschmöckt. Aber mier alte Lüüt vermissed d Heuwäge, wo früener uf allne Dorf- schtroosse omenand gschtande sind, dänn häts amed no vil besser gschmöckt. Aber etz isch es halt eso, wes ischt.

Im Juni isch Epeeriziit. Üsen Härr Kassier isch ase sälber e parmol uf Halau dure, go für üüs en Tessär rupfe. Fein sind si gsii. Hämmer au tanke gsaat? Chuum sind d Epeeri verbii gsii, sind scho d Chriesi choo. Mit üüs maant mes würkli guet, mier chö- med Chris über vo doo und dei und mer gnüsseds vo Härze, froo und dankbar. Bi däm warme Wätter isch au s Prötle wider «in». Bi üüs häts zwor ka so groossi Terasse we im «Winkel» z Nüüchilch, aber mer händ au en schöne Blatz vorusse, wo s bis zobed scho e Schtuck wiit Schatte hät. De Emil hät de neu Grill möse usprobiere und hät grad sälber als Grillmeischer gam- tet. Prima Wüerscht sinds gsii. Und us dr Chuchi händ si e ganzi Uuswaal feini Sa- lööt proocht. Da isch en härrliche Oobed gsii. Aber susch isch nüüt passiert.

Und Bsuech hämmer au wider e parmol ghaa. Amene Samschtigmittag isch de Musikverein Eschenz choo, dänn amene schöne Oobed d Traadinger Musik und d Wuche druf de Gmischthoor Traadinge.

Alli händ e schöö Programm potte und is e groossi Freud pmacht. Vor allem händ is d Uühlinger-Lieder gfall, wil mer händ chöne mitsinge. Und nohhär häpme no gmüetlich töre zämehöckle bimene Glas Wii.

Aber de Höhepunkt isch d Schiffaart gsii uf em Rhii und Undersee, wonis de Ärscht Hablützel zo sim achtzgerschte Geburtstag iiglade hät. D Anni hät gsaat, si sei no gar nie uf dem Rhii gfaare und alli andere scho lang nümme. Da isch bi däm Hochwasser e aamolig Erläbnis gsii, und z ässed und z trinked hämmer au ghaa bis tnueng. Mer sind etzed no begeischeret devo und tan- ked nomol ganz härzlich.

Als neuischt Errungeschafft hät is de Ver- ein Altershaamet drüü Bänkli gschänkt, wo me i der Omgäbing ufgschteilt hät. Si sind zündroot aagschtriche, da mes guet gsiet. De Eugen häts zerscht usprobiert, aber o Schreck, woner haam cho isch, hät er rooti Moose ghaa im Sunntigshosebode. Im Ja- kob isch es au eso ergange und etlich Frauejüppe hät s gliich Schicksal troffe. D Wöschchuchifraue händ sich dänn alli Müe ggee zoms wider suuber bringe.

Im schöne Wätter zlieb hämmer grad no- mol en Uusflug pmacht, über d Aalpfäre. Bim Bluemetisch obe simmer uusgschtige (er haasst eso, wil en d Ruth Bluem gschpändet hät), aber die Bömm, wo me vor zwanzg Joore gsetzt hät, sind etz äbe grooss worde und me gsiet nümme so guet usse. De Wäg isch wiiter ggange, alls dur- hindere und de Mülitobel durab is Wange- tal. Aber etzed nid öppe grad haam, nänai, no über de Rossbärge, dur s ganz Himelriich, Oschterfinge und d Räbe durvüre. Üse lieb Chläggi isch halt doch e schööni Haamet.

No öppis möchti emol säge, wo mer au rächt froo sind drüber; nämli die Rue, wo mer händ do obe, und au e gueti Luft, wil ganz wänig Vercheer do dure goot. Znacht isch es würkli müslichstille, aanzig de Brunne a dr Muur loot äxtra für üüs e Schloofliedli plätschere. Wa chönt me sich no Schöönere wüüsche?

M. Gysel

Vor den Sommerferien häuft sich bei mir die Arbeit! Viel Unerledigtes liegt auf meinem Pult, und auch der Garten wartet auf seine Pflege.

Trotz all dem nehme ich mir jeden Tag eine Stunde Zeit für die Lektüre eines Buches. **Albert Bächtolds** „*Silbertischtle*“ mit den vielen kleinen und witzigen Geschichten veranlasste mich, auch seinen grossen Roman „*De Silberstaab*“ zu lesen, in dem er seine Vortragsreisen in der Schweiz und in Amerika schildert, sowie seinen Aufstieg zum schweizerischen später sogar europäischen Generalvertreter einer amerikanischen Firma, die sehr tüchtige tragbare Kinoapparate herstellte. Die liebenswürdige Klettgauermundart und der autobiographische Gehalt machen Bächtolds Werke sehr lesenswert. In der Singwoche Wildhaus (1996) durfte ich einen Vortrag über Albert Bächtold halten, den ich mit einigen lustigen Geschichtlein aus „*Silbertischtle*“ abschloss.

Vorher las ich wieder einmal **Gottfried Kellers** „*Landvogt von Greifensee*“ und **Friedrich Glausers** ersten Wachtmeister-Studer-Fall. Beide Werke erschienen 1996 im Limmattaler Tagblatt als Fortsetzungsroman. Was aber in diesem Tagblatt jeweils ganz besonders interessant ist, das sind die Samstagsbeiträge von Prof. Dr. **Eduard Stäuble** über alle möglichen Themen die gerade aktuell sind. Seine Beiträge sende ich meist meiner Schwester Martha, mir scheint, es sei schade, sie fortzuwerfen.

Wegen meinen beiden grösseren Arbeiten („**40 Jahre Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise**“ und „**Volkstanzpioniere der Schweiz**“) trat leider mein Tagebuchs Schreiben etwas in den Hintergrund. Auf meinem Pult stapelt sich zwar ein ganzer Berg Notizen über wichtige und eindruckliche Begebenheiten, die vielleicht später einmal hier geschildert werden können.

Gestern, am Samstag, 14. September 1996, wanderte ich vormittags zehn Uhr in der Sonntagstracht zur Autobahnausfahrt Dietikon, denn es war vereinbart worden, dass mich Spörris, von Gränichen bei Aarau kommend, mit nach Teufen (bei St Gallen) nehmen würden, wo Barbara Hauser und Walter Giger ihr **Trachten-Hochzeitsfest** mit grosser Beteiligung feiern wollten. Romanisch lernend stand ich eine gute halbe Stunde auf der Verkehrsinsel. Ich zeigte Spörris, wie man ohne grossen Umweg sofort wieder in die Autobahn hineingelangen kann. Punkt zwölf Uhr trafen wir bei strömendem Regen im Hotel „Linde“, Teufen, ein. Im Unterland und im Limmattal war nach längerem Regen bereits wieder trockenes Wetter, was für den Nachmittag auch der Ostschweiz vorhergesagt war. In der Eingangshalle vor dem Festsaal war bereits eine grosse Menschenmenge versammelt. Bekannte aus Tanz-, Musik- und Singwochen, sowie die Familie der jungen Braut begrüsst uns herzlich.

Der Bruder des Bräutigams in prächtiger Appenzellertracht, organisierte eine ganze Stunde lang das gruppenweise Photographieren, wobei man die Anwesenden etwas kennen lernen konnte. Abgelichtet wurde zuerst das Brautpaar, mit und ohne Eltern, dann mit der einen und der andern Verwandtschaft, anschliessend aber auch mit den Jodlern, mit der Feuerwehr, den Singwochen- und den Tanzwochenleuten, mit Barbaras Berufskolleginnen und Kollegen aus dem Spital, etc., etc.

Um zwölf Uhr marschierte die riesige Gesellschaft im Regen zur Kirche Teufen, bei der unter dem grossen Vordach nochmals eine wahre Menschenmenge wartete. Der Bräutigam scheint in der Gegend eine wohlbekanntere, angesehene Persönlichkeit zu sein. Das Brautpaar mit der engsten Verwandtschaft und einigen Kindern folgte in zwei prächtig geschmückten Kutschen. Viele Gäste hatten auch schon vor zwölf Uhr in der geräumigen, hellen Kirche Platz genommen.

Durch drei hohe gotische Fenster dringt das Licht ins Chor, und genau über dem mittleren Fenster zeigt eine grosse Uhr die Zeit, so dass die Besucher genau kontrollieren können, wie lange jeweils die Predigt dauert. So etwas sah ich noch in keiner Kirche! Die Trauung hatte zum Thema den Schrei des Hahns, der an dies und das erinnern soll, das nicht vergessen werden darf.

Die feierliche Zeremonie wurde umrahmt von prächtigen Musik- und Gesangsbeiträgen der Jodler, der Appenzellermusik (mit Hackbrett), auch Vater Hauser spielte auf einem seiner vielen Blasinstrumente, und die neuen Eheleute bekamen als Geschenk der reformierten Kirchgemeinde ausser einer modernen Bibel auch einen riesigen ausgeschnittenen „Güggel“. Als die Geschenke übergeben waren, sagte der Herr Pfarrer zum offenbar etwas schüchternen Bräutigam: „Das wäre jetzt eigentlich der Augenblick, um der Braut einen Kuss zu geben!“

Beim Verlassen der Kirche spielte eine Gruppe von Alphornbläsern. Der Regen hatte während der Trauung aufgehört, so dass die grosse Menschenmenge ohne aufgespannte Schirme im Hagel der farbenprächtigen „Fürstei“ durch den Blumen- und Feuerwehrschauch-Spalier Richtung Turnhalle wandern konnte.

An den vielen mit Blumen und brennenden Kerzen geschmückten Tischen war das Plaudern etwas erschwert, weil nicht nur die Blasmusik der Feuerwehr, sondern auch die Jodler und eine weitere Musikkapelle mit Beiträgen aufwarteten. Am Buffett konnte sich jedermann mit Früchten, belegten Broten und Süssmost bedienen. Ruth Hauser organisierte die von der Braut gestaltete Hinwilermazurka und Andreas Wirth hatte grossen Erfolg mit den hübschen „Mixern“ zu Schweizermusik.

Um fünf Uhr wurde die Hochzeitsgesellschaft vom Brautführer zum Aufbruch gemahnt. Offenbar war mit Appenzellerbahn und Autobus ein Ausflug geplant. Anschliessend sollte das Fest wahrscheinlich in der Linde weitergehen. Mit einigen andern Leuten aus der Wildhauser Singwoche verabschiedete ich mich und kehrte mit der Bahn nach Dietikon zurück, wo ich um halb acht Uhr abends eintraf.

Gelesen von Herta Müller: „Hunger und Seide“, Essays, Rowohlt, 1. Auflage, 3. 1995. Herta Müller, 1953 in Rumänien geboren, konnte 1987 dem unaushaltbaren Leben in der Diktatur entkommen. Sie hatte Macht und Widerstand erlebt und beschreibt den nationalistischen Irrsinn mit anschaulichen Beispielen, auch das Elend der Zigeuner und vieles mehr.

Werke: „Der Fuchs war damals schon der Jäger“, 1992.

„Der Wächter nimmt seinen Kamm“, 1993.

„Herztier“, 1994.

Preise: 1989: Ricarda Huch-Preis.

1989: Marieluise Fleisser-Preis.

1991: Kranichsteiner Literaturpreis.

1994: Kleist-Preis.

Die Seniorenwanderung vom 24. September 1996 wurde von Herrn Dr. Bruno Maier geleitet. Als ich am Abend vorher - es hatte den ganzen Tag ununterbrochen recht stark geregnet und gewindet - bei der Telephonauskunft 184 nach der Durchführung unserer Wanderung fragte, da zählte das Tonband eine Veranstaltung nach der andern auf und verkündete stets: „...wird verschoben.“, „...findet nicht statt.“, ...“kann nicht durchgeführt werden.“ und schliesslich bei nur einem einzigen der vielen verschiedenen Anlässe: „Die Senioren-Wanderung Dietikon wird durchgeführt!“ Viele Anrufer werden die mutigen Senioren von Dietikon bewundert haben.

Alle etwa siebzig Wanderer, die sich um 07.15 Uhr am Bahnhof besammelten, trugen vorsichtshalber, obwohl es nicht mehr regnete, einen Schirm oder Regenschutz mit sich, brauchten ihn aber glücklicherweise den ganzen Tag nicht. Von Olten fuhren wir nach Sempach-Station, wo gleich neben dem Bahnhof im „Sempacherhof“ der Kaffeehalt gemacht wurde. Ich selbst trinke zwar seit vielen Jahren keinen Tropfen Kaffee mehr, denn er führt bei mir, auch wenn er coffeinfrei ist, schon nach kurzer Zeit zu recht lästigem Herzklopfen. Zum „Gipfeli“ bekomme ich jeweils anstandslos eine Tasse Ovomaltine.

Durch prächtige, vom Herbst bereits abwechslungsreich gelb, braun und rot gefärbte Wälder und über sanfte Hügel führte dann die Wanderung zum ehemaligen „Schlachtgelände“, wo Herr Dr. Maier kurz die Situation bei der Schlacht von 1386 kurz skizzierte.

Die „Eidgenossen“, d.h. die Luzerner, Urner und weitere Innerschweizer, frühstückten im Wald auf der Nordostseite der grossen, leicht abfallenden Wiese, als die „Oesterreicher“ auf ihren Pferden und mit ihren langen Spiessen von Westen heranrückten. Herzog Leopold III befahl seinen Rittern, vom Pferd zu steigen und den Eidgenossen in dichtgedrängten Reihen die langen Spiesse entgegenzustrecken. Er dachte, mit ihren kurzen Waffen, könnten die aufständischen Bauern sein Ritterheer nicht überwältigen. Es gelang aber den Innerschweizern ins feindliche Heer einzudringen und es zu besiegen.

Aus dem Geschichtsunterricht weiss man, dass die Kriege der damaligen Zeit von mehr oder weniger jugendlichen Männern entschieden wurden., und in der sorgfältig renovierten Schlachtkapelle St. Jakob erkennt man, dass die sogenannten „Oesterreicher“ gar nicht aus Oesterreich kamen. Leopolds Bruder hatte die Gebiete des heutigen Oesterreich übernommen. Dort herrschte Ruhe. Leopold III aber besass grosse Teile der heutigen Schweiz und Süddeutschlands mit der Habsburg, dem Stammsitz der Habsburger.

Schon seit etwa hundert Jahren war es in Leopolds Gebiet, vor allem in der Innerschweiz, immer wieder zu Widerstandsbewegungen gegen „Habsburg“ gekommen, die er mit Gewalt unterdrücken wollte, was ihm aber nicht gelang. In der Kapelle sind an der Wand, dem grossen Schlachtenbild gegenüber, die Namen der gefallenen Eidgenossen aufgeführt. Es sind alles Innerschweizer. Rechts anschliessend und an der Westfront prangen die farbigen Wappen und die Namen der vielen gefallenen Ritter, die beinahe alle aus dem heutigen Aargau, aus dem Baselbiet, dem Thurgau und den andern nördlichen Gebieten Leopolds III kamen, nicht aber aus Wien und Oesterreich, wie viele glauben.

Es ist interessant, was im „Kunstführer der Schweiz“, Band I, auf Seite 41 und Seite 356 ff. u.a. zu lesen ist. Siebenundzwanzig der 1386 bei Sempach ums Leben gekommenen Ritter und auch Herzog Leopold III wurden in Königsfelden beigesetzt. Genau an der Stelle des Geländes, wo der Herzog erschlagen wurde, konnte schon nach einem Jahr, d.h. 1387, die Schlachtkapelle St. Jakob geweiht werden. Das zeigt, wie wichtig die ganze Sache für die Freiheitsbewegung der Schweiz war.

„**Schlachtkapelle St. Jakob**, an der Strasse nach Hildisrieden. Zur Erinnerung an den entscheidenden Sieg der Eidgenossen 1386 über ein überlegenes habsburgisch-österreichisches Heer, dessen schwerfällige Reiterei sich im welligen Gelände nicht entfalten konnte. (Opfertod Arnolds von Winkelried seit 1425 überliefert). Der Sieg sicherte den Bestand der Eidgenossenschaft, brachte ihr bedeutenden Gebietszuwachs und besiegelte den Niedergang der habsburgischen Macht in den „Vorderen Landen“. Die Gedenkkapelle nach Tradition an der Stelle erbaut, wo Herzog Leopold von Oesterreich gefallen war, bereits 1387 geweiht; in unbekannter Zeit vergrössert und mehrmals verändert. Spätgot. Bau mit spitzem Dachreiter und Chorpolygon, dem sich ein kleiner Sakristeiraum anfügt; zierliche toskanische Arkadenvorhalle 18.Jh. Das Innere durch runden Chorbogen unterteilt, in beiden Raumteilen Masswerkfenster und neugot. Holztonne. An der nördl. Schiffswand grosses Schlachtenbild nach Hans Rud. Manuel 1551, mehrmals übermalt. Gegenüber Namenliste der gefallenen Eidgenossen, anschliessend und an der W-Wand sich fortsetzend die Wappen der gefallenen österreichischen Ritter. Malereien an den Schildwänden und im Chor 1576-77; an der Eingangsseite Madonna zwischen St. Jakobus d.Ä mit kleiner Stifterfigur und rechts St. Cyrillus (Tagesheiliger der Schlacht); an der Chorbogenwand Hl. Dreifaltigkeit zwischen Herzog Leopold mit seinem Heerführer Ochsenstein und rechts dem Luzerner Schultheissen Petermann v. Gundolfingen als Führer der Eidgenossen mit Arnold v. Winkelried, im Chor Bilder der von den Eidgenossen eroberten Banner. Frühbarocker Hochaltar mit Bildern und Statuen dat. 1641;...Beinhaus. Vielleicht 1429 erbaut zur Sammlung der auf dem Schlachtfeld gefundenen Gebeine; schlichter Neubau mit Fenstertüre 1594, Gitter neu. Im Innern qualitätvolle spätgot. Pietà. A. 16. Jh.“

Älter und im Kunstführer mit einem * ausgezeichnet ist die **Kirche St. Martin, die wir auf dem Kirchbühl nach kurzer Wanderung erreichten. Sie wurde schon ums Jahr 1000** erbaut, das Schiff in der ersten Hälfte des 13. Jh. verlängert und erhöht. Gleichzeitig wurde auch der Turm errichtet. Das Chor stammt aus dem Jahr 1585, die Wandmalereien entstanden in drei verschiedenen Perioden.

„**Kirchbühl. Kirche St. Martin***. *Malerisch auf einer Hügelkuppe über dem See gelegene Mutterkirche von Sempach mit Wandmalereien im roman. Schiff und im got. Chor*“. Die Kirche wurde über den Fundamenten einer röm. V illa und eines frühmittelalterl. Meierturms um 1000.“erb. „Dargestellt sind u.a. Gruppen von Heiligen, die sich mit edler Gebärde den an der Eingangswand thronenden Christus und Maria nähern, ferner St. Michael als Seelenwäger über einer grotesken Höllendarstellung, die riesige Gestalt des ritterlich aufgefassten St. Christophorus“ etc. Weitere Bilder können noch nicht gedeutet werden. Vom Beinhaus und von weitem Einzelheiten erzählt der Kunstführer.

Wir hatten noch genügend Zeit, um das berühmte historische **Städtchen Sempach*** mit seinen teilweise erhalten gebliebenen Wehrbauten, mit dem zierlichen Rathaus * (Riegelbau) und mit seinen Stadttoren zu besichtigen. Dann brachte uns der Bus zur ziemlich weit vom Städtchen entfernten Bahnstation. Über Luzern und Zürich kehrten wir heim.

Gelesen: „Der Schiffsuntergang“ von **Herbert Lüthy** (geb. 1941). Der Verfasser, längere Zeit Lehrer in Weiningen-ZH und Mitglied des bekannten Cabarets „Rotstift“, tritt auch regelmässig am Fernsehen auf, und zwar im Cabaret-Teil des „Samstagsjass“. Das Werk Lüthys erzählt natürlich „heitere Geschichten“. Drei Bücher sind bisher aus den (Jugend-)Erinnerungen des Verfassers entstanden. Es sind dies die folgenden Geschichten mit Heini: „Der Mutsprung“, „Das Doppelbett“, und nun als Fortsetzungsroman im „Limmattaler Tagblatt“ noch „Der Schiffsuntergang“. Ausserdem verfasste Lüthy den Aufsatz „40 Jahre Cabaret Rotstift“ (alles erschien im Friedrich Reinhardt-Verlag, Basel).

Am 11. Oktober 1996 besuchte ich die 95-jährige **Klara Stern**. Nach längerem Briefwechsel und mehrmaligem Verschieben hatte sie mich auf zehn Uhr vormittags und zum Mittagessen eingeladen. Offenbar hatte ich ihr mit meiner Frage nach ihren wichtigsten Volkstanzpublikationen (für meinen Text über die schweizerischen Volkstanzpioniere) ungewollt einen ziemlich grossen Schrecken eingejagt. Sie räumte nämlich vor meinem Besuch mehrere Schränke aus und veranlasste ihre Tochter Bettina Groher-Stern, für mich eine Liste mit 140 Titeln von Publikationen Alfred Sterns zusammenzustellen. An vielen davon ist auch Klara beteiligt. Mit ihrer Betreuerin und Haushalthilfe legte sie mir noch weitere hervorgesuchte

Jahreszahlen und Dokumente bereit. Ein solcher Riesenaufwand wäre wirklich nicht nötig gewesen, denn mich interessiert im Zusammenhang mit meiner Arbeit ja nur das, was mit dem Volkstanz zu tun hat.

Der Besuch war aber trotz der vielen Umstände, die gemacht wurden, sehr interessant. Während ich die Dokumente studierte, erzählte mir Klara vieles aus alten Zeiten, hatte aber immer wieder Schwierigkeiten mit Namen und andern Wörtern, die ihr nicht sogleich, sondern erst nach längerem Zögern und Nachdenken wieder in den Sinn kamen.

Zum Mittagessen wurden allerlei gekochte Gemüse, Kartoffeln und Fische aus dem Zürichsee aufgetischt. Da Klara betonte, ihr Magen und ihre Verdauung seien seit mehreren Tagen nicht in Ordnung, und sie fühle sich gar nicht wohl, bekam sie zur Beschwichtigung ihres Magens vor dem Mittagessen etwas Haferschleim.

Unser **Ortsmuseum** wird gegen Ende 1996 immer häufiger aufgesucht, denn das Publikum weiss, dass die Ausstellung „Festung Dietikon“ (Dietikon vor 50 Jahren, 1939 bis 1945) nur noch bis Ende 1996 zu sehen ist. Mehrmals musste ich Besuchergruppen durch die Ausstellung führen, so auch am 19.10., am 6.11. und am 21.11. (Jahrgängervereinigungen, ehemalige Schulklassen, Familienzusammenkünfte). Am 16.11. war ausserdem eine Grossveranstaltung. Der Innerschweizer Offizier Merki hatte unsere Ausstellung gesehen und in den „Luzerner Nachrichten“ einen riesigen Zeitungsartikel (eine ganze Seite mit Bildern) über die Festung Dietikon veröffentlicht. Dies veranlasste den Offizier Markwalder einen Ausflug der Innerschweizer Aktivdienst-Veteranen zu unsern Überresten aus der Kriegszeit zu organisieren. Über hundert Personen, die seinerzeit an den Befestigungswerken gebaut hatten, trafen kurz vor 11 Uhr in mehreren Militärfahrzeugen beim reformierten Kirchgemeindehaus ein. Die Stadtmusik eröffnete den feierlichen Anlass mit einem rassigen Marsch. Dann folgten Reden (Markwalder - Stadtrat Panzeri in Vertretung des Stadtpräsidenten, der momentan in Südafrika seine Ferien verbringt - Lüem - Merki), Blumen und Bücher als Geschenke wurden verteilt. Zum Fahnenmarsch marschierten zwei uniformierte Offiziere mit den Fahnen der Truppen, die seinerzeit in Dietikon stationiert waren, in den Saal herein. Das ganze Publikum erhob sich und sang anschliessend, stehend und mit Blasmusikbegleitung die feierliche Landeshymne.

Als der offizielle, sehr aufschlussreiche Teil der Veranstaltung punkt zwölf Uhr beendet war, kehrte ich heim. Den Veteranen wurde vom Party-Service des Restaurants „Sommerau“ ein Mittagessen serviert. Im Laufe des Nachmittags folgten die Besichtigungen in drei rotierenden Gruppen:

1. Gruppe Lüem, Friedlisberg, Stradegiekonzept.
2. Gruppe Marques, Bunker Vogelau und Hohneret.
3. Gruppe Hinder, Stauber, Ortsmuseum und ausgerüsteter Bunker beim Schulhaus.

Ab 14 Uhr war auch ich im Museum und konnte einige Veteranen gewinnen, die sich bereit erklärten, ihre „Dietiker Kriegserinnerungen“ zu erzählen.

Gelesen von **Christine Kohler** (1938 bis 1993) „Nachtschatten“. In diesem Roman erzählt die Berner Mundartschriftstellerin von Sabine und ihren drei kleinen Kindern. Nach dem Tod ihres Mannes zieht die überforderte Mutter aufs Land, wo ihr von den Bauersleuten zurechtgeholfen wird.

Christine Kohler, Bauerntochter, Seminar Marzili, Primarlehrerin von 1958 bis 1986, verheiratet, vier Kinder, stirbt 1993 als Hausfrau und Bäuerin.

Werke: 1987 „Gartetöri offe - Gartetöri zue“, 1989 Kinderbuch „Innen lebt der Ahornbaum“, 1990 Roman „Jedesmal Rose vom Märli“, 1992 Betrachtge „Der Himmel i der Glungge“, alle, wie „Nachtschatten“, im Zytglogge-Verlag.

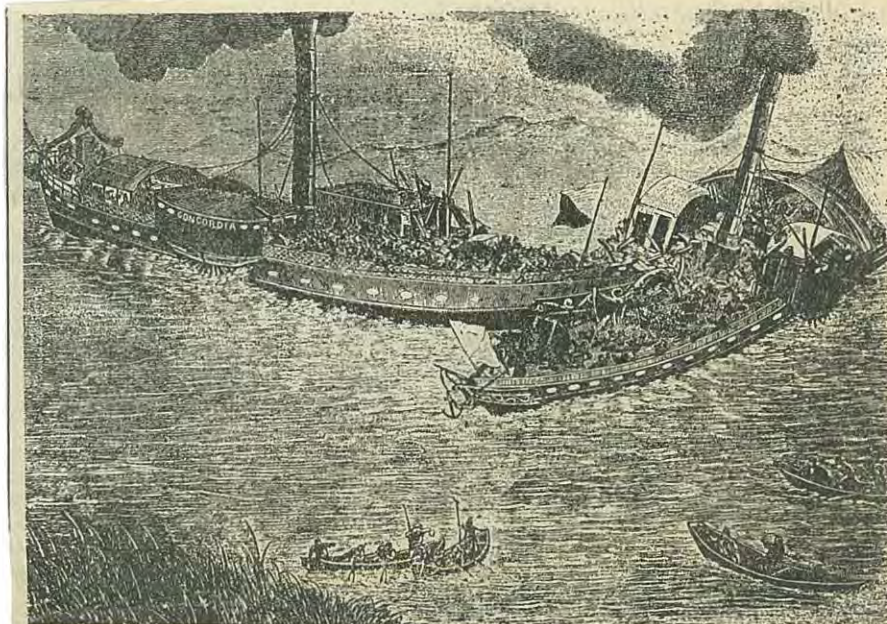
Ich brachte am 20. Oktober 1996 ebensoviele schöne Kartoffeln, Zwiebeln und Knoblauchzehen aus meinem Garten in Dietikon nach Steffisburg, wie ich vierzehn Tage zuvor nach Meilen gebracht hatte. Die Vorführung der soeben in Steffisburg eingetroffenen Feriendias zeigte auf recht gut gelungenen Bildern die ganze Klenk-Familie in **Tunesien**, wo sie bei immer noch sommerlichem Wetter erlebnisreiche Herbstferien verbracht hatte. Wir bewunderten das tiefblaue und das stürmische Mittelmeer, den abenteuerlichen Ausritt auf Kamelen zum Salzsee und durch die Wüste zu den Dörfern der Eingeborenen bei den prächtigen und fruchtbaren Oasen.

tion unterbrochen und mit dem schwer beschädigtem Schiff wieder Kurs auf den offenen See genommen hatte. Doch musste das Gericht auf das Gutachten eines Bodenseeschiffmanns auch Treichler freisprechen.

Beide Schiffe konnten repariert werden. Die »St. Gotthard« wurde noch im Oktober von Taucher Hess mit Hilfe von 24 Ketten und Flaschenzügen gehoben und in zwei Teilen in die Zürcher Werft geschleppt. Beide Schiffe durchpflügten noch manches Jahr die Fluten des Zürichsees.

Die Erinnerung an den schwarzen Tag mit seinem immerhin noch recht gnädigen Ausgang ist in Meilen auch heute noch lebendig. An der Gedenkfeier im Jahr 1932 nahmen 70 Ueberlebende der Katastrophe teil. Ein 1941 von Schulpräsident Adrian Boller gestaltetes Brunnlein mit einer Mädchenfigur, es steht an der Seestrasse, trägt die Inschrift:

»Zur Ehre Gottes. Ausserhalb dieser Stätte sind auf ihrer Heimfahrt abends 450 Schüler von Meilen mit Eltern und Lehrern beim Zusammenstoss von zwei Dampfbooten vor jähem Untergang gnädig bewahrt worden.«



In der Folge eines falschen Ausweichmanövers rammte die »Concordia«, auf der die gesamte Schuljugend von Meilen eine Extrafahrt auf den Obersee unternommen hatte, das Kursschiff »St. Gotthard«, das sank und zwei Menschen in den Tod riss. (Zeichnung aus dem Vetter Jakob Kalender 1873)

Schiffskatastrophe vor 100 Jahren

Wie 450 Meilemer Schulkinder Glück im Unglück hatten

wsr. Vor hundert Jahren, am 29. August 1872, ereignete sich auf der Höhe von Obermeilen beim »Schinhuet« eine der grössten Schiffskatastrophen unseres Landes: Zwei grosse Einheiten der damaligen Zürichseeflotte stossen zusammen und wurden schwer beschädigt. Das Kursschiff »St. Gotthard« ging nach dem Unglück vierzig Meter tief auf Grund, wobei es zwei Opfer mit in die Tiefe riss. Die ebenfalls schwer havarierte »Concordia« vermochte sich mit letzter Kraft an den Schiffsteg Obermeilen zu manövrieren, wo die Passagiere ohne weitere Verluste an Land gebracht werden konnten. An Bord hatte die »Concordia« nahezu fünfhundert Passagiere, vor allem die gesamte Schuljugend der Gemeinde Meilen. Wie später die Untersuchung ergab, hatte lediglich eine dünne eiserne Trennwand im Rumpf das Schiff und damit praktisch die gesamte jüngere Generation Meilens vor einem schrecklichen Ende bewahrt.

Wahrscheinlich »Tagesanzeiger« Datum ??

Dabei hatte der Tag, der so tragisch endete, einen sehr glücklichen Anfang genommen. Anhand zeitgenössischer Zeugnisse hat *Walter Weber-Glogg* im »Heimatbuch Meilen« auf das Jahr 1972 versucht, den Hergang zu rekonstruieren. Wie war es zu dieser Katastrophe gekommen?

Dr. François Wille in Mariafeld, der Vater des späteren Generals Ulrich Wille, wollte der Jugend der ganzen Gemeinde eine Freude bereiten und stiftete ihr eine Seefahrt nach dem Bad Nuolen am Obersee. Nach längerer Regenperiode fuhr Schulpräsident Pfarrer Wissmann am 29. August mit dem Frühboot nach Zürich, wo er von der »Dampfschiffahrtsgesellschaft für den Zürich- und Walensee« ein Extraschiff, den 45 Meter langen Raddampfer »Concordia«, charterte. Um elf Uhr nahm das stolze Boot in Meilen die Reisegesellschaft, 450 Schulkinder und

vierzig Behördemitglieder, Eltern und Lehrer an Bord.

Nach einem Zwischenhalt in Rapperswil ging die Fahrt nach Altendorf, wo die grösseren Schüler der Johannisburg einen Besuch abstatteten. In Bad Nuolen wurde gegen Abend die ganze Gesellschaft mit Wurst, Brot und Bier regaliert. Um sechs Uhr abends schiffte sich die frohgemute Reisegesellschaft wieder Richtung Meilen ein.

Verhängnisvolles Missverständnis

Alles freute sich des schönen Tages. In der zweiten Kajüte machte sich gegen halb acht Uhr bereits eine Gruppe bereit, beim »Schinhuet« in Obermeilen das Schiff zu verlassen, als sich aus der Gegenrichtung das Kursschiff »St. Gotthard« näherte. Weder Kapitän noch Steuermann der »Gotthard« hatten Kenntnis von der Extrafahrt der »Concordia«. Sie nahmen deshalb an, die »Concordia« beabsichtige in Dorfmeilen zu landen und werde deshalb seeauswärts ausweichen. Die »St. Gotthard« versuchte deshalb, entgegen den Regeln links an der »Concordia« vorbeizukommen. Als man sich auf beiden Seiten des verhängnisvollen Irrtums bewusst wurde, war es zu spät:

»Ein furchtbares Krachen, weithin hörbar, ein gewaltiger Stoss: auf der

»Concordia« entstand ein wildes Durcheinander. Erwachsene und Kinder stürzten zu Boden, ein viel hundertstimmiges Weh- und Hilfesgeschrei er-

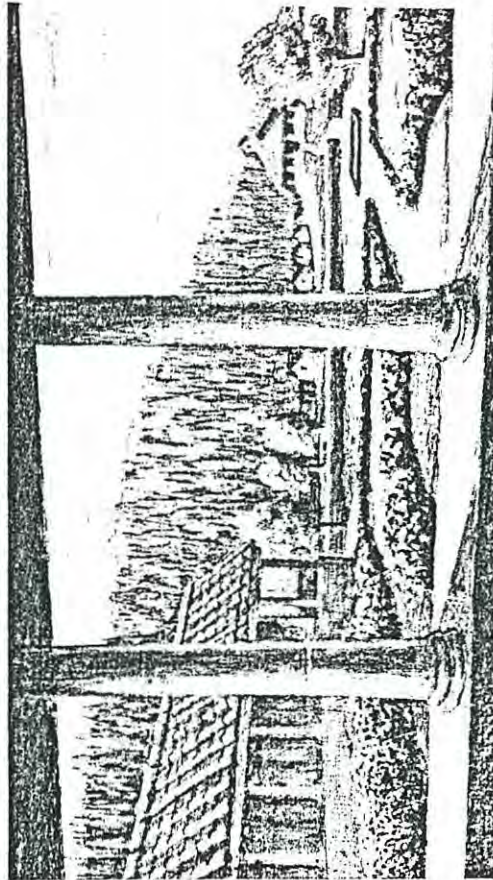
tönte...« Die »Concordia« hatte sich unmittelbar vor dem Radkasten mit voller Wucht in den Rumpf der »St. Gotthard« gebohrt, die rasch zu sinken begann. Auf das Hilfesgeschrei einer weiblichen Stimme hin, die aus der bereits unter Wasser stehenden Kajüte drang, versuchte der Kapitän noch erfolglos, das Schiffsdeck mit einer Axt aufzubrechen. In letzter Sekunde wollte auch Schiffskassier Brändli einen Rettungsversuch unternehmen, doch riss ihn das Schiff samt der Eingeschlossenen, einer Jungfer Magdalena Gysin, mit in die Tiefe.

An Land hatten sich inzwischen bei den wartenden Eltern und Angehörigen unbeschreibliche Szenen abgespielt. Alles stürzte sich in Boote, Ledischiffe nahmen Kurs auf die Unglücksstelle. Bereits waren etwa 150 Kinder von dem sinkenden Wrack übernommen worden, als die unbegreifliche Weisung kam, alle Retter hätten sich aus dem Bereich des Unglücksschiffes zu entfernen. Mit einem gewaltigen Ruck löste sich die »Concordia« vom Rumpf der »St. Gotthard« und dampfte, da die Steuerung beschädigt war, rückwärts weit in den See hinaus. Erst beim zweiten, nervenzermürbenden Versuch gelang es ihr schliesslich, den Schiffsteg anzusteuern.

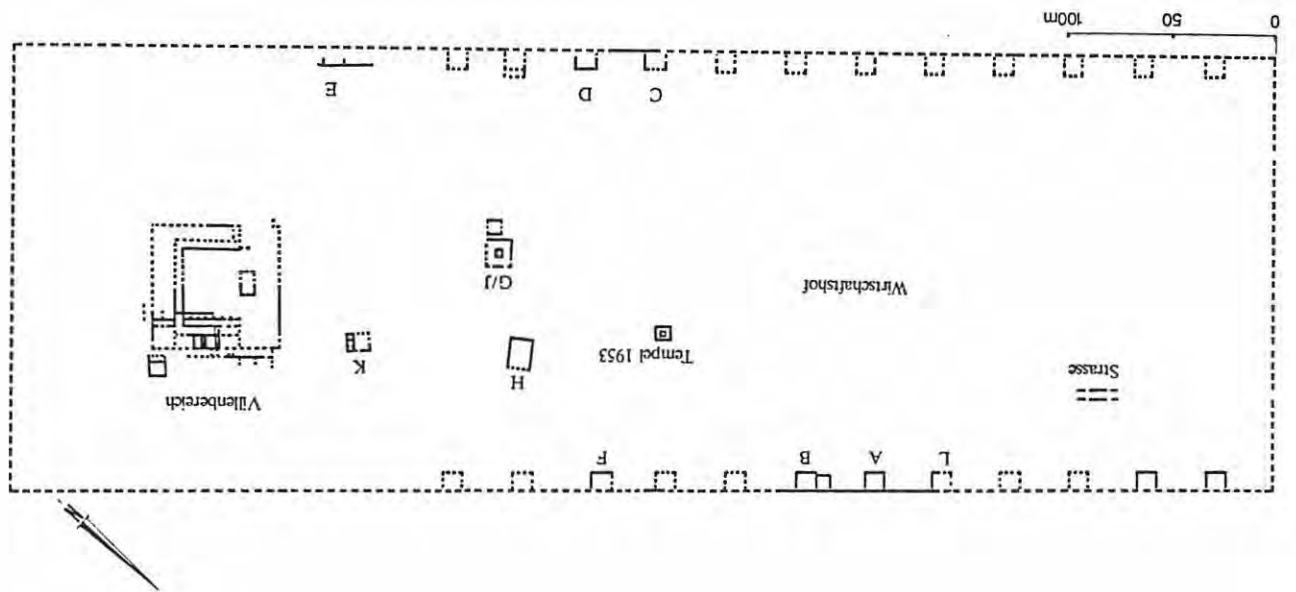
Gerichtliches Nachspiel

Wie zu erwarten, hatte das Unglück ein gerichtliches Nachspiel. Es zeigte sich, dass eine ganze Kette unglücklicher Umstände im Spiel gewesen war. Verhängnisvoll war vor allem, dass die Kursschiffe nicht über die Route des Extraschiffes unterrichtet waren und dass keine absolut verbindlichen Regeln für das Kreuzen von Schiffen bestanden. Recht zwielichtig erschien vor allem die Rolle des »Concordia«-Obersteuermanns Treichler, der in sehr selbstherrlicher Weise die Rettungsak-

NEUJAHRBLATT VON DIETIKON 1993



Römischer Gutshof in Dietikon



Die grossräumige Umgestaltung des Stadtzentrums von Dietikon veranlasste die Kantonsarchäologie Zürich zwischen 1984 und 1990 mehrere Rettungsgrabungen durchzuführen, mit welchen die Ueberreste eines römischen Gutshofes freigelegt wurden.

Obschon die wissenschaftliche Gesamtauswertung noch nicht abgeschlossen ist, werden im diesjährigen Neujahrsblatt die vorläufigen Ergebnisse dieser archäologischen Untersuchungen zusammenfassend und reich bebildert vorgestellt.

Die einleitenden Kapitel geben einen kurzen Abriss über die geologische Entwicklung des Limmattales und befassen sich mit der ur- und frühgeschichtlichen Vergangenheit von Dietikon aufgrund der archäologischen Quellen.

In den folgenden Kapiteln wird, nach einem Ueberblick über den historischen Hintergrund, die bauliche Entwicklungsgeschichte des Gutshofes als Siedlungsform eines landwirtschaftlichen Betriebes in römischer Zeit vom frühen 1. bis ins frühe 4. Jahrhundert n. Chr. vorgelegt:

Die Geschichte der römischen Besiedlung in Dietikon begann in der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts in Form eines kleineren Gehöftes mit einigen wenigen Holzbauten.

Um die Mitte des Jahrhunderts wurde ein axialsymmetrisch konzipierter und von einer Hofmauer umfasster Gutshof mit Herrenhaus und Wirtschaftstrakt errichtet. Mit Ausmassen von rund 600m auf 220m war er eine der grössten Anlagen dieser Art in der Nordostschweiz. Das Herrenhaus von u-förmigem Grundriss und mit aufwendig gestalteter Gartenanlage mit zwei Wasserbecken stand unmittelbar neben und z.T. auch unter der heutigen katholischen Kirche St. Agatha. Im Wirtschaftsteil, der sich bis zur Vorstadt erstreckte, reihten sich entlang der Umfassungsmauer kleinere Oekonomie- und Wohngebäude. In der Mitte des Hofes befand sich ein kleiner Holztempel. Möglicherweise stand er auf einer kleinen Insel oder Halbinsel, die von der durch den Gutshof fließenden Reppisch gebildet wurde.

In der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts fanden innerhalb des Gutshofes tiefgreifende Umgestaltungen statt: Das Herrenhaus wurde umgebaut und erweitert, die Gartenanlage aufgegeben. Im Wirtschaftstrakt wurden in dieser Zeit weitere Gebäude errichtet und die bestehenden Bauten mit Kellerräumen und Anbauten versehen. Gleichzeitig wurden in einigen Gebäuden Anlagen eingerichtet, die zu einer Verbesserung und Intensivierung der Vorratshaltung der im Gutshof erzeugten landwirtschaftlichen Produkte beitrugen (Getreideröst- und Darranlagen, Fleisch- und Wursträucheröfen).

Die gewaltsame Zerstörung einiger Gebäude im 3. Jahrhundert und die darauf folgende Reduktion des Gutshofes sind z.T. wohl auf kriegerische Ereignisse und nicht zuletzt auf die allgemeine politische und wirtschaftliche Krise in dieser Zeit zurückzuführen.

Aufgrund der archäologischen Ueberreste dürfen wir davon ausgehen, dass die Siedlung in Dietikon danach bis ins frühe 4. Jahrhundert ein kleineres, vielleicht auf Selbstversorgung ausgerichtetes Gehöft war, in dessen Mittelpunkt ein Tempel stand.

Ein weiteres Kapitel ist den im Gutshof ausgeübten landwirtschaftlichen und handwerklichen Tätigkeiten bzw. deren archäologischen Spuren und ihrer Aussagekraft gewidmet. Neben Ackerbau und Viehzucht, liessen sich innerhalb des Hofareales Metall-, Holz- und Lederverarbeitung nachweisen, ausserhalb des Gutshofes schien man, wie die Entdeckung eines Ziegelbrennofens nahelegt, Baukeramik hergestellt zu haben.

Ausgehend von den rund 15 in der Siedlung bestatteten Säuglingen und den zwei oder drei Tempeln wird in einem abschliessenden Kapitel der religiös-kultische Aspekt des Gutshoflebens angesprochen.

Römischer Gutshof gibt Forschung Impulse

Dietikon war schon im Jahr 20 n. Chr. von den Römern besiedelt. Um die Mitte des 1. Jahrhunderts entstand ein römischer Gutshof mit einer Villa sowie zahlreichen Nebengebäuden und Tempeln. Nach mehreren Umbauphasen wurde der Siedlungsplatz Mitte des 4. Jahrhunderts wieder verlassen; er dürfte aber spätestens im 10. Jahrhundert erneut besiedelt worden sein.

29. 3. 5. 96. VON ERICH ENG

Die Rettungsgrabungen der Kantonsarchäologie in den Jahren 1984 bis 1990 fanden im Gebiet an der Neumattstrasse (heute X-Mit-Gebäude) bis hinüber zum Pfarreizentrum St. Agatha statt. Einziger heute noch sichtbarer Zeuge davon ist das Teilstück mit einer restaurierten Mauer unmittelbar neben dem Gasthof Bären.

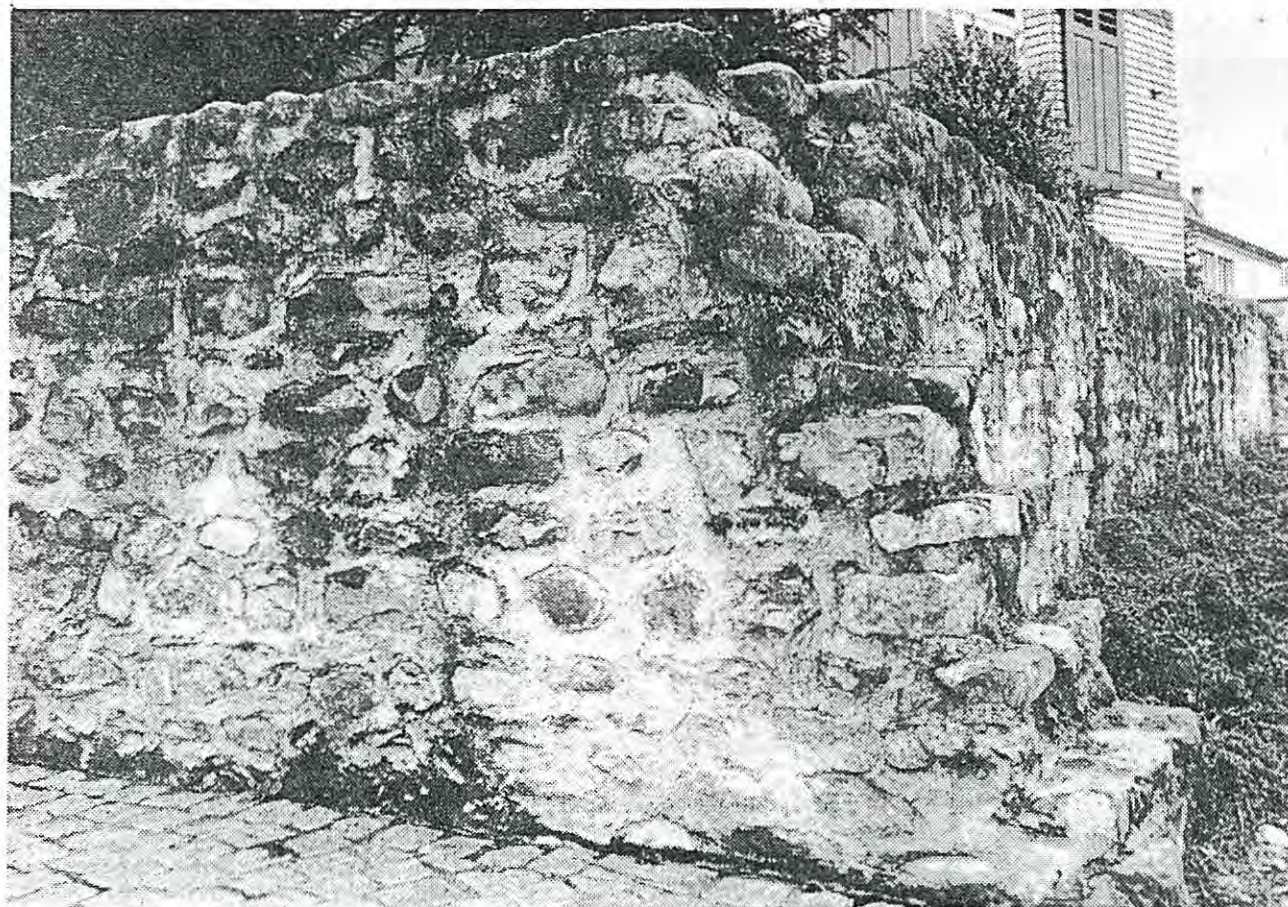
Diesen «Flickenteppich» ausgewertet und interpretiert haben die Archäologin Christa Ebnöther und ein Team von sieben Mitarbeitern. Die Ergebnisse sind nachzulesen im soeben erschienenen und fast 450 Seiten umfassenden Buch «Der römische Gutshof in Dietikon».

So entstand ein Gesamtbild dieser Siedlung und ihrer Entwicklung, das laut Andreas Zürcher, Kantonsarchäologe, «der römischen Forschung in der Schweiz neue Impulse zu geben vermag». Detaillierte Beschreibungen der Fundgegenstände, zahlreiche Karten und drei Pläne vervollständigen das umfassende Werk.

Erste Befunde ab 1928

Es war der damalige Dietiker Posthalter und spätere Ehrenbürger Karl Heid, der zwischen 1928 und 1965 eine umfangreiche Dokumentation über Befundreste anlegte. In Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Landesmuseum fanden kleinere Ausgrabungen (Fischerweg) statt. Die von Heid verfassten 60 Berichte, seine handschriftlichen Notizen, Skizzen und Fundzeichnungen «liefern eine Fülle von Detailinformationen, die während der archäologischen Untersuchungen von 1984 bis 1990 gewonnene Resultate bestätigen und ergänzen», schreibt Ebnöther dazu.

Die Siedlung umfasste in ihrer Blüte-



Die restaurierte Mauer – einziger noch sichtbarer Zeuge des römischen Gutshofs.

FOTO: HÄ

zeit mindestens elf Gebäude, wobei der Gutshof um die Mitte des 1. Jahrhunderts gebaut wurde. Die Anlage war etwa 13 Hektaren gross, wovon allerdings lediglich 3,5 Prozent baubegleitend untersucht werden konnten.

Die im Südosten gelegene Villa wies einen nahezu 60 Meter langen und 12 Meter tiefen Haupttrakt auf, welchem zwei Seitenflügel von 30 Meter Länge angefügt waren und dem Komplex eine U-Form gaben. Über die Innenausstattung des Villenkomplexes (Pars urbana) liessen sich kaum Anhaltspunkte gewinnen. Hingegen waren die Befunde im Hofareal (Pars rustica) ausserordentlich aufschlussreich. Es konnten ein Ziergarten, symmetrisch angelegte Pflanzgräben, eine Pergola und ein hölzernes Waschbecken gefunden werden. Die Pergola wurde noch in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts durch ein 22 Meter lan-

ges und 3 Meter breites Wasserbecken ersetzt.

Rund vier Fünftel der Gutsanlage wurden von der Pars rustica eingenommen, wobei sich entlang der Umfassungsmauer acht gleichförmige Steinbauten mit rund 100 Quadratmeter Innenfläche aneinanderreihen. Drei weitere Bauten und ein vom Wasser der Reppisch umflossener Umgangstempel befanden sich innerhalb des Hofes. Die Archäologen sind der Auffassung, dass die Gebäude von Grossfamilien bewohnt und einige davon zusätzlich als Werkstätten genutzt wurden.

Weitere Siedlungsphasen

Im Lauf der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts fanden verschiedene Umbauten statt, die jedoch ohne Auswirkung auf die hierarchische und räumliche Organisation respektive auf den

landwirtschaftlichen Betrieb des Gutshofes blieben. Dem Nordostflügel, der der Limmat zugewandt war, wurden zwei weitere Raumfluchten angefügt. Dagegen wurde die Gartenanlage mit den beiden Wasserbecken aufgegeben.

In der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts bauten die Römer den Nordostflügel des Villengebäudes erneut aus, verringerten aber gleichzeitig das Volumen des Haupttrakts. Dannzumal dürften drei neue Gebäude und der bereits 1953 von Heid entdeckte Tempel erstellt worden sein. So wurde die sakrale Zone vergrössert. Anstelle der bisherigen Darranlagen entstanden drei Räucheranlagen, und zwei weitere Gebäude enthielten eine Kombination von Darr- und Räucheröfen.

Zu einer Brandkatastrophe kam es um die Mitte des 3. Jahrhunderts, wohl im Zusammenhang mit historischen Ereignissen. Sie führte zur teilweisen

Vernichtung der Pars rustica, möglicherweise auch des Villenkomplexes. Danach blieb der Gutshof, wenn auch reduziert, besiedelt. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts wurde der Tempel neu errichtet und zugleich vergrössert und – worauf die als Votivgaben deponierten Münzfunde schliessen lassen – intensiv aufgesucht. Die religiösen Belange spielten im römischen Gutshof überhaupt eine wichtige Rolle, was anhand der Überreste verschiedener Tempelbauten nachgewiesen werden konnte.

Im 4. Jahrhundert verlassen

«Noch vor der Mitte des 4. Jahrhunderts wurde der Siedlungsplatz offensichtlich verlassen», kommt die Verfasserin zum Schluss. Sie erwähnt, dass bisher Nachweise für eine frühmittelalterliche Besiedlung fehlen: Vereinzelte Streufunde und drei Bestattungen hätten jedoch ergeben, dass das Areal im 6./7. Jahrhundert mindestens begangen wurde. Verschiedene Baustrukturen im Villenbereich führten zur Annahme, dass eine Wiederbesiedlung im 9./10. Jahrhundert erfolgte.

Gelebt haben auf dem Gutshof vom 1. bis vor Mitte des 4. Jahrhunderts zwischen 150 und 200 Personen. Zwar waren die archäologischen Quellen (Befunde und Funde innerhalb des Gutshofareals) bezüglich landwirtschaftlicher Produktivität wenig ergiebig. Immerhin liessen sich Rückschlüsse über die Grösse der vermuteten Betriebsfläche ziehen, wobei letztere rund 1000 Hektaren Land, davon zwischen 500 und 600 Hektaren Ackerland, umfasst haben dürfte. Es sei davon auszugehen, dass diese bewirtschaftete Fläche sogar Produktionsüberschüsse erzielte.

Nachweise für handwerkliche Tätigkeiten wie Metall-, Holz- und Lederbearbeitung konnten vor allem über entsprechende Funde von Werkzeugen und Werkstattabfällen erbracht werden. Auf der Schlackenmenge basierende Schätzungen hätten zur Annahme geführt, dass eine Verarbeitung von Eisen «wohl kaum mehr als den Eigenbedarf deckte». Hingegen sei klargeworden, dass der zum Gutsbetrieb gehörende Ziegelbrennofen eine umfangreiche Produktion hatte und über einen grösseren Absatzkreis verfügte.

Der römische Gutshof in Text und Bild

Gestern abend fand im Gemeinderatssaal des Dietiker Stadthauses die Vernissage der illustrierten Monographie «Der römische Gutshof in Dietikon» statt. Mehrere Redner, angeführt von Regierungsrat Hans Hofmann, würdigten das von Christa Ebnöther und ihrem Team verfasste Buch.

L.T. 3.5.96 VON ERICH ENG

Als «ein grossartiges Werk über die frühe Vergangenheit Dietikons» bezeichnete Stadtpräsident Hans Bohnenblust das Buch «Der römische Gutshof in Dietikon». Er konnte zur Vernissage Regierungsrat Hans Hofmann sowie zahlreich erschienene Gäste begrüßen, unter ihnen den Kantonsarchäologen Andreas Zürcher sowie die «Hauptautorin» Christa Ebnöther, die mit dem Buch ihre Dissertation einer breiteren Öffentlichkeit vorlegt.

Hofmann zeigte sich in seiner Grussadresse überzeugt davon, dass die Kantonsarchäologie «in diesem Fall schnell und sicher die Zeugen der Zeit um die ersten drei Jahrhunderte nach Christus analysierte und auswertete». Das neue Buch über den römischen Gutshof in Dietikon schildere eine wichtige Etappe in der 150jährigen Erforschung der hiesigen Geschichte der Frühzeit. Erste Station dieser Forschung sei das Jahr 1834 gewesen, als beim Bau des katholischen Pfarrhauses erste Funde gemacht wurden. 1864 seien in Rettungsgrabungen weitere Zeugen der Vergangenheit zutage gefördert worden.

Eine neue Etappe der Forschung habe der ehemalige Dietiker Lokalhistoriker Karl Heid in den Jahren 1928 bis 1965 eingeleitet. Seine Notizen und Berichte hätten in der neueren Forschung ihre Bestätigung gefunden.



Regierungsrat Hans Hofmann, Autorin Christa Ebnöther und Dietikons Stadtpräsident Hans Bohnenblust (v. l.) an der Buchvernissage.

FOTO: HA

Andreas Zürcher, Kantonsarchäologe, wies in seiner Rede auf die gute Zusammenarbeit mit der Kommission für Heimatkunde Dietikon hin, die seit vielen Jahren das städtische Ortsmuseum betreut. Diese Kommission habe die Archäologen bei ihren Arbeiten stets bestens begleitet. Zürcher wandte sich darauf der Zukunft zu und machte deutlich, dass beim Bau des Bezirksgebäudes an der Neumattstrasse «weitere

bedeutende Funde aus der Römerzeit» zutage treten könnten.

Als «kurzen Moment einer langen Zeitspanne» bezeichnete schliesslich die Buchautorin Christa Ebnöther die Präsenz der Römer in Dietikon während der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Der römische Gutshof in Dietikon sei neben jenem in Neftenbach «der einzige Zeuge aus dieser Zeit nördlich der Alpen». Es sei

möglich, dass neben den Römern und ihren Soldaten auch «die Oberschicht der Einheimischen dort gelebt habe».

Alle Redner dankten der Stadt Dietikon, deren Bürgergemeinde, aber auch der katholischen Kirchengemeinde sowie den privaten Bauherren für ihr Verständnis bei den Rettungsgrabungen und ersteren für die finanzielle Beteiligung an den aufwendigen Arbeiten.

Seite 11

Der 30. April 1996 begann für mich, als ich um 06.00 Uhr das Haus verliess, mit einem **gewaltigen Platzregen**. Niederschläge waren zwar nach längerer Trockenperiode sehr erwünscht, besonders für die Kartoffeln, die ich vor einigen Tagen gesteckt hatte.

Ich eilte zum Bahnhof, denn die **Wanderung** „Von der Emme zur Aare“, zu der ich angemeldet war, sollte trotz des Regenwetters durchgeführt werden. Die etwa 50 Dietikoner Seniorinnen und Senioren waren alle der Meinung, das Wetter könne im Lauf des Tages nur noch besser werden. Wohlgenut reisten wir über Solothurn nach Bätterkinden und von dort mit dem Postauto nach Britten, wo die Wanderung mit einem gemütlichen Kaffeehalt im Hotel „Zu den drei Eidgenossen“ begann. Im nur noch leichten Sprühregen, der bald ganz aufhörte, so dass die Regenschirme und Regenmäntel wieder eingepackt werden konnten, gelangten wir durch das „maifrische Grün“ der Wiesen und Wälder in zwei Stunden über Wolfürli, Aetigkofen, Lüterswil und Oberwil nach Büren a./A.

Im Hotel „Krone“ erwartete uns ein gutes Mittagessen, so dass wir gestärkt den Bezirkshauptort besichtigen und die Wanderung dem alten Aarelauf entlang und an grossen Gärtnereien vorbei nach Meinisberg fortsetzen konnten. Von hier brachte uns ein riesiges Postauto nach Biel und der Schnellzug über Lenzburg und Zürich nach Hause.

Am folgenden Morgen, Mittwoch, 1. Mai 1996, schon ab 08.00 Uhr erwartete ich im Ortsmuseum eine angemeldete Gesellschaft von **Militärveteranen**, welche die Festung Dietikon besichtigen wollten. Bis diese Leute eintrafen konnte ich, was oben steht, in unsern Computer eintippen. Die sehr für unsere Ausstellung interessierte Gruppe zählte etwa 40 ältere Personen, von denen sich die Hälfte mit dem Spezialisten für Schutzobjekte, mit Herrn Rissi vom Denkmalschutz, sogleich zum Bunker beim Schulhaus begab. Den andern erklärte ich gemeinsam mit Herrn Dr. Bruno Maier unser schönes Modell der Zentrumsbefestigung, die Pläne und Bilder und fand auffällig dankbare Zuhörer. Nicht wenig staunte ich, als ich hörte, wie ein recht gebrechlicher Veteran zu einem andern Zittergreis sagte: „Schauen Sie hier, Herr Brigadier...“, oder: „Kommen Sie, Herr Divisionär...“ Ein netter Besucher stellte sich persönlich bei mir vor. Er erklärte mir, er sei der Sohn des ehemaligen Sekundarlehrers Herdener, der bis etwa 1934, d.h. bis kurz vor meinem Eintreffen, hier an der Sekundarschule in Dietikon, mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer unterrichtete. Natürlich frischen wir sofort die Erinnerung auf an die Kollegen von damals: Walser, Pasternak, Frei, Albrecht,... Der nette Herr wusste, dass Frau Albrecht noch lebt....

Der grösste bekannte römische Gutshof nördlich der Alpen befand sich, nach dem heutigen Stand des Wissens, in Dietikon. Wesentliche Teile der römischen Überreste wurden in den Jahren 1984 bis 1990 von den Archäologen des „Zürcher Denkmalschutzes“ erforscht. Alte Bauernhäuser wurden damals abgerissen, das Stadtzentrum mit vielen grossen Geschäftshäusern und Banken überbaut.

Frau **Christa Ebnöther** konnte am 2.5.1996 ihre wissenschaftliche Arbeit im Gemeinderatssaal des Stadthauses Dietikon der versammelten Prominenz vorstellen. Als Mitglied der örtlichen Heimatkundekommission hatte auch ich durch die Baudirektion (Kantonsarchäologie) eine Einladung erhalten. Der neugewählte Stadtpräsident **Hans Bohnenblust** begrüßte die Anwesenden. Herr Regierungspräsident **Hans Hofmann** wusste anschliessend auffallend viel über die Römer in Dietikon zu erzählen. Er wusste z.B., dass 1834 beim Bau des katholischen Pfarrhauses erstmals römisches Mauerwerk entdeckt wurde. Später, im Jahr 1864, konnten durch *Ferdinand Keller* weitere Zeugen aus Dietikons römischer Vergangenheit zutage gefördert werden, und in einer dritten Etappe, 1928 bis 1965, befasste sich der fleissige *Karl Heid* mit weiteren Spuren der Römer in unserer Gegend. Der Kantonsarchäologe **Andreas Zürcher** zeigte anhand von Projektionen, was alles von Christa Ebnöther und ihrem Team während der grossen städtebaulichen Veränderungen unseres Wohnorts festgehalten werden konnte.

Den umfassendsten Bericht über die Präsenz der Römer in Dietikon während den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung lieferte abschliessend die Buchautorin **Christa Ebnöther** selber. Ihr riesiges Werk „**Der römische Gutshof in Dietikon**“ zeigt auf 440 Seiten nicht nur die genauen Abbildungen sämtlicher Funde mit exakten Massangaben, das schöne Buch enthält auch alle denkbaren Folgerungen über Zahl, Art und Beschäftigung der Bewohner, über Katastrophen wie Brände und Überfälle in den ersten 300 Jahren unserer Zeitrechnung. Auch das Ortsmuseum besitzt seit der Vernissage im Stadthaus ein Exemplar dieser „Monographie der Kantonsarchäologie“, der Dissertation Christa Ebnöthers.

Karl Klenk, Holzmatt 15,
CH 8953 Dietikon-ZH

Dietikon, den 19. Mai 1996

An „**Zeitlupe**“, Redaktion,:
Schulhausstr. 55
Postfach 642
8027 **Zürich**.

Sehr geehrte Damen und Herren.

In der „Zeitlupe“ vom Mai 1996, Nr.5, lese ich unter „Agenda“,
(Seite 67):

***Dietikon. Di. 14.30h: Tanz und Unterhaltung (Restaurant
Heimat)“.***

Dies ist offenbar ein Privatinserat des Wirts.

Darf ich Sie hiemit höflich bitten, unter dem gleichen Stichwort
„Dietikon“ auch den mehr offiziellen **Pro-Senectute-Volkstanz** anzuzeigen,
ev. mit dem folgenden Text:

***„Dietikon: Volkstanz für Seniorinnen und Senioren
(und solche Leute, die dies gerne werden möchten) jeden Montag
13.45h im Alters- und Gesundheitszentrum“.***

Herzlichen Dank und recht freundliche Grüsse

Am **Karfreitag**, 5.4.1996, half ich unserem Orchester im reformierten Gottesdienst der neuen Kirche Zürich-Albisrieden. Wir spielten je zwei Stücke von Carl Heinrich Graun (1704 bis 1759) und von Evaristo Felice Dall'Abaco (opus 2, Nr.5).

Anschliessend querte ich mit dem Auto die ganze Stadt (Albisriederstrasse - Hardstrasse - Milchbuck - Autobahn) und fuhr zu „Gotte“ Trudi, die mich zum „Brunch“ auf 10.00 Uhr eingeladen hatte. Meine Postkartenmitteilung, dass ich erst nach 11 Uhr eintreffen könne, benötigte mit B-Post vom Nollen bis zur Neuhauserstrasse in Frauenfeld ganze sieben Tage. Die fröhlichen Töchterchen Monika und Silvia Hans Wylers schenkten mir „unghesse“ bei meiner Ankunft von ihren vielen Osternsachen, die sie schon gefunden hatten, zwei kleine Schoggi-Eier. Sohn Rico musste zum Schlafen in Hansens Villa gebracht werden. Maja Wylers Eltern, die Schwiegereltern von Hans, Ursi und Arno Alemann, waren auch da, sowie zwei Kunst-Bildhauer, eine Frau und ein Herr, deren Namen ich vergessen habe.

Man liess mich, obwohl ich eine gute Stunde zu spät im „Hühnerhaus“ eintraf, keineswegs verhungern und verdursten. Tisch und Wände von Trudis Festschütte sind mit Hühnern aller Art verziert, was tatsächlich sehenswert ist. Mit den anwesenden Künstlern wurden vor allem die Kunstwerke auf den Plätzen Frauenfelds besprochen, moderne Brunnen und aussagekräftige Figuren aller Art.

Hans zeigte mir seine neue Werkstatt, die er eben einrichtet, und seine neue elektrische Metallsäge. Als ich ihn fragte, ob er die Einladung zum **Familientag 1996** auch schon erhalten habe, da sagte er sogleich, er komme nicht, da seine Familie ja nicht dazugehöre. Das wollte ich Hans natürlich sofort ausreden, doch er meinte, es gäbe drei Gründe für sein Fernbleiben:

1. Altersmässig stehe er zwischen den Generationen. Er finde daher keinen rechten Anschluss. Wenn er sich am Familientag mit jemandem unterhalte, dann komme bald eine weitere Person dazu und man lasse ihn einfach stehen.
2. Auch könne er sich an den Gesprächen nicht beteiligen, denn die Leute des Familientags entstammten ganz andern Welten als er.
3. Schliesslich habe man die Familie Wyler praktisch „*ausgeladen*“, denn auf der Einladung stand ja deutlich: „An die Mitglieder der Sippen Altorfer und Klenk“. Dass seine Familie nicht erwähnt wurde, hat Hans offensichtlich beleidigt - so empfindlich ist er. Die Tatsache, dass er eine Einladung bekam, hätte er doch ganz anders verstehen müssen, als Zeichen, dass er trotz anderem Namen in unserem Familienkreis willkommen ist. Wer die Einladung damals verfasste, beabsichtigte sicher nicht die Ausgrenzung der Wylerfamilien.

Die Wahl unseres Stadtpräsidenten Dr. Markus Notter zum Regierungsrat des Kantons Zürich hatte zur Folge, dass sehr schnell ein neuer Stadtpräsident für Dietikon gesucht werden musste. Das gab in der Presse viel zu schreiben. Und ich musste all die vielen Zeitungsartikel ausschneiden, aufkleben und ins Archiv des Ortsmuseums einordnen. Schliesslich stand dem Sozialisten Ackermann der bürgerliche Bohnenblust gegenüber, der in der Wahl das Rennen gewann. Nach 26 Jahren sozialistischer Ausrichtung wird **Dietikon bürgerlich**. Kollege Schlumpf ist glücklich, denn seine Idee der Verkehrsplanung, die Schlumpfsche Röhre und die Westumfahrung unserer Stadt, haben nun mehr Aussicht auf Verwirklichung. Schon vor zwanzig Jahren wollte Schlumpf den Durchgangsverkehr vom Stadtzentrum wegbringen, und zwar durch eine Strasse vom Tunnel im Westen der Stadt zur Stelle, wo das Tram in den Hohneretwald hineinfährt und einen Tunnel unter dem Bahnhofplatz.

Es gibt kein Behördenreferendum

Die Frist läuft zwar noch, doch es steht schon heute fest: Es wird kein Behördenreferendum gegen die neue Bau- und Zonenordnung (BZO) in Dietikon geben. Dies, weil im Stadtparlament nicht alle Gegner der Vorlage bereit sind mitzumachen. Somit wird es auch nicht zu einer Volksabstimmung kommen.

2.7.13.4.96. VON PETER WIRZ

Die BZO war in der Schlussabstimmung mit 22 gegen 11 Stimmen genehmigt worden. Zuvor hätte die bürgerliche Mehrheit zahlreiche Abänderungsanträge durchgeboxt. Alle diese Anträge zielten darauf ab, die Vorlage des Stadtrates zu «liberalisieren». Im wesentlichen wurden in einzelnen Gebieten Ausnutzungsziffern erhöht und Bestimmungen gelockert.

Da mochten vor allem die SP und die Grünen, zusammen mit den Demokraten, nicht mehr mitmachen; ihrer Mei-

nung nach war schon die stadträtliche Vorlage an die Grenze des noch Zumutbaren respektive für das Stadtbild Erträglichen gegangen. Die Zweierdelegation des Landesrings war zumindest in der Schlussabstimmung gespalten: Einmal ja, einmal nein. Nach Adam Riese hätten auf diese Weise 12 Gegenstimmen abgegeben werden müssen (SP 8 ohne Ratspräsident Müdspacher, DP 2, GP und LdU je 1). Wegen einer Absenz waren es aber schliesslich nur 11.

DP macht nicht mit

So oder hätte aber hinterher grundsätzlich das erforderliche Quorum von 12 für das Behördenreferendum erreicht werden können, zumal sich hier die komplette Neunerdelegation der SP engagieren könnte. Nun aber hat die DP-Fraktion entsprechende Überlegungen der SP und der GP zum vornherein gegenstandslos gemacht: Alfred Schlumpf und Siegfried Attinger wol-

len nicht unterschreiben. Somit würden SP und GP selbst mit der Unterstützung von Rosmarie Kneubühler (LdU) nur auf 11 Stimmen kommen.

Schlumpf begründete gestern Freitag auf Anfrage des LT seinen Entschluss mit der «offensichtlichen Chancenlosigkeit» eines Referendums. Nach seinen Worten handelt es sich hier um eine komplizierte Materie, und es wäre wohl nicht leicht, die Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern zu motivieren, sich überhaupt für das Geschäft zu interessieren. Schlumpf erinnerte an die Tatsache, dass die halbtägige Sitzung vom 28. März ausser einer Schulklasse nur vereinzelte Zuhörer angelockt hatte. Ein Referendum wäre deshalb nach seiner Einschätzung mit zuviel Aufwand – auch finanziell! – verbunden. Nach seinen Worten kommt noch dazu, dass die Opponenten kaum auf die Unterstützung jener Bürger würden zählen können, deren Grundstücke gemäss neuer BZO aufgezont

werden, was ja auch mit einer Wertvermehrung verbunden ist. . . .

Ernst Joss, Fraktionschef der SP, teilt diese Bedenken. Sie sind auch im wesentlichen der Grund dafür, dass die SP davon absieht, den beschwerlichen Weg der Unterschriftensammlung für ein Volksreferendum zu beschreiten. 500 stimmberechtigte Dietikerinnen und Dietiker müssten da mittun.

Zweite Ausschreibung

Noch aber ist die BZO nicht in Kraft. Laut Stadtschreiber Kurt Furger folgt in diesen Tagen eine zweite Ausschreibung im Kantonalen Amtsblatt. Innert der darauffolgenden 20 Tage können bei der Baurekurskommission von Betroffenen inhaltliche Beschwerden eingereicht werden. Erst wenn diese bereinigt sind – erfahrungsgemäss gibt es bei derartigen Vorlagen immer ein paar Einsprachen – ist der Regierungsrat am Ball. Er wird die BZO abzusegnen haben.

Dietikon □ Monsterdebatte im Gemeinderat: Bau- und Zonenordnung revidiert

Eine Bauordnung nach bürgerlichem Gusto

Der Dietiker Gemeinderat hat am Donnerstagabend die revidierte Bau- und Zonenordnung in der Schlussabstimmung mit 22:11 Stimmen festgesetzt (LT vom Freitag). Zuvor wurden zahlreiche Änderungsanträge an der stadträtlichen Vorlage von der bürgerlichen Parlamentsmehrheit gutgeheissen. Die Stossrichtung: stärkere Verdichtung sowie Lockerung von Bestimmungen und Auflagen.

(wi/pe) In der Ratsdebatte waren die Fronten klar abgesteckt: Die bürgerliche Mehrheit (FDP, CVP, SVP, FP) setzte sich mit ihren Änderungsanträgen, die bereits in der vorberatenden BZO-Spezialkommission eine Mehrheit gefunden hatten, durch. Die Ratslinke und der Vertreter der Grünen sprachen sich – ohne Erfolg – gegen diese Anträge aus; Unterstützung erhielten sie teilweise von den kleineren Mitte-Parteien LdU, EVP und DP.

● **Zonenplan:** Drei von fünf Änderungsanträgen wurden gutgeheissen (vgl. Bericht im LT vom Freitag):

– Das «Blüemliquartier» wird einheitlich – sowohl östlich wie westlich der Rüternstrasse – der zweigeschossigen Wohnzone mit 30 Prozent Ausnutzung (W2/30) zugewiesen.

– Die Wohnquartiere entlang der Guggenbühlstrasse (bis Friedackerstrasse) und der Holzmatzstrasse werden einheitlich der Zone W2/45 zugeteilt.

– Im Bereich der Post- und Schöneggstrasse bleibt das Areal östlich der Poststrasse (südlich der Elisenstrasse bis Asylstrasse) weiterhin in der Zentrumzone (Z4), der westliche Teil gehört neu zur Zone W4/80; der Stadtrat wollte das ganze Gebiet von Z4 auf W4/80 abzonieren.



Gegensätzliches gab bei der BZO-Debatte im Gemeinderat gleichermassen zu reden: Das «Blüemliquartier» (l.) und das Industriegebiet.

FOTOS: HÄ

● **Bauordnung:** Auch bei der Beratung der Bauordnung änderte sich das Abstimmungsverhalten im Rat nicht: Anträge von FDP- und SVP-Seite, die eine Lockerung baulicher Vorschriften und eine Abschwächung von Auflagen zum Ziel hatten, wurden mehrheitlich gutgeheissen. Von den zwölf Anträgen der BZO-Kommission wurde nur zwei – darunter jener, mit dem der Begriff «Solaranlage» durch «Solarkollektor» ersetzt werden sollte – abgelehnt.

Für die sogenannten «übrigen Bauten» in der Kernzone wurde entgegen dem Vorschlag des Stadtrates keine maximale Überbauungsziffer von 35 Prozent festgesetzt. Der entsprechende Änderungsantrag der BZO-Kommission

passierte im Rat mit 18:14 Stimmen. Stadtrat Zimmermann hatte sich mit dem Argument für die Überbauungsziffer gewehrt, dass dennoch eine relativ dichte Überbauung möglich sei. Roger Brunner (SVP) erklärte, eine solche Ziffer bedeute nur eine weitere unnötige Reglementierung. Für Ernst Joss (SP) stellte die Überbauungsziffer dagegen eine wichtige «Notbremse» dar.

Mehr Dachaufbauten

Bei der Regelung der Dachaufbauten in der Kernzone blieben gleich zwei bürgerliche Anträge, die grössere bauliche Möglichkeiten im Visier hatten, erfolgreich. Zum einen der Kommis-

sionsantrag, der bei Schlepplagen die maximale Frontfläche auf 3 statt 2 Quadratmeter festsetzen wollte. Und zum andern ein Antrag von Urs Ungricht (FDP), der mehr Dachaufbauten zulässt. Stadtrat und Ratslinke argumentierten vergeblich mit dem Ver-

weis auf die Ästhetik. Hochbauvorstand Zimmermann: «Entweder man steht zur Kernzone oder lässt es ganz sein.» Die beiden Anträge passierten mit 22:11 bzw. 18:15 Stimmen.

Ganz gestrichen wurde der vom Stadtrat vorgesehene Artikel in der Bauordnung, der festhält, dass «zur architektonischen Beurteilung der Bauvorhaben» in der Kernzone Fachgutachten verlangt werden können.

Entsprechend chancenlos blieb denn auch DP-Gemeinderat Alfred Schlumpf, der in diesem Artikel explizit festhalten wollte, dass es sich um «externe» Fachgutachten zu handeln habe (der Antrag unterlag mit 12:20 Stimmen). Die Streichung des Artikels wurde mit 20:13 Stimmen genehmigt.

Änderung bei der Wohnzone

Eine Änderung erfuhr die Festlegung der Grundmasse in Wohnzonen. Mit 20:13 Stimmen fand der Antrag der BZO-Kommission eine Mehrheit, die eingeschossige Wohnzone mit einer Ausnutzungsziffer von maximal 20 und nicht 15 Prozent zu versehen. Statt W1/15 heisst diese Zone jetzt W1/20. Betroffen ist ein Gebiet im Raum Reb-

berg-/Weinbergstrasse, das bisher zur Landhauszone gehörte. Stadtrat Zimmermann verwies auch bei dieser Aufzählung darauf hin, dass dadurch eine viel grössere Nutzung möglich werde.

Die Planer gaben ausserdem zu bedenken, dass eine stärkere Verdichtung eine Veränderung der sozialen Struktur im Gebiet bewirken könne. Nicht ohne Ironie setzte sich SP-Gemeinderätin Gertrud Disler denn auch für den stadträtlichen Antrag und «für die Privatsphäre von Millionären» ein. Immerhin hatte der Stadtrat in diesem Zusammenhang mit einem Zusatzantrag Erfolg, den er als Reaktion auf einen aktuellen Entscheid der Bauerkurskommission einbrachte. So sind in dieser Zone nur Untergeschosse zulässig, die mehrheitlich unter gewachsenem Terrain liegen.

Keine Mehrheit fand Brunner mit seinem Antrag für eine Art «Generalklausel». Er wollte festschreiben, dass bestehende Bauten generell nachträglich mit einem zusätzlichen Dachgeschoss versehen werden können. Schlumpf sprach von einer «überreifen Forderung», und Erwin Leuenberger (SP) erklärte, dieser Passus widerspreche sowieso dem kantonalen Pla-

nungs- und Baugesetz und sei gar nicht genehmigungsfähig. Mit 24:8 Stimmen wurde der Antrag abgelehnt.

In der Industriezone beträgt die Freiflächenziffer nicht wie vom Stadtrat vorgesehen mindestens 10, sondern mindestens 5 Prozent. Dieser Antrag der BZO-Kommission passierte im Rat allerdings nur ganz knapp mit 17:16. Hochbauvorstand Zimmermann verwies darauf, dass die 10-Prozent-Klausel nie Probleme verursacht habe. Franziska Schädel (SP) appellierte an die bürgerliche Ratsseite, wenigstens einmal von einer Maximalforderung abzuweichen.

«Der Markt bestimmt»

Ungricht hielt entgegen, dass man für das Industriegebiet bereits die Herabsetzung der Baumassenziffer von 9 auf 8 m³/m² habe schlucken müssen. Und für FDP-Fraktionskollege Dieter Burckhardt war klar: «Der Markt bestimmt, was geht.» Es sei besser, ein bestehendes Industriegebiet gut auszunutzen, als neues Land zu zersiedeln. Im Niederfeld, so Burckhardt, mache eine Freiflächenziffer von 10 Prozent dagegen Sinn.

Zweimal knapp in der Minderheit blieb Peter Balwin (GP) mit Anträgen, die den Raum des Naturschutzgebietes weiter fassen und die optische Offenheit vergrössern wollten.

Nicht gestrichen wird ein Absatz, mit dem der Stadtrat die Nutzweise im Industriegebiet besser kontrollieren will: «Betriebe, die einen überdurchschnittlichen Verkehr auslösen, sind zulässig, sofern sich die Mehrbelastung für die umliegenden Gebiete als zumutbar erweist. Diesbezüglich kann ein Fachgutachten verlangt werden.» Dieser Passus bleibt in der Bauordnung, nachdem der Streichungsantrag der BZO-Kommission vom Rat mit 12:20 Stimmen abgelehnt wurde.

Stadtrat Zimmermann verwies auf einen im Industriegebiet geplanten Verbrauchermarkt mit mehreren hundert Parkplätzen. Doris Scherrer (SP) mahnte: «Das Industriegebiet darf nicht zu einem Billi-Konsumparadies verkommen.» Johannes Felber (CVP) bezeichnete den Passus als «Juristenfutter» – er sei viel zu schwammig.

Flachdächer nicht verboten

Nicht aufgehoben wird die Gestaltungsplanpflicht für die Poststrasse. Er

sei ein strikter Gegner dieser Auflage, begründete Brunner seinen Antrag, der mit 9:24 Stimmen abgelehnt wurde.

Gestrichen wird dagegen bei den ergänzenden Bauvorschriften die Festsatzung, dass in den Wohnzonen W1/15 und W2/25 Flachdächer unzulässig seien. Brunner: «Hier handelt es sich um einen Eingriff in die gestalterische Freiheit des Architekten.» Schlumpfs Replik: «Was die gestalterische Freiheit gebracht hat, sieht man im Zentrum.» Erfolglos blieb Schlumpf mit seinem Antrag, jener Passus solle gestrichen werden, der vorschreibt, dass Flachdächer zu begrünen seien, «sofern dies keine übermässige Nutzungseinschränkung verursacht».

Verkehr und Parkplätze

Keine Aufnahme in die Bauordnung findet eine Höchstparkplatzzahl: Die BZO-Kommission beantragte, den Abschnitt zu streichen, der festschreiben wollte, dass die Höchstparkplatzzahl 10 Prozent höher ist als die Pflichtparkplatzzahl. Zimmermann verteidigte den stadträtlichen Vorschlag mit dem Verweis auf die Lufthygiene. Die Streichung komme einem Rückschritt gleich, erklärte Balwin: «Danach gibt es gegen oben keine Begrenzung mehr.» Das Verkehrsproblem könne nicht über die Beschränkung der Parkplätze gelöst werden, argumentierte die Gegenseite. Joss beharrte aber darauf: «Der Verkehr kann auch über die Parkplätze gesteuert werden!» Fischbacher doppelte nach: «Die Parkplätze haben einen grossen Einfluss.»

Brunner wertete die 10-Prozent-Klausel als massive Einschränkung. In punkto Umweltschutz sah er es im übrigen um 180 Grad anders: «Wenn ein Auto einen Parkplatz findet, steht es.» Schädel war da gar nicht einverstanden. Es verhalte sich hier genau so wie bei den Strassen: Je mehr Strassen, desto mehr Verkehr. Auch Schlumpf wollte den Passus streichen. Er erinnerte an das ständige «Puff» bei der Post. Dort habe es auch zu wenig Parkplätze. Im übrigen – so Schlumpf – «bringen die Nachtparkierer Geld». Eine offensichtliche Mehrheit entschied schliesslich, die 10-Prozent-Klausel zu streichen.

Balwin wartete unmittelbar darauf mit einem Antrag auf, den er als Zückerchen für die Bürgerlichen zu verkaufen suchte, gehe es doch darum,

Zwänge abzubauen. Nach seinem Willen sollte der Parkplatz-Artikel um den folgenden Abschnitt ergänzt werden: «Kann nachgewiesen werden, dass die Pflichtparkplatzzahl nicht benötigt wird, kann diese auch reduziert werden.» Nachdem der Stadtgenieur darauf hingewiesen hatte, dass eine solche Bestimmung in der Praxis schwierig zu handhaben sei (Kontrolle) und der Stadtrat schon bisher in begründeten Fällen Ausnahmegewilligungen erteilt habe, wurde das «Zückerchen» mit 22:7 Stimmen verweigert.

Ein letzter Antrag der Kommission betraf den Bereich Kehrrecht, Altglas, Altpapier und Kompostierung. Die Kommission wollte die ihrer Meinung nach länglich Formulierung des Stadtrates durch einen Satz ersetzen: «Die Plätze für die Entsorgung und die Kompostierung sind im Umgebungsplan vorzusehen.» Mit 21:11 wurde der Antrag zum Beschluss erhoben.

Gegen grössere Spielflächen

Bei den Bestimmungen betreffend Spielflächen wollte Joss den Anteil bei Mehrfamilienhäusern von 10 auf 20 Prozent der Bruttowohnfläche erhöhen. Er hoffte, auch die CVP werde diesen doch familienfreundlichen Antrag unterstützen. Er hoffte vergebens. Sein Vorschlag wurde mit 21:12 Stimmen abgelehnt.

Zum ganzen BZO-Paket gehören auch der Waldabstandslinienplan, der Wald- und Gewässerabstandslinienplan Vogelau, der Bericht zu den nichtberücksichtigten Einwendungen und der Bericht zur Gemeindeentwicklung. Dieses ganze «Zubehör» gab zu vorgeückter Stunde am Donnerstag zu keinen weiteren Diskussionen Anlass.

Somit konnte zur Schlussabstimmung geschritten werden. Ernst Joss machte zuvor dem Frust der SP-Fraktion Luft: Alle beschlossenen Änderungen hätten in die gleiche Richtung gezielt. Die SP könne der Vorlage nicht mehr zustimmen. Ins gleiche Horn stiess Alfred Schlumpf: Was an diesem Abend beschlossen worden sei, gehe ins Uferlose – «bis zur Verschandelung des Stadtbildes!» Balwin schloss sich diesen Worten an. War die BZO in der Kommission noch mit 9:2 verabschiedet worden, hiess das Ergebnis in der Schlussabstimmung vom Donnerstag 22 Ja, 11 Nein – Bürgerliche gegen SP, LdU, DP, EVP und GP. Wie gehabt.

Meine Lieben.

Seit langer Zeit lieferte ich Euch keine handschriftlichen Texte mehr. Schuld ist der Computer im Ortsmuseum Dietikon. Auf diesem schrieb ich den Text für die von der Arbeitsgemeinschaft Schweizerischer Volkstanzkreise geplante **Festschrift** und eine grössere Zahl dringender Briefe, so dass keine Zeit mehr blieb für Memoiren und ähnliches. Jetzt, d.h. während der Osterzeit, bleibt mir etwas mehr Freiraum. Das Passionskonzert ist gespielt, das schweizerische Volkstanzinventar den Verbänden vorgestellt. Der Text der Festschrift ist abgeliefert. Im kommenden Herbst wird dann das Werk gedruckt und mit Bildern versehen vorliegen.

Einige Kopien von Texten, von denen ich annahm, sie könnten Euch interessieren, schickte ich extra ohne Seitenzahlen, und beiliegend folgen weitere.

1. Ausdruck der Texte, welche unser schweizerisches **Volkstanzinventar** nach Ostern auch noch den einzelnen Tanzgruppenpräsidenten und den offiziellen Tanzleitern vorstellen werden.

2. Kopie eines Artikels aus dem „Limmattaler Tagblatt“, der sich mit unserer **Bau- und Zonenordnung** befasst. Falls in ferner Zukunft, die ich wohl nicht mehr erlebe, unser Haus an der Holzmatt abgerissen werden sollte, um an dieser Stelle etwas Neues zu bauen, dann sollte man doch einigermaßen im Bild sein. Da ich den beiliegenden Text aus dem „Limmattaleer Tagblatt“ selbst nicht ganz verstand, fragte ich am „Stammtisch der pensionierten Lehrer Dietikons“ den Politiker, Gemeinderat Alfred Schlumpf, wie die Neuordnung für die Holzmatt und die Wohnquartiere längs der Guggenbühlstrasse (bis Friedackerstrasse) zu verstehen ist. *Statt wie bisher anderthalb Stockwerke hoch kann nun zwei Stockwerke hoch gebaut werden. Dazu wird, wie bei uns, der Ausbau des Dachgeschosses bewilligt. Auch im Kellergeschoss könnte eine Wohnung eingerichtet werden. Die Zahl 45 bedeutet 45%, d.h. man darf ein Grundstück nur (nicht ganz) halb überbauen.*

Kollege Schlumpf, der oft 16 und 18 Stunden im Tag für seine demokratische Politik arbeitet, erlitt anfangs Februar einen Herzinfarkt, war vier Wochen im Limmattalspital (allgemeine Abteilung) und drei Wochen in Heiden, und nun arbeitet er weiter wie bisher, rechnet damit, dass seine „Schlumpfsche Röhre“ unter dem neuen bürgerlichen Stadtpräsidenten Bohnenblust mehr Aussicht hat, realisiert zu werden.

Am 31. März 1996 feierten wir in Feldmeilen Onkel Heinrich Vontobels 90sten Geburtstag. (H.V. geb. 1.4.1906). Seine Tochter Margrit und Peter Zaugg-Vontobel hatten ausser dem Jubilaren meine Schwester Martha und mich, sowie Brigitt und Ueli eingeladen. Anwesend war ausserdem nur noch die Frau, welche an der General Wille-Strasse 100 unmittelbar neben Onkel Heinrich wohnte und oft für ihn sorgte, bevor er ins Altersheim Meilen übersiedelte. Es war ein sehr angenehmer und gemütlicher Nachmittag. Onkel Heinrich erzählte anschaulich manches aus seinem Leben, und ich spielte abwechslungsweise schwedische Volkstanzmelodien und altmodische Volkslieder, wobei der Onkel kräftig mitsang und richtig glücklich war. (Hab oft im Kreise der Lieben..., Im schönsten Wiesengrunde..., Ich bin ein Schweizerknabe..., Luegit vo Bergen und Tal... etc.)

Eléonore Rayroud
11, chemin de la Faverge

1295 Mies /Vd.

Firma
Markus Hummel & Co.
Buchdruckerei
Zürcherstr. 64

8953 Dietikon

Mies, 20. März 1996

Sehr geehrte Damen und Herren,

Für die prompte Zustellung des Neujahrsblattes 1996 danke ich Ihnen bestens.

Gemäss der beigelegten Liste, bitte ich Sie, mir je ein Exemplar, wie folgt ebenfalls per Rechnung zuzustellen:

- 1981 "Guggenbühl und Gigelibode" von K. Klenk,
- 1983 "150 Jahre Volksschule" div. Autoren,
- 1995 "Dietikon nach dem 1. Weltkrieg" von K. Klenk.

Herr Klenk war mein ehemaliger Lehrer und deshalb wird es mich sehr freuen seine Publikationen zu lesen.

Nach Erhalt der bestellten Neujahrsblätter werden die beiden Rechnungen zusammen beglichen.

Inzwischen im voraus mit bestem Dank für die Lieferung der bestellten Bücher, verbleibe ich

mit freundlichen Grüssen

E. Rayroud.

Lieber Käri.

Herzlichen Dank für die Geschenke. Die **Garten-Handschuhe** legte ich für kommende grobe und stachelige Arbeiten bereit. Wie aber soll der himmlische **Orangenduft** verwendet werden? Muss man ihn ins Laubwerk des Textil-Orangenbäumchens tropfen oder soll das Duftfläschchen geöffnet im oder unter dem Wunderbaum versteckt werden? Die mit „Shufflepuck“ angeschriebene **Diskette** probierte ich soeben aus.

Zuerst las ich den Gruss. Dann betrachtete ich die Photo von Mirjam mit dem Buch und die von Dir auf dem Vulkan. Unter „Clown“ erschien Mirjam mit dem kunstvoll bemalten „Clown“ Joel. Es könnte zwar auch Adrian oder Joachim sein.

Auch mit dem „Sufflepuck“ verspielte ich eine gewisse Zeit, d.h. ich kämpfte gegen alle möglichen Wesen und Unwesen, bis ich jeweils 15mal geschlagen war. Besteht die Aufgabe eigentlich darin, *möglichst lange* kämpfen zu können, bis der Gegner 15mal die Scheibe im Vordergrund eingeschlagen hat? Gibt es keine Möglichkeit, einmal selber zu gewinnen?

Laufend tauchen neue Computerprobleme und ungelöste Fragen bei mir auf. Als Du letzthin hier in Dietikon warst, wurde mein 25-Seiten-Text zwecks Sicherung auf die beiden Disketten kopiert. Wie das genau gemacht wurde, konnte ich mir allerdings nicht merken. Musste der gesamte Text markiert und dann irgendwie mit dem Symbol „kopieren“ aus der Menüliste übertragen werden, oder konnte das Symbol „Extrablatt“ einfach auf das Diskettensymbol geschoben werden?

Noch ein Mysterium tauchte in diesem Zusammenhang auf. Ich hatte den langen Text, der kopiert wurde, auf „*Extrablatt*“ und irgend einen für die Zukunft unwichtigen Brief, der bei nächster Gelegenheit überschrieben, d.h. gelöscht werden sollte, auf „*Bassgeige*“. Und nun ist das lange Dokument auf einmal sowohl auf „*Extrablatt*“ als auch auf „*Bassgeige*“.

Vor einiger Zeit verwendete ich auf der obern Hälfte eines Blattes eine **Tabelle**. Dies geschah mit dem Befehl „Tabelle einfügen“ und funktionierte dann bestens mit dem Tabulator. Doch ach, ich fand nirgends eine Möglichkeit, die Tabelle für die untere Hälfte des Blatts wieder wegzubringen.

Morgen werde ich also Martha in Wetzikon holen und zum Mittagessen zur Familie Zaugg-Vontobel nach Feldmeilen mitnehmen. Es wird bestimmt ein gemütlicher Nachmittag mit dem 90jährigen Onkel Heinrich werden.

Am Karfreitagmorgen wird in der Kirche Zürich-Albisrieden einiges aus unserm Passionskonzert wiederholt. Anschliessend fahre ich zu den Wylers nach Frauenfeld.

Ich nehme an, Du habest schöne, erlebnisreiche Tage auf dem Leuenberg verbracht und sende Euch allen

recht herzliche Grüsse.

Steffersburg, 27.3.96

Lieber Vati

Ich danke Dir ganz
herzlich für das
grösszügige Geburt-
tagsgeschenk !!!

Beiliegend drei
kleine Sachen für
Dich. Morgen verreise
ich für drei Tage
auf den Seuenberg
zu einem Weiterbildungs-
kurs mit dem Thema
«Medizinische Genetik
im Wandel». Ueli



Sicher wird ebenfalls
an diesem Kurs teilnehmen

Ich hoffe, es gehe
Dir gut.

Mit herzlichsten
Grüssen

Hanni

Ranflüh: Emmentaler Bauernhaus

Der Berner Heimatschutz setzt sich auch für die Pflege traditioneller Baukultur ein
© Berner Heimatschutz 1987, Kramgasse 12, 3012 Bern (Foto: Mäder)

Ranflüh: Maison rurale de l'Emmental

La Ligue bernoise pour le patrimoine s'engage également en faveur de l'entretien de la culture
architecturale traditionnelle

© Ligue bernoise pour le patrimoine 1987, Kramgasse 12, 3012 Berne (Photo: Mäder)

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon
Tel. 01/ 740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/ 74048 54)

Dietikon, 17. März 1996

Lieber Käri, lieber Ueli

Die ZKB Meilen schickte mir die beiliegenden Schriftstücke. Das betreffende Sparbüchlein, aus dem zweimal im Jahr die Rechnung des Friedhofgärtners beglichen wird, enthält heute noch Fr. 184,10. Jedesmal, wenn der Betrag beinahe aufgebraucht ist, d.h. etwa alle zwei Jahre, bezahlen sowohl Martha Altorfer als auch ich Fr. 100.- auf dieses Konto ein. Das vorhandene Geld gehört also zu gleichen Teilen meiner Schwester und mir. Das Verfügungsrecht habe ich bisher und auch weiterhin allein. Dieses „Grabbüchlein“ in Meilen erschien bisher noch nie in einer Steuererklärung.

Ich bitte Euch nun, das Formular der Bank zu unterzeichnen und oben den Text abzuändern, d.h. *einzel*n durch *gemeinsam* zu ersetzen. Die Wendung „*auch zu eigenen Gunsten*“ kann ruhig stehen bleiben, denn Ihr beide wisst ja, wem das Geld gehört. Sollte ich bei der Aufhebung des Grabs nicht mehr existieren, dann wäre das Konto aufzuheben und die Hälfte des Restbetrags Martha Altorfer zu geben.

Wenn alle Unterschriften auf dem Blatt sind, kann Ueli es der Bank in Meilen bringen. Ich bitte Euch, die Sache „speditiv“ zu erledigen.

Ich bitte Käri, einen dieser beiden gleichen Briefe samt den Dokumenten von der Bank Ueli zu senden.

Recht herzliche Grüsse allen.

K_c

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon
Tel. 01/ 740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/ 74048 54)

Dietikon, 15. März 1996

Sehr geehrter Herr Niggli.

Am 18. Januar 1996 las ich im *Limmattaler Tagblatt*, als dort von Ihnen erzählt wurde: „**Es macht ihm Spass, in Archiven zu wühlen und die gefundenen Rosinen weiterzugeben**“.

Mit Herrn Dr. Bruno Maier befasse ich mich seit 1979 mit unserer Ortschronik. Wir sammeln alles, was über Dietikon in die Presse oder sonstwie an die Öffentlichkeit gelangt. Bei wichtigen Themen berücksichtigen wir aber auch das aargauische und das zürcherische Limmattal. Ausserdem verwalten wir Karl Heids Chronik und vieles mehr.

Seit Jahren sage ich in unserer Heimatkundekommission immer wieder: „*Wir sollten im Limmattal einige Persönlichkeiten besitzen, die in unsern Archiven wühlen und regelmässig, wenn möglich mit einem treffenden Titel oder Signet im „Limmattaler“ kurze Heimatkundliche Mitteilungen und Betrachtungen veröffentlichen.* Diese Heimatecke sollte stets an der gleichen Stelle in der Zeitung stehen und z.B. jede Woche oder jeden Monat regelmässig erscheinen. Für uns Sammler ist diese Aufarbeitung, Zusammenfassung, Gestaltung, journalistische Präsentation, etc. nicht auch noch zumutbar, und Herr Eng, dem ich die Idee vor einiger Zeit unterbreitete, ist offenbar mit den laufenden Berichterstattungen voll beschäftigt. Ich dachte daher an eine Arbeitsgruppe, die man aus mehreren interessierten Journalisten, pensionierten Journalisten und pensionierten Lehrern, etc. zusammenbringen sollte.....Wäre dies nicht etwas, das Sie interessiert?

Telephonieren Sie mir, falls unser Archiv Sie interessiert. Wir könnten es gemeinsam besichtigen. Ein passender Termin liesse sich bestimmt vereinbaren.

Recht freundliche Grüsse.

K. Klenk

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon
Tel. 01/740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/74048 54)

Dietikon, 17. März 1996

Seniorenrat Dietikon.

Alters- und Gesundheitszentrum

Sehr geehrter Herr Wiederkehr.
Sehr geehrter Herr Scholian.

„**Brauchen Sie Hilfe?**“, steht auf dem kleinen gelben Halbkarton-Zettelchen, das Sie den alten Leuten verteilen.

Ja, Hilfe von schreibgewandten Leuten könnten wir gut brauchen. Seit Jahren „hausiere“ ich mit der Idee, **aus dem Archiv des Ortsmuseums Dietikon**, das leider viel zu selten benützt wird, heimatkundliche Stoffe aus unserer Ortschronik und aus der von Karl Heid in regelmässigen Zeitabständen an die Öffentlichkeit zu ziehen.

Das wichtige und sehr erwünschte **Heimatgefühl** im Limmattal sollte gepflegt und gefördert werden. Ich schrieb, wie Sie aus der beigehefteten Briefkopie ersehen, Herrn Leo Niggli und sprach auch mit Herrn Erich Eng.

Etwas Ähnliches, wie das, was mir vorschwebt, erscheint bereits im „Limmattaler Tagblatt“. Da sind z.B. die „Züri-Tirggel“, doch die befassen sich mit aktuellen Dingen. Und da erscheinen in loser Folge Berichte unter dem Titel „Vor 25 Jahren“. Aus dem Material in unserem Chronikarchiv liessen sich aber kurze, eindruckliche Zusammenfassungen von Vorgängen gestalten, die sich über länger Zeit hinzogen, z. B. „Wie entstand das Schwimmbad im Fondli“, „Fasnachtsbrauchtum im Limmattal“, „Geschichte des Elektrizitätswerks Dietikon“, etc. etc. Der zur Verfügung stehende „Stoff“ ist beinahe endlos, aber er wartet auf seine Gestaltung.

Recht herzliche Grüsse.

K. Klenk

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon
Tel. 01/ 740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/ 74048 54)

Dietikon, 15. März 1996

Sehr geehrter Herr Dr. Bleiker.

Jahrzehntlang organisierte und leitete ich jedes Jahr die „Schweizerische Volkstanzwoche“ auf dem Kerenzerberg, später in St. Moritz (Laudinella). Einmal beteiligte sich auch *Maria Gysel*, die recht sympathische Tanzleiterin einer Trachtengruppe im Klettgau, mit der einige andere Kursteilnehmerinnen bis heute den Kontakt pflegen.

Zufällig traf ich vor Jahren Maria Gysel wieder bei einem Kongress der Regionalleiter des Schoggitalerverkaufs für den Natur- und Heimatschutz.

Inzwischen sind viele Jahre vergangen. Frau Gysel ist im Altersheim, kann leider nicht mehr wandern und tanzen, wohl aber mit dem Autobus und mit der Bahn selbständig reisen. Was ihr besonders Freude macht, und *was auch Sie vielleicht interessiert*, ist die Tatsache, dass Frau Gysel allerlei Erlebnisse und Erinnerungen in **Klettgauer Mundart** aufschreibt. Mir wurden letzthin die fünf beiliegenden Zeitungsausschnitte von Bekannten zugestellt.

Viel Spass bei der Lektüre und

recht freundliche Grüsse.

←



Fluss, 14.2.96

Liebe Orhel Kahl,
Du wirst dich
wundern, wie uns
nicht so schwer-
fleisiger Post zu
bekommen. Dagegen

könnte sie jeweils in der Form
deiner fehtüre an freispapier.
Du hast sicherlich auch schon
erachtet, dass es, unter freis-
papier, keine seine 90. feier
kam. Dieser Jubiläum
möchten wir in die bereits
bekanntem Rahmen feiern,
und was an

|| Sonntag, 31. März, 12^h bei uns.

Ein Popmann besteht noch
nicht. Wir werden einpaar,

das fonspapi sid unne sehr
fein, in Familienkreis zu essen,
wie ihn das von seiner Kindheit
her noch in bester Erinnerung ist.
Wir hoffen, dass auch Keli + Brigitte
dabei sein können, die uns an
Deinem PD. so vorzüglich bewirten
haben.

Lichelid. werden wir noch tel.
Kontakt miteinander haben
bet. Abholen etc.

Eindeutlich hoffen wir auf
Deine Zusage, um die wir
untersuchen alles p.k. sind
mit herzlichen Grüßen

Deine Peter + Kasper!

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon
Tel. 01/ 740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/ 74048 54)

Dietikon, 14. März 1996

Meine Lieben.

(Familie Zaugg-Vontobel.)

Da ich immer sehr stark beschäftigt bin - *Haus, Garten, Ortsmuseum, Orchester, Arbeitsgruppe „Volkstanzinventar“, Pro Senectute - etc. etc.* - weiss ich leider nicht mehr, ob ich Euch schon geschrieben habe, oder ob dies nur ein Vorsatz war. Ich bitte Euch für diese Unsicherheit um Entschuldigung.

Für Eure Einladung zu Onkel Heinrichs 90stem Geburtstag, die Ihr mir von Flims aus schicktet, danke ich Euch recht herzlich. Ich freue mich sehr auf die Gelegenheit, Euch alle wieder einmal beisammen zu sehen. Wenn ich alles richtig verstanden habe, erwartet Ihr auch meine Schwester, sowie Brigitte und Ueli, und das „Abholen“ betreffend soll noch telephoniert werden.

Wenn mir jemand den genauen **Zeitpunkt** berichtet, kann ich Onkel Heinrich im Altersheim Meilen und meine Schwester am dortigen Bahnhof oder an dem von Feldmeilen mit dem VW abholen. Es wäre auch gut möglich Brigitte und Ueli gleichzeitig mitzubringen, so dass Ihr Euch darum nicht kümmern müsstet.

Ich stelle mir die Anreise so vor: Brigitte, Ueli und ich erwarten meine Schwester um **XY-Uhr** am Bahnhof in Meilen, fahren zum Altersheim, von wo aus wir Onkel Heinrich zu Euch mitnehmen könnten. Wer studiert nun den SBB-Fahrplan?

Im Kofferraum werde ich meine Violine mitführen, so dass wir sie bei Bedarf erklingen lassen könnten.

Ich hoffe, es gehe Euch allen immer gut und sende

recht herzliche Grüsse.

↓

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon. Tel. 01/740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar,
dann vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/740 48 54).

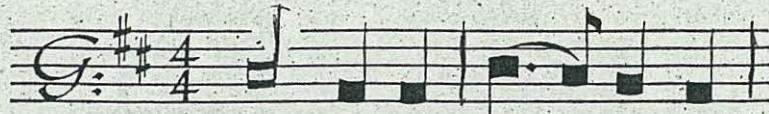
(1)
an Trudi Moser
Pro Senectute Kt. Aargau.

8953, 9. 96.
6.

Meine Lieben.

Recht herzlich gratuliere ich Euch vom Organisationskomitee, den Initianten, den Leiterinnen und dem Leiter des „Schweizerischen Tanztreffens der Senioren-Volkstanzleiterinnen und Tanzleiter“, das am 9. Juni 1996 in Untert-Erlinsbach durchgeführt wurde. Ihr alle setztet Euch kräftig ein bei der Vorbereitung und bei der Durchführung des wohl gelungenen Festanlasses. Und die aufgewendete Mühe lohnte sich auch, denn es wurde nicht nur sehr viel Freude, sondern auch viel neuer Elan verbreitet. Ich bin überzeugt, dass viele Teilnehmerinnen mit neuem Schwung und mit neuen Vorschlägen heimkehrten, deren Verwirklichung den Seniorengruppen im ganzen Land zugute kommen wird.

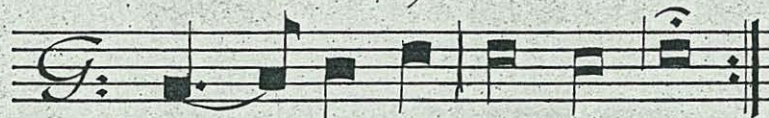
Karl Klenk



Der hat sein Le-ben am



be-sten verbracht-der die meisten



Men-schen hat froh gemacht.

(2)

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon. Tel. 01/740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar,
dann vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/740 48 54).

8953, $\frac{9}{6}$ 96

Meine Lieben.

Da ich seit 1930 Tanze und u.a. die ASV (Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise) gemeinsam mit Klara Stern, Ht. und Willy Chapuis, BE, auf die Beine stellte, verfüge ich über eine gewisse Erfahrung mit "Gruppenaustausch" und mit schweizerischen Tanztreffen, die wir seit 1952 jedes Jahr durchführen, siehe Seite 16 und 15 meiner noch nicht veröffentlichten ASV-Festschrift. Die ASV hat übrigens eine gewisse Ähnlichkeit mit der Organisation der Senioren-Volkstanzgruppen, da wir ja (im Gegensatz zu den Trachtengruppen) auch INTERNATIONAL tanzen, und nicht nur schweizerisch!

Aber Achtung: Von Anfang an befürwortete ich den Grundsatz
50% Schweizertänze und 50% ausländische an jedem Treffen (und in jeder

/

Tanzprobe. Wenn eine Schweizergruppe ins Ausland geht, dann ist sie nur mit ihren eigenen, d. h. mit den Schweizertänzen etwas! (Niemals aber mit irgendwelchen noch so schönen ausländischen). Wir würden es z. B. auch nicht schätzen, wenn Franzosen zu uns kämen und uns schottische Volkstänze vorzeigen oder gar instruieren wollten! etc. etc...

Oft wird zwar behauptet, die Schweizertänze kämen für alte Leute nicht in Frage. Das ist einfach nicht wahr! Viele alte Leute beherrschen den Walzer sehr gut, und ausserdem verfügt die Schweiz über eine grosse Menge einfacher eigener Tänze. (Nicht nur Pasquante und Gräzi Schottisch!). Im Computer sind heute 1162 (Tausend einhundert zwei und sechzig!) Schweizertänze, siehe beiliegende Liste! Dabei sind sehr viele einfache und schöne Schweizertänze, die den Senioren grosse Freude machen.

Karl Klensk
Holzmatt 15
8953 Dietikon. Tel. 01/740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar,
dann vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/740 48 54).

8953, $\frac{9}{6}$ 96.

An einem Tanztreffen wie z. B. in Unter- Erlinsbach, wo auch Ausländerinnen und Ausländer dabei sind, stellt sich die Schweiz ein wahres Armutszertifikat aus, wenn in einem grossen Programm für einen ganzen Tag nur zwei Schweizertänze getanzt werden. Ich schreibe dies extra mit dem Computer auf ein Blatt. Dieses darf man, wie alles was ich schreibe ohne weiteres kopieren!!!

Weil die Senioren-Volkstanzbewegung von Holland und andern Ländern im Norden ausging, ist es verständlich, dass mit Vorliebe deren Schallplatten und Musik kassetten verbreitet werden. Doch, man lasse sich nicht so einseitig beeinflussen! Wir Schweizer sind auch

X

jemand und nicht nur ein Auhängsel ausländischer Organisationen.

Der ganze Misstand erklärt sich aus der Tatsache, dass die [meisten] Senioren-Tanzleiterinnen und Tanzleiter die Schweizertänze einfach nicht kennen [plus Vorurteile!!]. Sie zeigen ihren "Schülern" eben das, was sie selbst erlernt haben.

[NB. Vor Jahren passierte etwas Entsprechendes in den Turnvereinen. Da kamen eines Tages finnische Turner in die Schweiz zu Besuch und bereicherten die Turnlektionen mit finnischen Volkstänzen. So kamen finnische Tänze in den schweizerischen Turnbetrieb. Unsere Turnlehrer wussten nicht, dass es ebensoviele schweizerische gibt. Wenn einer nun erfreulicher Weise versuchte, einen Schweizertanz nach einer bei Hug u. Co (Musikverlag) veröffentlichten Tanzbeschreibung den Turnern zu instruieren, dann kam die Sache meist ganz falsch heraus, weil in jedem Land die Tanzsprache anders ist!]

Da immer wieder Ausländer (und Auslandschweizer) Schweizertänze erlernen möchten, erfand ich die auch Ausländern zugängliche Schweizerische Volkstanzwoche. Sie wird vom 20.-27. Juli 1996 zum zwei-

6

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon. Tel. 01/740 86 87
(Wenn zu Hause nicht erreichbar,
dann vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/740 48 54).

8953, $\frac{10}{6}$ 96

und dreissigsten Mal durchgeführt, und zwar seit 1977 in der „Laudinella“, St. Moritz. (Vorher auf dem Kerenzerberg). Jedes Jahr nehmen etwa 120 Teilnehmerinnen und Teilnehmer teil (beinahe ebenso viele Männer wie Frauen!), so dass wir keine Werbung machen können (Grösse des Konzertsaals!), wir müssten zu viele Interessenten verfrachten und auf die Warteliste setzen. Die verfügbaren Plätze sind meist ein Jahr vorher schon ausverkauft. [Ich sah zwar auf der Teilnehmerliste, dass wir diesen Sommer etwas weniger Leute sein werden!] St. Moritz ist ein wunderschöner, im Sommer angenehm kühler Ferienort.....!

Ich bitte Euch, mit meine nur gut gemeinten Randbemerkungen nicht übel zu nehmen. Ich sammelte eben in einem langen Leben viele Erfahrungen, so z. B. als wir Schweizertänze in Schulen und Uni-

versitäten Amerikas zeigten und als ich an der Universität von Swansea in Wales, U.K. Schweizer Tanz unterrichtete. Was wollten die Leute von einem Schweizer sehen und lernen: Mit Schweizer Tänze!

Ich gestatte Euch natürlich, meinen Brief zu kopieren und den massgeblichen Leuten, deren Adressen mir nicht bekannt sind, weiterzugeben. Dies alles mit meinen besten Wünschen für den Senioren Volkstanz, für unsere gemeinsame schöne Sache, und mit recht herzlichen Grüßen

Euer Karl Kleuk
(geb. 1912).

TANZLISTE

①	②	③	④	①	②	③	④
1.	Kettengalopp	163		21.	Marselianer	AST	5.)
2.	Meitschi putz di	24		22.	Schnurante Walzer	AST	5.)
3.	Scardanaler Mazurka	55		23.	Räge-Schottisch	E.vf.	
4.	Il Sot da Crusch	105		24.	Dr Täubeler	E.vf.	8.)
5.	Polka à six pas	11		25.	Valser Walzer	E.vf.	7.)
6.	Appenzeller Klatschwalzer	153		26.	La tschiaindra	E.vf.	7.)
7.	Fricktaler Schottisch	E.vf.		27.	Johannisberg	E.vf.	11.)
8.	Zocolitanz	E.72		28.	Le Postillon	E.vf.	11.)
9.	Mairösl-Walzer	E.vf.		29.	Valse à ma grand-mère	E.vf.	
10.	Lüdere-Polka	41		30.	Polka d' Echallens	E.vf.	
11.	Sternpolka		1.)		Rösti Polka	E.vf.	11.) 12.)
12.	Allgemeine Française		2.)		La Veillée	E.vf.	11.) 12.)
13.	Hämperglänggi	E.vf.			Böhmerwaldländler		9.)
14.	Rafzerfelder Polka		3.)		Liebenbürger Rheinländer		9.)
15.	Eggwalzer	E.72	4.)		Familienwalzer		9.)
16.	Ds Trachtapaar	E.vf.			Testro Principal		10.)
17.	D' Gygerbänkli-Mazurka	E.vf.					
18.	E Schottisch für d' Rosmarie	E.vf.					
19.	Kientaler [im Chientaler Ländig]	E.vf.					
20.	Über d' Fritze flue	E.vf.	6.)				

Kolonnen-Nummern

- ① Laufende Nummer
② Name des Tanzes

- ③ "Volks-tänze der Schweiz"-Serie-Nummer
E.vf.: Einzelblatt, vervielfältigt

Anmerkungen

- 1.) Die Sternpolka ist weit verbreitet; mir ist aber keine Aufzeichnung bekannt
- 2.) Tanzweisung im Heft "Die Allgemeine Française" von Ludwig Burkhardt; 4. Aufl. 1967
- 3.) Tanzanz. im Heft "Volks-tänze; Altstetter Ländler-musig" [Andr. & Renate Wirth-Buf; o. J.]
- 4.) Die Urfassung hat als 5. Fig. das "Frille der Mädchen und Burschenbesuch"; die Neubearbeitung 1972 das "Kreiseln". Beides wird noch getanzt.
- 5.) Amelis Aemis & Heinz Baumann: "Alte Schweizer Tänze" [AST]
- 6.) instruiert durch Hildegard & Thomas Brömmann
- 7.) instruiert durch Elsbeth Grämiger & Christine Hartmann
- 8.) Einer Gedächtnisstütze von K. Klenk entnehme ich: "C. ≧ Zweihandfass'g hintereinander ≧
W₂ → Ferse/Spitze; W₃ → Ferse/Spitze; 2 kl. Schwenkhops; links, dann rechts ansehen", was uns Doris & Armin Gysel vorzeigten.
- 9.) instruiert durch Heinz Kaller & Johanna Gärtner
- 10.) instruiert durch Christina Huber & Mrs Utiger
- 11.) geheftet in Umschlag "50-Jahrfeier der Walliser Trachtenvereinigung 1937-1987
[Sammlung von 12 Tänzen auf vervielfältigten Einzelblättern?]
- 12.) instruiert durch Delphine Jordan & Stefan Eyer

Die Schweizerischen Volks-Tanz-Wochen [SVTW]

Mit der SVTW 1994 nahm ein weitgehend erneuertes Leiterteam seine Arbeit auf. Zudem dürfen wir auf einen 30-jährigen Bestand dieser Institution zurückblicken. Nachdem Karl Klenk, der Chronist und "Nestor" des Volkstanzes, mir einiges aus seinem immensen Wissen berichtete, möchte ich das, was die Entstehungsgeschichte der SVTW, deren Leiterteam und deren Teilnehmer betrifft, als Beilage zur Tanzliste 1994 festhalten!

30 Jahre Schweiz. Volkstanzwoche.

Sie wurde vor 30 Jahren von Karl Klenk "erfunden" und im Sommer 1965 erstmals im "Lihn" auf dem Kerenzenberg durchgeführt. Er organisierte die Wochen und leitete dort auch das Tanzen 12 Mal, nämlich von 1965 bis und mit 1976. Dann musste der "Lihn" aufgegeben werden und Pfr. Dr. Hans-Walter Maurer fand in der "Laudinella" eine neue Stätte, wo die SVTW weiter stattfinden konnten.

Hans-Walter Maurer organisierte von nun an die Tanzwochen, während Karl Klenk weiterhin, bis 1984, das Tanzen leitete. 1985 fand keine Tanzwoche statt, weil sich H.-W. Maurer einer Herzoperation unterziehen musste. Ab 1986 organisierte Hans-Jörg Huber die TW und H.-W. Maurer leitete zusammen mit Renate Gretler das Tanzen.

Die Beweggründe zu Karl Klenk's "Erfindung" sollen hier auch noch erwähnt werden. Er durfte in seiner langen VT-Karriere die in Schweden, Frankreich, Deutschland, Österreich und sonstwo noch angebotenen Kurse besuchen und wollte gegenüber den Ausländern Gegenrecht halten. Das "Schweizerische" im Namen dieser Tanzwochen will also nicht etwa heissen, die SVTW sei eine Institution für Schweizer(innen); ganz im Gegenteil: Karl wollte Ausländern eine Gelegenheit bieten, Schweizerische Volkstänze zu lernen!

Das Leiterteam

Organisation inkl. Finanzen: bisher und weiterhin: H.-J. Huber

Tanzleitung: H.-W. Maurer/Renate Gretler bisher; neu: Vreni Huber/H.-J. Huber, unterstützt durch Hans-Peter/Anni Hott im Einsteigerkurs

Tanzmusik: bisher: Bernhard Erne; neu: Simon Brauen

Chor & Orchester: bisher: Bernhard Erne; neu: Cornelia Lämmli

Ich kann hier nicht alle Namen nennen, wie z.B. die legendäre Inge Baer, die sich um die SVTW verdient gemacht haben.

Die Teilnehmer

Auf der Teilnehmerliste sind 77 Frauen (Mädchen) und 44 Männer (Burschen). Das Geschlechtsverhältnis ist leider nach wie vor ziemlich genau zwei zu eins (2:1) statt dem idealen 1:1. Erfreulich ist das Altersspektrum. Sieht man von der tänzbegeisterten 3-jährigen Bettina ab, so ist die 10-jährige Angelika Leemann die jüngste, Melanie Bortler mit 82 Jahren die älteste, aktive Tänzerin. Im gleichen Rang mit Melanie ist Karl Klenk. Für ihn war die SVTW 1994 die 28. Woche. Zudem besuchte er auch VTW im Ausland und war 4 Mal in Fiesch dabei und dieses Jahr konnte er seine 43igste Woche mittanzen.

Die Schweiz
stellt sich ein

Armutszuzeugnis

aus,

wenn in Volkstanzgruppen für

Kinder, Erwachsene und vor allem auch für Senioren

vorwiegend oder sogar ausschliesslich ausländische Volkstänze getanzt werden.

Ich sage damit kein Wort gegen die vielen hübschen Volkstänze aller Schwierigkeitsgrade aus allen möglichen Ländern Europas und aus Übersee.

Angeregt von der **UNESCO** stellte in den letzten zehn Jahren eine Arbeitsgruppe das „*Volkstanzinventar der Schweiz*“ zusammen. Es umfasst gegenwärtig **1162 Schweizer Volkstänze** aller Art. In diesem Volkstanzschatz lässt sich für jeden Zweck Geeignetes finden. Seit 1930 vertrete ich den Grundsatz, es seien in allen unsern Volkstanzproben und bei allen unsern Volkstanztreffen etwa 50% schweizerische und 50% ausländische Volkstänze zu tanzen.

Karl Klenk

Holzmatt 15
8953 Dietikon

Die Schweiz
stellt sich selbst ein

Armutszzeugnis

aus,

wenn in Volkstanzgruppen für

Kinder, Erwachsene und vor allem auch für Senioren

vorwiegend oder sogar ausschliesslich ausländische Volkstänze getanzt werden.

Ich sage damit kein Wort gegen die vielen hübschen Volkstänze aller Schwierigkeitsgrade aus allen möglichen Ländern Europas und aus Übersee.

Angeregt von der UNESCO stellte in den letzten zehn Jahren eine Arbeitsgruppe das „*Volkstanzinventar der Schweiz*“ zusammen. Es umfasst gegenwärtig **1162 Schweizer Volkstänze** aller Art. In diesem Volkstanzschatz lässt sich für jeden Zweck Geeignetes finden. Seit 1930 vertrete ich den Grundsatz, es seien in allen unsern Volkstanzproben und bei allen unsern Volkstantreffen etwa 50% schweizerische und 50% ausländische Volkstänze zu tanzen.

Im Ausland ist eine schweizerische Volkstanzgruppe *nur mit unsern Schweizertänzen* etwas, und wenn Ausländer zu uns kommen, dann wollen sie doch **unser Brauchtum, unsere eigenen Volkstänze** sehen. Alles andere suchen sie doch dort, wo es hingehört, dort, wo es herkommt.

Weshalb sind die **Schweizertänze** bei gewissen Tanzleiterinnen und Tanzleitern, besonders in Kinder- und Senioren-Volkstanzgruppen, so wenig beliebt? Dafür gibt es vor allem zwei Gründe.

1. Die meisten Schweizertänze sind **Paartänze**. Sie sind daher für Kinder nicht geeignet, und ältere Personen, die ihr ganzes Leben lang kaum einmal tanzten und nun in der Seniorengruppe gleich paarweise tanzen sollen, bringen sich gegenseitig aus dem Takt. Zum Beginn eignen sich tatsächlich einfache Nichtpaartänze viel besser.

2. Die Tanzleiterinnen und Tanzleiter der Kinder- und Seniorentanzgruppen kommen meist aus den Trachtengruppen. Dort tanzen sie die schönen und zu recht sehr beliebten Schweizertänze, die Polka, Schottisch, Mazurka und Walzer als bekannt voraussetzen. Wenn sie nun ihre schweizerischen Lieblingstänze den Anfängern beibringen wollen, verfallen sie auf den unglücklichen Gedanken, die Tänze für Kinder und Senioren zu vereinfachen, (Masolle statt Mazurka, Gehschritte statt Polka oder Walzer, keine oder nur eine Drehung statt deren zwei, etc. etc.). Dadurch wird der schöne Tanz zerstört, und den Tanzenden macht er keinen Spass. Die Tanzleitung kennt leider weder die vielen einfachen schweizerischen Kindertänze noch die einfachen schweizerischen Volkstänze wie z.B. Gsatzlig, Kehrschottisch, Innerschweizer Alewander, Schamser Mazurka, Vierschrittpolka, Mer wänd es bitzeli luschtig sy, Kettengalopp, Polka à six pas, etc. Die Trachten-Volkstanzgruppen haben ein recht hohes Volkstanzniveau und proben in der Regel für eine perfekte Vorführung.

Seniorengruppen pflegen auch deshalb so viele ausländische Volkstänze, weil in Holland und anderswo im Ausland schon zu einer Zeit Tonträger und Beschreibungen einfacher und vereinfachter Tänze auf dem Markt erschienen, als in der Schweiz der Seniorenvolkstanz noch nicht bekannt war und noch nicht gepflegt wurde.

Karl Klenk

Holzmatt 15
8953 Dietikon

VTI Arbeitsgruppe Volkstanzinventar
IDP Inventaire des danses populaires

Volkstanzinventar der Schweiz

Inventaire suisse des danses populaires

Titel der Tänze	Titres des danses
Namen der Personen	Noms des personnes

Stand am Etat au

1. 2.1996

Abegg Karl	de Reynold Gonzague	Held Otto	Mast Rosmarie	Roth Ernst	Vonmoos Jon
Ackermann-Andre Trudi	de Rouvroy Claude-Henry	Heiler Rudolf	Mattie Paul	Roulier Gilbert	Vournard Géo
Aebi Gottfried	de Senger Hugo	Hernanz	Meier Ueli und Mädi	Roulier A.	Wackernagel Hans Georg
Aeby Alphons	Delago Henri	Hanzhof Emile	Meier Heit	Roussau Jean-Jacques	Wager Kurt
Aeby Georges	Deléglise Monique	Hepp Hannes	Meister Casimir	Roux Régis	Wanzanried Fritz
Aenis-Bitterli Annais	Des Henri	Hermann-Mittaz Héléne	Mely Benoît	Rubi Christian	Waser Franzli
Aerni-von Erlach Felicitas	Dessbourg René	Hermenjat-von Nelly	Menetray Anne	Rüedinger-Schmid Susanna	Weilenmann Max
Aeschbach Ch.	Dicht H.	Heusser	Mengiarci Peider	Ruesch Hildegard	Weiss Urban
Aeschbacher Carl	Doret Gustave	Hinter Albert	Mermod M.	Rupp Hans	Wenger M.-Françoise
Alder Ueli (Gigellis)	Dubach Martin	Hirschy Roger	Messerli Théo	Ruppen René	Wettstein Berli
Alder Jakob	Dubach-Kuster Nelli	Hofmann-Krayer Eduard	Messmer Anni	Rutschmann Karl A.	Wettstein Albert
Alder Erwin	Dubi Gottlieb	Hofstetter Gilbert	Metter E.	Salzmann Amadé	Wettstein Jakob
Alder Arthur	Durrer Carl	Horr Hanspeter	Mettler Albert	Schaerer Rudolf	Wey Martin
Alford Violet	Ecoeur Jean-Jacques	Hotz Martin	Metzger Joseph	Schaller-Denauer A.	Wingrave Helen
Alemann Josef	Edelmann Albert	Huber Eugen	Metzger-Markgraf Giuseppe	Schadegger Beat	Winkelmann-Merz Annemarie
Ambühl Jann	Eicher Ueli	Huggler Luisa	Meyer Irène	Schadegger-Nyde Ruth	Winteler Jost
Amgwerd Alois	Erb-Schoeni H.	Hügi Susanne	Michel Hans	Scherer Hadwig	Wipf Gody
Anmann W.	Esberratt Basile	Imboden Bruno	Moder Peter	Schild Edwin	Wirth Andreas
Anmann Walter	Essava Henri	Imhof Adolf	Moser Ueli	Schlöpfer Hans	Wirth Hannes
Anderau Alfred	Eyer Jules	Imholz-Möckli Hans	Morax René	Schlappach Théo	Wittwer Hans
Aufdenblatten Beatrice	Fanconi-Mini	Imola Paolo	Morèl Giacomini	Schlatter Luise	Witzig Luise
Aymon Odile	Faugier F.	In der Gand Hanns	Moret Oscar	Schmid Max	Wolf Beat
Bachmann-Geiser Brigitte	Favez G.	Iminger Carmen	Morf-Palli Jolanda	Schmid Ernst	Wolfram Richard
Badrutt Martina	Favre Simonne	Ithen Anna	Moser Jürg	Schmid Christian	Wollmann Edy
Bächinger Konrad	Federband Franz	Ithen J. Anton	Mühlmann Lorenz	Schmid Anny	Wollmann-Kokisch Heidi
Bächtold-Burgern Jeanne	Felder Alice und	Jacot André	Mühlmann Urs	Schmid Eimar	Wunderlin Sapp
Baer-Grau Ingeborg	Faybli Francis	Jakober Ernest	Mühlmann-Gspon Rösli	Schmid von Peiderpadrots	Wührich Werner
Baeriswyl Jo	Fiaux-Blanc Marianne	Janett Dominic	Müller Fabian	Schmid-Kunz Johannes	Wyder Emil
Balmer Joseph	Fisch Emmy	Jans Rosa	Müller Alois	Schmidt Albert	Wyss Joh. Rudolf
Barbian Men-F.	Fischer Trudi	Jacques-Dalcroze Emile	Müller Robert	Schmidt Werner	Zahnd Hans
Bardola Jon	Fischer Hans	Jaquet Charles-Eric	Müller Walter	Schnyder Daniel	Zala Pierina
Baumann Paul	Fischlin Walter	Jenni Christian	Müller Esther	Schoch Rudolf	Zelweger Ch.
Baumann Heinz	Flückiger Markus	Jenny Josias	Mumenthaler Toni	Schoellkopf Niggi	Zenger Hans
Baumgartner Ueli	Flury Hans	Jemel G.	Nägeli Hans Georg	Schürch Lotti	Zenger Margreth
Béboux Jean	Fontannaz Henriette	Jost Reto	Nebiker-Wild Ruth	Schwab Gilbert	Zenkhusen Otto
Bergamin Luzi	Forlani Marco	Jost-Mäusli Greti	Neukomm Mario	Schwarz Stephan	Znsli Peter
Bernardelli	Forrer Elisabeth	Julmy Albert	Neukomm Graziella	Sebök Géza	Zoder Ramund
Bernhard Mira	Fournier Philippe	Just Josias	Nicolay Pol Cio	Sementa M.	Zumbach André
Bernhard E.	Frantschi Christen	Jütz Albert (Bärtli)	Niederdorfer Hans	Seppay Alphonse	Zumbrunn Heinz
Bernoulli E.	Frei Silvia und	Kachler-Jovanovits Mara	Novak Peter	Sider-Röll Maria	
Betschart Franz	Fringeli Margrit	Kaelin Pierre	Novak Sepp	Sommer Ernst	
Betschart Arnold	Fröhlin J.	Kässin Gabriel	Nussio Remigio	Sommer-Ammann Heidi	
Bianchi Pietro	Frommelt Josef	Kammernann A.	Nydegger Rosalie	Sommer-Baerli Mira	
Bieri Meinrad	Fuchs Johann	Keiser Edy	Oberer Gustav	Spiegelberg Emil	
Bieri Meinrad	Fuchs-Meldinger Hermine	Keller-Löwy Walter	Oberli Hansueli	Sprödt Anna	
Bischotberger Carl	Führer Max	Kempf Hans	Obersson Susanna	Staurer Edwin	
Blaker Ida	Gaillard Paul-André	Kercho Fritz	Oberson Peter	Steimen Leo	
Blaker Johann	Gambatt	Klausner Urs	Oehli	Steiner Michel	
Bochatay Albert	Gasser Samuel	Kleiner Thomas	Ogliati-Rüdlinger Gritli	Stem Alfred	
Böler Carlo	Gassmann Alfred Leonz	Klemm Bernhard	Oppliger Fritz	Stem-Müller Klara	
Bölinger Susanne	Cédalge André	Klenk Karl	Oswald Sarin	Stimmann Thomas	
Boppert J.	Geering Arnold	Knaus Frieda	Oswald Karli	Stocker Sepp	
Bordier Pierre	Geisser Kasi	Koch Sepp	Ott Peter	Stocker Karl	
Boss Christian	Geitz-Schmid Karin	Koelner Paul	Pache Simone	Strambi Maria	
Boss Walter	Genua J.	Kotlegger Paul	Pedrolo Arigo	Straub Hausi	
Bourgeois Yvette	Gerster Willy	Kotler Heidi	Pellaton Rose-Marie	Stucki-Joss Rued	
Bovet Joseph	Ghilardi Emerita	Kotler Walter	Pellegrini Agata	Styger Anton	
Bracco Jean-Réal	Gisi Paul	Kotly Gilbert	Peray Mary-Lise	Surdez Jules	
Brailard Ferny	Glaus Elisabeth	Kuenin F.	Perrier-Daetwyler Monette	Suter Fred	
Brailard Anne-Marie	Glöckli Fritz	Kuhn Jürg	Pestalozzi Anita und	Suter Paul	
Braunwalder M.	Gmünder Peter	Kuriger Robert	Pfister-Gygax Lotti	Suter Karl	
Brodth Bruno	Godenzi Margarita	Kurt Paul	Pfugler Elisabeth	Sylvestre Anne	
Bron J.	Gos Albert	Kürzi Dominik	Pignat Louis	Tanner Sepp	
Brun Louis	Gottier-Urben Anna	Lampert H.	Pitsch Dieter	Thévenoz Jolande	
Brunies Steivan	Goumaz-Renz Monique	Landolt K.	Pluss Georges	Theytaz Elie	
Brunner Ernst	Graf Werner	Lansel Peider	Pont André	Thöni Maurice	
Brunner Carlo	Graf Werner	Lanz Wolfgang	Poulin Jean Marc	Thöni Werner	
Brunner Max	Grand Marco	Lardi	Pralong-Dussez Jean	Thommen-Burren Marietta	
Bryner Ernst	Grolmund Sigmund	Laur Ernst	Probst Julius	Tiberg Birger	
Bucher Theodor	Grossglauer Fred	Lavanchy Paul	Pugin Robert	Tobler Alfred	
Budry Maurice	Grossmann Karl	Lechner Ed.	Raetz Ami	Tobler Titus	
Bugnon Jean-Louis	Guignard Eric	Lehmann Marlyse	Raetz-Danz Soeurette	Toscini Carla	
Bühler-Urben	Gutknecht Werner	Lauenberger-Pfist Marianne	Rauch Men	Troll J.K.	
Bui Renato	Gwerder Res	Leuthold Heinrich	Rauch Turmasch	Trüb Hans	
Burckhardt-Seeba Christine	Gyr Martin	Liner Carl	Rechsteiner Hans	Trüninger Ruth	
Burdet Jacqueline	Gyr Meinrad	Lün Lina	Regamey Madeleine	Tschudin Hans	
Bürgin Werner	Gysel Maria	Lötscher Ferdinand	Reichen Joseph	Tschuor Oskar	
Burni Simon und	Gysel-Borer Doris	Loher Agnes	Reitler Ulrich	Urabi Hermann	
Cantoni Robert	Gysin Vreni	Loher Josefina	Reinhart Joseph	Uttinger Hannes	
Cavin Claudine	Haechler M.	Looser Anna	Renaudin H.	Valsangiacomo E. Camillo	
Cavin-Mosimann Arnelise	Haenni Georges	Lourdeur Lucien	Renz Cybill	Valsecchi Santino	
Chalet Julien	Haenni Pierre	Louradour Lucette	Renz-Schwab Hermine	Valsecchi-Grassi Gina	
Chapuis - Willy und Betti	Haenni Charles	Lugin Jean-Daniel	Revid Céline	Manin Symphonien	
Chenaux Bernard	Hafner Märku	Lugin Lucien	Revuz E.	Vidal F., cadet	
Chebuliez Antoine-E.	Harrold Robert	Lüthi Johann	Rieper Karl	Vital Annina	
Christen Hanny	Hartmann Viktor	Lüthi Hansueli	Risse Jean	Vital-Vital Emilia	
Clément Jean-Luc	Hartmann Christine	Mac Mahon Desmond	Ritter Heinrich	Vocat Jules	
Clerc André Oliver	Haster-Mathys Annaise	Mamboury Mireille	Ritter-Grunhdzer	Vogel Werner	
Corboz Michel	Hausser Eugen	Mangold Urs	Rochat Daniele	Voléry Monique	
Corod Wilhelm	Hausser Barbara	Manser Johann	Roelli Hans	Voléry Francis	
Cotting Moritz	Hausser-Wettstein Ruth	Mantegazzi Giovanni	Röllin Werner	Von der Au Hans	
Daetwyler Jean	Heb Johannes	Marthaler Thomas	Röthlisberger Arnold	Von Matt Joseph	
Daniëls Marie-Thérèse	Heggandom Gottfried	Martin Charly	Rohrbasser Anton	Von Salis Johannes	
Davall Edmond	Heinzer Josef	Marugg Heinrich	Roost Erich	Von Weissenfluh Hans	

VTI Arbeitsgruppe Volkstanzinventar
IDP Inventaire des danses populaires

Volkstanzinventar der Schweiz

Inventaire suisse des danses populaires

Überlieferte Volkstänze	Danses populaires traditionnelles
Neuschöpfungen	Nouvelles créations
Brauchtumstänze	Danses folkloriques

Entstanden auf eine Initiative der Schweizerischen UNESCO-Kommission Réalisé à l'initiative de la Commission nationale suisse pour l'UNESCO

Auf Anregung der Schweizerischen UNESCO-Kommission wurde 1986 die Arbeitsgruppe VOLKSTANZINVENTAR konstituiert. Initiatorin des Projektes war Frau Dr. Brigitte Bachmann-Geiser, Vertreterin für Musik und Volkskunde in der Sektion Kultur der UNESCO-Kommission.

Vertreter der Volkskultur und des Volkstanzes bildeten die neue Arbeitsgruppe:
Annelis Aenis-Bitterli, Brigitte Bachmann-Geiser, Heinz Baumann, Karl Klenk, Cyrill Renz, Géza Sebök, Lotti Schürch, Klara Stern und Martin Wey.

Als Grundlage für das Inventar dienten die handschriftlichen Aufzeichnungen von Klara Stern-Müller über die ihr bekannten überlieferten Tänze. Der Beschluss, neben den überlieferten auch die neu entstandenen Tänze und die Kontratänze in das Inventar aufzunehmen, erforderte die Realisierung eines EDV-Konzeptes. *ckh* Frau Prof. Dr. Christine Burkardt-Seebass, Leiterin des Institutes für Volkskunde in Basel und Dr. Géza Sebök standen der Arbeitsgruppe diesbezüglich als Berater zur Seite.

Unter der Leitung von Annelis Aenis-Bitterli (1986-1988) und Martin Wey (ab 1988) brachten die Mitglieder der Arbeitsgruppe ihr Wissen und alle ihnen bekannten Fakten aus ihren eigenen Unterlagen und Archiven in die Datenbank ein. Durch Austausch der in grossem Arbeitsaufwand von Martin Wey ausgefüllten EDV-Blätter konnten alle Mitglieder Ergänzungen anbringen. 1995 wurden schliesslich die EDV-Ausdrucke allen Choreographen zur Korrektur und Vervollständigung gestellt.

Nach 10-jähriger, ehrenamtlicher Arbeit umfasst das Inventar über 1000 Schweizer Tänze sowie ein Personenregister. Die Arbeit ist jedoch nicht abgeschlossen. Ergänzungen und neue Tänze sollen aufgenommen werden. Eine Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Trachtenvereinigung wird angestrebt.

A l'initiative de la Commission nationale suisse pour l'UNESCO, un groupe de travail INVENTAIRE DES DANSES POPULAIRES a été constitué en 1986. Le projet avait été proposé par Mme Dr Brigitte Bachmann-Geiser, membre de la section culture de la Commission pour l'UNESCO.

Des représentants de la culture populaire et de la danse traditionnelle formaient le groupe de travail: Annelis Aenis-Bitterli, Brigitte Bachmann-Geiser, Heinz Baumann, Karl Klenk, Cyrill Renz, Géza Sebök, Lotti Schürch, Klara Stern et Martin Wey.

Les informations manuscrites de Klara Stern-Müller sur les danses populaires traditionnelles qu'elle connaissait ont servi de base pour cet inventaire. La décision d'y inclure également les danses nouvellement créées ainsi que les contre-danses a rendu la réalisation d'un concept informatique indispensable. Mme Christine Burkardt-Seebass, professeur et directrice de l'Institut de traditions populaires à Bâle et le Dr Géza Sebök y ont apporté leur collaboration.

Sous la direction de Annelis Aenis-Bitterli (1986 à 1988) et de Martin Wey (dès 1988) les membres du groupe de travail ont apporté dans la banque de données tout leur savoir et tous les faits dont ils avaient connaissance par leurs dossiers et leurs archives. En échangeant les fiches informatisées remplies grâce à un grand travail de Martin Wey, tous les membres ont pu y apporter des compléments. Enfin, en 1995, tous les chorégraphes ont reçu les fiches d'ordinateur pour corrections et informations complémentaires.

Après 10 ans de collectage bénévole, l'inventaire comprend plus de 1000 danses populaires suisses ainsi qu'un registre des personnes. Le travail n'est pas terminé. Des renseignements complémentaires et des nouvelles danses doivent être insérés. Une collaboration avec la Fédération nationale des costumes suisses est souhaitée.

Nr. 1

Alewander

Choreographie

Ort/Gegend	Buochs NW, Engelberg & Lungern OW, Küssnacht SZ, Aegerital		
Entstehung	überliefert	Gattung	
Typ	Paartanz	Formation	im Kreis

Aufzeichnung:

Aufgefunden	Engelberg
Gewährperson	Albert Hinter, Glasmaler, Engelberg und die Trachtengr.
Aufgezeichnet von	Louise Witzig
Aufzeichnungsdatum	1932
Archiv	STV, Nl. L.Witzig, VT 1.3.6, 1.10f, 1.11, 1.18, 7.3b

Neuschöpfung

Choreographie
Entstehungsdatum

Musik

Titel	
Art	2/4
Entstehung	überliefert

Aufzeichnung:

Aufgefunden	
Gewährperson	
Aufgezeichnet von	L. Witzig und I. Baer-Grau
Aufzeichnungsdatum	
Archiv	Nl. L.Witzig 7.3b und 10f

Neuschöpfung

Komposition
Entstehungsdatum

Liedtext

Tonträger

EP Columbia/Jecklin SEVZ 577 - EP EMI/Columbia 016-33519 - LP 048-76141 «Innerschweizer Tänze» Buochser Neunermusik, 1965
HMV 7 EG 8784 Dances of Switzerland
ZYT 233 und CD ZYT 4233 «Tanzchuchi»
CMH 1112 Michael Herman (Canada)
TLP und TK 5893 «Alte Schweizer Tänze», Oberbaselbieter Ländlerkapelle
CD ZYT 4280 «Schweizer Volkstänze» P. Gmünder, 1991
PCD 7245 und PMC 5245 «Innerschweizer Volkstänze»

Ikonographie

Literatur

Louise Witzig berichtet über einen Tanzabend in Engelberg in «Die Schweizer Tracht» Nr.2/3 1933
Anna Ithen, Oberägeri: «Musik, Tanz und Tanzschenker im Kanton Zug». Schweiz. Archiv für Volkskunde, 1. Jahrg. 1897
A. Tobler in «Der Volkstanz im Appenzellerlande». Schweiz. Archiv für Volkskunde, 8. Jahrg. 1904
R. Morax berichtet aus dem Vallée de Conches, Schweiz. Arch.f.Vk., 5. Jahrg. 1901

Bemerkungen

Es wird vermutet, der Tanz sei als «Allemande» mit dem Einzug der Franzosen um 1798 ins Land gekommen.
Martin Gyr spricht auch von «Oleander», «Die Schweizer Tracht» Nr.3, 1929
Die in der STV verwendete Melodie ist mit «Alewander, Rigi-Trachtenfest 1936» bezeichnet Nl.L.Witzig 1.3.6
Vergleiche:
-Appenzeller Allwander
-Allemanda
-Allemande
-Alewander (Kinder) / Puuretanz
Vergleiche Aufsatz über «Allemande im Schweizer Volkstanz» von Chr. Schmid in «Singt und Spielt» 60.Jahrg. Heft 2, 1993

Publikationen

TA/Mu: L. Witzig «Volkstänze der Schweiz II» Hug & Co., Zürich, 1950
TA: DPS; Suisse alémanique, 1ère série, trad. L. Louradour, STV 1961
TA/Mu: VTS/DPS, «Innerschweizer Tänze», Serie 110, Blatt 115, STV 1972, korr. Nachdruck 1983
TA/Mu: Martin Wey u.a. «Tanzchuchi», Zytglogge, Bern 1981
Mu: Peter Gmünder «Schweizer Volkstänze» Band 1 (Selbstverlag)
TA: Annelis Aenis «Alte Schweizer Tänze» (Selbstverlag)

Verwendete Abkürzungen (Abréviations)

STV	Schweizerische Trachtenvereinigung (<i>Fédération nationale des costumes suisses FNCS</i>)
ASV	Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise (<i>Cercles suisses de danse populaire</i>)
ACCV	<i>Association cantonale du costume vaudois</i>
FFCC	<i>Fédération Fribourgeoise du Costume et des coutumes</i>
BVTH	Bernische Vereinigung für Tracht und Heimat
AGVA	Arbeitsgruppe Volkstanzarchiv (<i>Groupe de travail «Archives de danse populaires»</i>)

VTS	Volkstänze der Schweiz (<i>Danses populaires suisses</i>)
DPS	<i>Danses populaires suisses</i> (Volkstänze der Schweiz)

NI.	Nachlass (<i>Héritage / Succession</i>)
TA	Tanzanleitung (<i>Description de danse</i>)
Mu	Musiknoten (<i>Partition musicale</i>)
EB	Einzelblatt (<i>Feuille individuel</i>)
TL	Tanzleiterin/Tanzleiter (<i>Monitrice / moniteur de danse</i>)

ST	Die Schweizer Tracht (<i>Le costume suisse</i>)
HL	Heimatleben (<i>Costumes et Coutumes CC</i>)
MB	Mitteilungsblatt STV (<i>Bulletin d'information de la FNCS</i>)
TB	Tracht und Brauch (<i>Costumes et coutumes</i>)

LP	grosse Schallplatte (<i>Disque grand format</i>)
EP	kleine Schallplatte (<i>Disque petit format</i>)

MC Musikkassette (K7)

CD Compact Disk

CAS *Cassette*

M Musik (*Musique*)

T Tanz (*Danse*)

VT *Volkstanz*

VTI *Volkstanzinventar*

IDP *Inventaire des danses populaires* } *2000*

UNESCO =

EDV =

Nr.17

Croisée, La

Chorégraphie

<i>Lieu/Région</i>	Salvan (Val de Trient), VS		
<i>Origine</i>	Überliefert	<i>Genre</i>	Galopp
<i>Type</i>	Paartanz	<i>Formation</i>	im Viereck

Recueil:

Découvert

Garant Albert Gos

Notation par Pierre Bordier

Date de Notation 1941

Archives NI, L.Witzig 7 - 6a / Notizen 7 - 6b
(Briefe A. Gos - P. Bordier vom 13.12.1940 & 19.2.1941)

Création:

Chorégraphie

Date de Création

Musique

Titre

Rythme 2/4

Origine überliefert

Recueil:

Découvert Salvan

Garant Albert Gos

Notation par Albert Gos

Date de Notation

Archives

Création:

Composition

Date de création

Texte de chant

Enregistrement EP Columbia/Jecklin SEVZ 607 - EP EMI/Columbia 016-33510 - LP
048-76142 «Dances valaisannes», Musique du Vieux Champéry
LP: ZYT 233; CD: ZYT 4233 «Tanzchuchi»
LP Ex Libris EL 12487 - Cas 8513 «Stubete» Adliswiler Stubemusig, 1983

Iconographie

Littérature

Remarques

Vergleiche:

- La Sismorienne (Salvan)
- La Massacrante (Champéry)
- La Crolx (Grimentz)

Publications

TA/Mu: P. Bordier «Dances populaires Suisses», série 4, 1944
TA/Mu: Recueil ACCV, 1962
TA/Mu: DPS/VTS «Dances valaisannes», série 10, 1966, Neudruck 1984
TA/Mu: «Tanzchuchi», Zytglogge, 1981

Angaben zum Verständnis der beigelegten Beispiele

«andere Namen» manchmal sind Tänze unter mehreren Namen bekannt, während vielen Jahren hat man Tanznamen für andere Sprachregionen übersetzt.

Tanz:

«Ort/Gegend» Hier folgen Angaben **nur für überlieferte Tänze**, z.B. Baselbiet oder Salvan.
«Entstehung» überliefert; andernfalls leer
«Typ» Paartanz, Dreiertanz, Mädchentanz, Burschentanz, Kindertanz, Brauchtumstanz, Reigen, Coraule, Singtanz
«Gattung» Walzer, Mazurka, Polka, Schottisch, Kreuzpolka, Montferrine, Marsch
«Formation» Kreis, Linie, 2 Reihen, 2 Paare einander gegenüber, Kolonnen, Viereck, frei im Raum
«aufgefunden» geographische Ortsangabe
«Gewährsperson» Personenangabe für das Vorzeigen
«Aufgezeichnet» Personenangabe für die Aufzeichnung
«Archiv» Wo befindet sich die Originalaufzeichnung, z.B. Nachlass L. Witzig 7-6c
«Choreographie» Für neu geschaffene Tänze: Personenangabe des Choreographen

Musik:

«Titel» Wird nur erwähnt, wenn er vom Tanznamen abweicht
«Rhythmus» Taktangabe, z.B. $\frac{3}{4}$ oder $\frac{6}{8}$
«Entstehung» überliefert; andernfalls leer
«aufgefunden» geographische Ortsangabe
«Gewährsperson» Personenangabe: Wer hat die Musik gespielt, oder wer besaß das Notenbüchlein?
«Aufgezeichnet» Wer hat die Musik seinerzeit aufgeschrieben, z. B. Alfred Stern
«Komposition» Für neue Melodien: wer hat sie komponiert?
«Liedtext» Oft wurde zu den alten Tanzmelodien auch noch Verse gesungen. Manchmal ist auch ein Tanz auf ein Lied entstanden.
«Tonträger» Schallplattennummern, Kassettennummern oder CD-Nummern.

Tanz und Musik betreffend:

«Ikonographie» Fotos die veröffentlicht wurden oder in einem Archiv sind. Bilder, Lithographien usw. Filme, Video, TV-Sendungen ...
«Literatur» Angaben über Artikel in einer Zeitschrift oder in einem Buch die diesen Tanz betreffen, z.B. Gotthelf, wenn er etwas über den «Languus» schreibt, oder Albert Gos, wenn er in seinen Erinnerungen vom «Ziberli» schreibt.
«Bemerkungen» Zur Entstehung des Tanzes, oder der Musik. Zum Namen, Widmung. Bei welcher Gelegenheit entstanden. Querverweise.
«Publikationen» **TA** für Tanzanleitung, **Mu** für Musiknoten, **EB** für Einzelblatt

Personenregister

Um die Datenbank «Volkstanz» zu entlasten, wird eine Personendatei separat geführt. Es werden nur Personen aufgenommen, die irgendwo in der Datenbank «Volkstanz» erwähnt sind.

«Funktion» Angaben über Tätigkeiten im Rahmen des Volkstanzes. z.B. Kantonaltanzleiter SG, Klarinettist der Gruppe «Gätzi-Musik», oder auch Ehrenmitglied STV, oder Mitglied Volkstanzkommission, ... Bürgerlicher Beruf
«Publikationen» Aufsätze, Artikel usw. in Zeitschriften und Büchern, den Volkstanz betreffend
«M/T» **M** für Musik, **T** für Tanz, **leer** für andere Persönlichkeiten, z.B. Textdichter
Einige Personen erscheinen mit zwei Buchstaben.

Nr.214

Hinggi

Boiteux, Le

Choreographie

Ort/Gegend			
Entstehung		Gattung	Schottisch
Typ	Dreiertanz	Formation	im Kreis

Aufzeichnung:

Aufgefunden

Gewährsperson

Aufgezeichnet von

Aufzeichnungsdatum

Archiv

Neuschöpfung

Choreographie Annelis Aenis
Entstehungsdatum 1965

Musik

Titel Dä gaht i d Bei
Art 2/4

Entstehung

Aufzeichnung:

Aufgefunden

Gewährsperson

Aufgezeichnet von

Aufzeichnungsdatum

Archiv

Neuschöpfung

Komposition Josias Jenni
Entstehungsdatum

Liedtext

Tonträger

Amadeo SVRS EP 17112 «Schweizer Volksmusik»
EMI/Columbia EP 016-33557 und LP 048 76145 «Unspunnetänze 1968»,
Ländlerkapelle «Zoge-n-am Boge»

Ikonographie

Fernsehsendung 1966 / Aufgeführt von der Basler Volkstanzgruppe

Literatur

Bemerkungen

Tanz aus der «Suite Bâloise»
Auf Aufforderung der STV für das Schweiz. Trachten- und Alphirtenfest
(Unspunnenfest) 1968 in Unspunnen-Interlaken eingereicht.
Idee mit einem verletzten Fuss entstanden...

Publikationen TA/Mu: VTS/DPS «Unspunnetänze 1968», Serie 90, 1970, Nachdruck
1985
TA: EB A. Aenis, Volkstanz-Zentrum Basel

Informations pour la compréhension des exemples annexés.

Autres noms Parfois une danse est connue sous plusieurs noms. Pendant de nombreuses années on a traduit le nom de danses d'autres régions linguistiques.

Danse:

Lieu/origine **Seulement** pour les **danses traditionnelles** p.ex. Région de Bâle, ou Salvan.
Origine Traditionnelle; sinon laissé libre.
Type Danse en couple, danse à trois, danse de filles, de garçons, danse d'enfants, danse de coutume, ronde, coraule.
Genre Valse, Mazurka, Polka, Schottisch, Polka piquée, Montferrine, Marche.
Formation Cercle, ligne, 2 rangs, 2 couples face à face, colonnes, carré, libre dans l'espace, ...
Découvert Lieu géographique.
Garant Personne qui a montré la danse.
Notation par Personne qui a, en son temps, rédigé la description.
Archives Lieu où se trouve la description originale, p.ex. succession L.Witzig 7-6c
Chorégraphie Pour les danses nouvellement créées: le nom du chorégraphe.

Musique:

Titre Le titre n'est indiqué que s'il diffère du nom de la danse.
Rythme Indication de la mesure, p.ex. 3/4 ou 6/8.
Origine Traditionnelle, sinon laissé libre.
Découvert Lieu géographique.
Garant Personne qui a joué la musique ou qui possédait le cahier de notes.
Notation par Personne qui a, en son temps, noté la musique, p.ex. Alfred Stern.
Composition Pour les nouvelles mélodies, qui l'a composée ?
Texte de chant Sur les anciennes mélodies de danse l'on chantait souvent des couplets.
Parfois une danse a été créée sur un chant.
Enregistrement Numéro de disque, numéro de K7 ou de CD.

Concernant musique et danse:

Iconographie Photos qui ont été publiées ou qui se trouvent dans des archives.
Illustrations, lithographies etc., films, vidéos, émissions de TV ...
Littérature Renseignements sur des articles de journaux, de revues ou de livres concernant cette danse, p. ex. Gotthelf lorsqu'il écrit sur le "Languus" ou Albert Gos lorsqu'il évoque le "Ziberli" dans ses mémoires.
Remarques Concernant l'origine de la danse ou de la musique, sur le nom, dédié à qui, créée à quelle occasion. Références et renvois.
Publications **TA** = description de danse, **MU** = partition musicale, **EB** = feuille séparée.

Registre des personnes

Pour télécharger la banque de données "Danse populaire", il existe un registre à part pour les données de personnes. Seules les personnes figurant dans la banque "Danse populaire" y sont enregistrées.

Fonction Renseignements sur les activités dans le cadre de la danse populaire, p.ex. moniteur cantonal VD, clarinetiste de l'orchestre "Écho du Vanil", ou aussi membre d'honneur de la FNCS ou membre de la commission de danse populaire, ... profession civile.
Publications Exposés, articles etc. sur la danse populaire publiés dans des revues, livres, etc.
M/T **M** = Musique, **T** = Danse, **vide** = autres personnalités, p.ex. parolier.
Quelques personnes apparaissent avec deux lettres.

Nr.250

Jacques de Courtion

Dzâtÿe dè Courtyon

Enregistrement AF 17-315030 «Chants et danses du Pays de Fribourg» Choeur: Lè Tzerdijnolè de Treyvaux

Chorégraphie

Lieu/Région			
Origine		Genre	Polka
Type	Corale fribourgeoise	Formation	Im Kreis

Iconographie

Recueil:

Découvert

Garant

Notation par

Date de Notation

Archives STV Nl. L. Witzlg: VT 1.32 ; 7-7a/b ; 7.7.1a

Création:

Chorégraphie Jo Baeriswyl

Date de Création 1969

Musique

Titre

Rythme 2/4

Origine überliefert

Remarques Joh. Rudolf Wyss sagt im Vorwort zu «Schweizer Kùhreihen», dass Herr F. Kuenlin von Freiburg drei «Coraulas» belgesteuert habe.

Recueil:

Découvert

Garant

Notation par F. Kuenlin

Date de Notation 1828

Archives FFCC: Satz für Bläser

Création:

Composition

Date de création

Texte de chant

1. Celui que mon coeur aime, c'est Jacques de Courtion,
Il a des culottes rouges, un si joll bredzon.
Chantons, rions, dansons, voici la bénichon!
2. Il me mène à l'auberge, un jour de bénichon,
Puis à danser m'invite, ensemble sur le pont.
Chantons, rions, dansons, voici la bénichon!
3. A la première danse, je perds mon cotillon
Mon père me ramène, à grands coups de bâton.
Chantons, rions, dansons, voici la bénichon!
4. Vers la maison m'entraîne, sans mon beau cotillon,
Quand vous dansez, mesdames, attachez vos jupons.
Chantons, rions, dansons, voici la bénichon!

Publications

TA: EB FFCC, 1784 Courtepin
TA/Mu: VTS/DPS «Danses du Pays de Fribourg», Serie 170, STV 1978
Mu: J. Reichlen: «La Gruyère illustrée, Chants et Coraulas de la Gruyère» 1898
Mu: J. Reichlen: «La Gruyère illustrée, Corale recueillie» 1903
Mu: «Chansons populaires Suisses - Schweizer Liedblätter», Nr. 39 mit Satz von A. Stern, Hug & Co., Zürich
Mu: «Schweizer Kùhreihen und Volkslieder» Rundgesang des Cantons Fryburg, Nr. 2, S. 86, hsg. von Rudolf Wyss, Bern 1826. Reprint im Atlantis-Verlag, Zürich 1979

Titel
Name Stern-Müller
Vorname Klara
Strasse Nägelistrasse 12
PLZ Ort 8044 Zürich
Telephon 01 / 251 38 55
Lebensdaten 1901 -

Tanz/Musik T

Funktionen

Choreographie
 Ehrenmitglied ASV und VTK Zürich
 Gründerin VTK Zürich
 Volkstanzpionierin
 Volkstanzkommission STV 1962
 Kindertanz
 Arbeitsgruppe Volkstanzinventar
 Autorin VT-Literatur

Publikationen

«Springt im Ring» Gesellige Tänze, Verlag Paul Haupt,
 Bern 1957 (Hochwächter- Bücherei Band 30)
 Herausgeberin von VT-Heften, Kinderliederbüchern,
 Singheften u.a..
 «Sing und Spring», Haupt, Bern 1947 und 1977 (1994
 bei M. Wey, Stettlen)
 «Tanzt mit uns», Haupt, Bern 1952
 «Tanzt mit euren Kindern» HL 1 1947
 «Die Schweizer Volkstanzkreise» HL 1 1957
 «Cantiamo e giochiamo», Sauerländer 1993

Titel Dr. sc. nat.
Name Wydler
Vorname Emil
Strasse
PLZ Ort Seengen Boniswil
Telephon
Lebensdaten 1908 - 1985

Tanz/Musik M

Funktionen

Komposition
 Sammler von Volksmusik-Melodien
 Klarinettist und Leiter der Ländlerkapelle «Zoge-n-am
 Boge»
 Vorträge und Kurse mit Tondokumentation über VT-Musik
 Ratgeber für Jungmusikanten
 Apotheker

Publikationen

«Volkstanzmusik» HL 3/4 1945
 «Volkstanzmusik in der Schweiz» HL 2 1975

Aufruf zur Mitarbeit

Das Inventar ist dann für alle interessant, wenn es möglichst umfassend und vollständig ist. Allen Choreographen wurden 1995 die Ausdrücke mit der Bitte um Korrekturen und Ergänzungen zugeschickt. Es ist aber möglich, dass noch weitere Personen Tänze geschaffen haben die uns nicht bekannt sind.

Aus diesem Grunde rufen wir alle zur aktiven Mitarbeit auf. Wir sind darauf angewiesen, dass neue Tänze umgehend gemeldet werden.

Computerausdrucke

Zu den Tänzen und Personen können Computerausdrucke angefordert werden. Die Datenbank ist so angelegt, dass nicht nur nach Titeln, sondern z.B. auch nach Choreographen, Orten, Tanzgattungen, Jahren, usw. gesucht werden kann. Verwenden Sie dazu bitte den anliegenden Bestellschein.

Preis: Ein ausgedrucktes A4-Blatt kostet Fr. 2.-
(Mengenrabatt ab 5 Blättern)
zuzüglich Versandkosten.

Bestellungen von Computerausdrucken:

✉ Martin Wey, Grabenweg 6, 3066 Stettlen
Tel und Fax: 031/931 12 13



Bestellung von Computerausdrucken

Ich bestelle hiermit Ausdrücke folgender Tanztitel / Personen:

Name/Nom: _____

Strasse/rue: _____

Datum/Date: _____

Appel à la collaboration

L'inventaire est intéressant pour chacun lorsqu'il devient aussi complet que possible. En 1995, tous les chorégraphes ont reçu les fiches d'ordinateur pour corrections et informations complémentaires. Mais il est possible que d'autres personnes aient créé des danses dont nous n'avons pas connaissance.

Nous lançons donc à chacun un appel à la collaboration. Il est important que les nouvelles danses nous soient annoncées au plus tôt.

Extraits d'ordinateur

Des fiches d'ordinateur de danses et de personnes peuvent être commandées. La banque de données permet de faire une recherche non seulement selon les titres mais aussi p.ex. selon les chorégraphes, les lieux, les genres de danse, les années, etc. Veuillez utiliser le coupon de commande annexé.

Prix: Une fiche imprimée format A4 coûte Fr. 2.-
(Rabais de quantité dès 5 fiches)
plus frais de port.

Commande d'extraits d'ordinateur à:

✉ Martin Wey, Grabenweg 6, 3066 Stettlen
Tél. et fax: 031/931 12 13

Commande d'extraits d'ordinateur

Je commande les titres de danse / personnes suivants:

Vorname/prénom: _____

PLZ: _____ Ort: _____
NP: _____ Lieu: _____

Unterschrift/Signature: _____

Aperçu historique

Le groupe de travail INVENTAIRE DES DANSES POPULAIRES a été constitué en 1986 à l'initiative de la Commission nationale suisse pour l'UNESCO.

Après 10 ans de collectage, l'inventaire d'ordinateur comprend plus de 1000 danses populaires suisses avec des informations sur l'origine, la chorégraphie, la musique, les enregistrements, etc. L'inventaire ne contient pas de partitions musicales ni de descriptions de danse. Un registre des personnes complète cet inventaire.

Les membres du groupe de travail:

Annelis Aenis, Karl Klenk, Cyrill Renz, Lotti Schürch, Klara Stern, Martin Wey (président).

Appel à la collaboration

L'inventaire est intéressant pour chacun lorsqu'il devient aussi complet que possible. En 1995, tous les chorégraphes ont reçu les fiches d'ordinateur pour corrections et informations complémentaires. Mais il est possible que d'autres personnes aient créé des danses dont nous n'avons pas connaissance.


Nous lançons donc à chacun un appel à la collaboration. Il est important que les nouvelles danses nous soient annoncées au plus tôt.

Extraits d'ordinateur

Des fiches d'ordinateur de danses et de personnes peuvent être commandées. La banque de données permet de faire une recherche selon les titres mais également selon les chorégraphes, les lieux, les genres de danse, les années, etc. Veuillez utiliser le coupon de commande annexé.

Prix: Une fiche imprimée format A4 coûte Fr. 2.-
(Rabais de quantité dès 5 fiches)
plus frais de port.

Commande de fiches d'ordinateur:

 Martin Wey, Grabenweg 6, 3066 Stettlen
Tél. et fax: 031/931 12 13

VOLKSTANZINVENTAR DER SCHWEIZ INVENTAIRE SUISSE DES DANSES POPULAIRES

Überlieferte Volkstänze
Danses populaires traditionnelles

Neuschöpfungen
Nouvelles créations

Brauchtumstänze
Danses folkloriques

Zur Geschichte

Auf Anregung der Schweizerischen UNESCO-Kommission wurde 1986 die Arbeitsgruppe VOLKSTANZINVENTAR gebildet.

Nach 10-jähriger Sammelarbeit umfasst das EDV-Inventar heute mehr als 1000 Schweizer Volkstänze mit Angaben über Entstehung, Choreograph, Musik, Tonträger, Tanzanleitung, usw. Das Inventar enthält weder Musiknoten noch Tanzbeschreibungen. Ein Personenregister mit biographischen Informationen ergänzt das Volkstanzinventar.

Mitglieder der Arbeitsgruppe:

Annelis Aenis, Karl Klenk, Cyrill Renz, Lotti Schürch, Klara Stern, Martin Wey (Präsident).

Aufruf zur Mitarbeit

Das Inventar ist dann für alle interessant, wenn es möglichst umfassend und vollständig ist. Allen Choreographen wurden 1995 die Ausdrücke mit der Bitte um Korrekturen und Ergänzungen zugeschickt. Es ist aber möglich, dass noch weitere Personen Tänze geschaffen haben die uns nicht bekannt sind.


Aus diesem Grunde rufen wir alle zur aktiven Mitarbeit auf. Wir sind darauf angewiesen, dass neue Tänze umgehend gemeldet werden.

Computerausdrucke

Zu den Tänzen und Personen können Computerausdrucke angefordert werden. Die Datenbank ist so angelegt, dass nicht nur nach Titeln, sondern z.B. auch nach Choreographen, Orten, Tanzgattungen, Jahren, usw. gesucht werden kann. Verwenden Sie dazu bitte den anliegenden Bestellschein.

Preis: Ein ausgedrucktes A4-Blatt kostet Fr. 2.- (Mengenrabatt ab 5 Blättern) zuzüglich Versandkosten.

Bestellung von Computerausdrucken an:

 Martin Wey, Grabenweg 6, 3066 Stettlen
Tel und Fax: 031/931 12 13

**Bestellung von Computerausdrucken
Commande d'extraits d'ordinateur**

Ich bestelle Ausdrücke folgender Tanztitel / Personen:
Je commande les titres de danse/ personnes suivantes:

.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....

Name, Vorname:
Nom, prénom:

Strasse, rue:

PLZ: Ort:
NP: *Lieu:*

Datum: Unterschrift:
Date: *Signature:*

Karl Klenk, Holzmatt 15,
CH 8953 Dietikon-ZH

Dietikon, den 19. Mai 1996

An „**Zeitlupe**“, Redaktion,:
Schulhausstr. 55
Postfach 642
8027 Zürich.

Sehr geehrte Damen und Herren.

In der „Zeitlupe“ vom Mai 1996, Nr.5, lese ich unter „Agenda“,
(Seite 67):

*Dietikon. Di. 14.30h: Tanz und Unterhaltung (Restaurant
Heimat)“.*

Dies ist offenbar ein Privatinserat des Wirts.

Darf ich Sie hiemit höflich bitten, unter dem gleichen Stichwort
„Dietikon“ auch den mehr offiziellen **Pro-Senectute-Volkstanz** anzuzeigen,
ev. mit dem folgenden Text:

*„Dietikon: Volkstanz für Seniorinnen und Senioren
(und solche Leute, die dies gerne werden möchten) jeden Montag
13.45h im Alters- und Gesundheitszentrum“.*

Herzlichen Dank und recht freundliche Grüsse

Dietikon, 18. Juni 1996

Sehr geehrte Damen und Herren.

In der „Zeitlupe“ vom Juni 1996, Nr. 6/7, druckten Sie unter
„Agenda“ (Seite 66) nochmals genau den gleichen Text wie im Monat zuvor.
Was muss ich unternehmen, dass künftig auch der von mir vorgeschlagene
Text (siehe oben, rot unterstrichen) berücksichtigt wird?

Mit freundlichen Grüssen

*Seither wird unsere Anzeige abgedruckt und
ich bedanke mich.*

K. K. 9.9.96.

Karl Klenk, Holzmatt 15,
CH -8953 Dietikon-Zürich.
Tel. 01/740 86 87 (Wenn zu Hause nicht erreichbar,
dann vielleicht im Ortsmuseum: Tel. 01/ 740 48 54).

Dietikon, den 14. Oktober 1996.

**Liebe „Punts“- Redaktion.
Sehr geehrte Damen und Herren.**

Zu „Punts“, Annada 3, numer 29, pagina 13: „**Pertge betg rumantsch
grischun en scola?**“

Ich stimme zu! Sie sind auf dem einzig richtigen Weg: Jeder soll seine eigene romanische Mundart sprechen und auch sorgfältig pflegen, aber geschrieben und gedruckt werden soll vor allem **ROMANTSCH GRISCHUN**.

Die Schweiz kennt vier Landessprachen: **Deutsch, Französisch, Italienisch** und **Romanisch**. Meine eigene Muttersprache ist „**Züritüütsch**“. In der Volksschule musste ich **Hochdeutsch** und **Französisch** lernen. In der Universität und vor allem im Aktivdienst 1939 bis 1945 lernte ich noch **Italienisch** dazu - mein Militärdienst fand vor allem im Tessin statt - und nun lerne ich noch **Romanisch**, obwohl ich niemanden im romanischen Gebiet kenne. Ich lerne diese vierte Landessprache, weil ich ein stolzer Schweizer bin und auch von dieser Sprache ein wenig etwas verstehen möchte, also aus rein „folkloristischen“ Gründen.

Versetzen Sie sich nun einmal in meine Situation! Um Ihre interessante Zeitschrift „Punts“ lesen zu können, muss ich fünf sehr stark verschiedene romanische Sprachen erlernen und auseinanderhalten. Das ist etwas viel verlangt von einem Unterländer. Ich benötige beständig drei dicke Wörterbücher und ganz unverhältnismässig viel Zeit, um einen Beitrag zu studieren. Da bin ich geradezu glücklich, wenn ich auf einen Text in RG treffe, denn diesen kann ich mehr oder weniger mühelos lesen.

Ich bin, wie alle Leute, die Zeitungen und Zeitschriften Graubündens lesen möchten, sehr dafür, dass ein immer grösser werdender Teil der Texte in RG abgefasst wird. Daneben können alle andern romanischen Sprachen unverändert in Reinkultur (wie z.B auch unsere deutschschweizerischen Mundarten neben dem Zeitungs-Hochdeutsch) weiterbestehen. Ich gratuliere „Punts“ zur erfreulichen Initiative.

Wenn jede romanische Zeitung auch Beiträge in RG berücksichtigt, dann steigt das Interesse der Unterländer und der Feriengäste an den romanischen Zeitungen. Bisher ist „Punts“ die einzige Zeitschrift, die ein Nichtromane wenigstens teilweise ohne allzugrosse Schwierigkeiten lesen kann.

Herzliche Grüsse

«Hier ist es ganz, ganz schön»

Das Hilfswerk Kovive vermittelte diesen Sommer 1300 Kindern aus sozial benachteiligten Familien in ganz Europa Erholungsferien in der Schweiz. Marcel Schwab aus Wuppertal war bereits zum siebten Mal bei den Dietikern Hilly und Dieter Meier-Oechslin zu Gast. Hilly Meier vertritt das Hilfswerk als Regionalleiterin Zürich-West.

VON FLAVIO FUOLI

Marcel Schwab ist ein intelligenter Bursche, hat ein feines Gesicht mit wachen Augen. Zwölf Jahre alt ist er. Was er über seine Ferien denke, wollte das LT wissen. «Hier isches ganz, ganz schön», sagte er in fast perfektem Dialekt. Denn er weilt schon zum siebten Mal bei Familie Meier-Oechslin in der Schweiz. Er kommt aus dem Ruhrgebiet, aus Wuppertal, aus einer wenig einladenden Gegend: «Bi uns hät's vill meh Dräck, sind d'Strasse verschmutzt – ä halbi Müllkippe.»

Das Schwärmerische an der Aussage über die Schweiz ist nachvollziehbar, wenn man weiss, dass er eines der 1300 Kinder ist, die jährlich auf Vermittlung des Hilfswerks Kovive (siehe Kasten) in die Schweiz kommen. Es sind Kinder unterprivilegierter Familien aus Ballungsgebieten inmitten Europas. Für Hilly Meier, die selber drei Kinder hat, hat die Aufnahme eines Ferienkindes Tradition: Sie ist schon die sechste in der Verwandtschaft, die sich hier engagiert.

Einmal zusammen essen pro Tag

Einfach so kommt man aber nicht zu einem Ferienkind. Wichtig sind aber weder besondere erzieherische Fähigkeiten, noch das Vorhandensein von viel Geld, noch muss man den Kindern viel bieten können. «Es reicht, ein Familienleben zu haben und einmal pro Tag zusammen am Tisch zu essen», umschreibt Hilly Meier die Anforderung.



Hilly Meier-Oechslin mit Gastkind Marcel Schwab: «Ein Familienleben bieten.»

FOTO: FUO

Holz mattstr. 14
reicht, ihnen zu zeigen, dass Essen nicht nur aus Pommes-Chips und Popcorn besteht, oder dass es Zahnbürsten gibt.»

Platz zum bewegen

Zwischendurch kommt Marcel an den Tisch, hört aufmerksam zu. Hin und wieder wird er gebeten, etwas für seine drei kleineren «Gastgeschwister» zu tun, was er ohne Murren ausführt. «Er ist ein unproblematisches Kind», weiss Hilly Meier zu erzählen, «das einzige was er braucht, ist Platz, um sich draussen bewegen zu können.»

Ein Kind, das Bewegung braucht, plazierte man nicht in Spreitenbach im 14. Stock. Es sei früher vorgekommen, dass Kinder von brutalen Alkoholikern in Panik geraten seien, als der Gastvater eine Flasche Bier öffnete; oder sexuell missbrauchte Kinder weigerten sich, ins Badezimmer zu kommen. Als besonders problematisch gelten die Kinder aus dem Münchner Elendsviertel Hasenberg-Nord, welche «der untersten der untersten Schichten angehören», wie Hilly Meier sagt. Diese Kinder seien total abgestumpft und geistig wie körperlich zurückgeblieben.

wenn die nahe Bekanntschaft das Kind in gutgemeinter Spendierlaune mit Geld eindeckt. «Innert drei Tagen hatte er 70 Franken erhalten. Da musste ich einen Riegel schieben.» Viele Kinder kommen aus Familien, die nicht dem herkömmlichen Bild von Armut entsprechen. Denn dort seien Konsumgüter wie Autos, Fernseher und Videos vorhanden, doch könnten die Eltern mit dem Geld nicht umgehen. Soziale Verwahrlosung nennt man das.

Hilly Meier hat ein gutes Verhältnis zu ihrem Gastkind: «Man gewöhnt sich schon aneinander.» Sie hat ihn auch

misslichen Situation. Die Dietikerin hatte ein zwiespältiges Gefühl aus dem Ruhrgebiet mit nach Hause genommen. Sie ist deswegen froh über die grosse Distanz, die die beiden Familien trennt.

Langer Erholungswert

Marcel traf vorgestern, als er die Rückreise antrat, am Sammelbahnhof in Basel seine grössere Schwester und den kleineren Bruder, die ebenfalls in den Ferien waren. Zuhause wird er über die Ferienwoche in Flims, über die Kollegen, mit denen er gespielt hatte und über das Geissenfüttern in Meiers Garten erzählen.

Und Marcel hat sich zudem vorgenommen für die Schule zu lernen, sein Zimmer mit dem Vater umzubauen und die Geschenke zu verteilen, die er nach Hause bringt: Die selbstgemachte Gonfi oder die Schokolade für die Geschwister.

Hilly Meier-Oechslin weiss von einer Langzeitstudie, die über Ferienkinder gemacht wurde: «Im Durchschnitt können die Kinder acht Monate von ihrem Erholungsurlaub profitieren. Das heisst, sie sind erholt und positiver eingestellt.»

Kovive

Tätigkeiten

(fuo) Das Hilfswerk Kovive wurde 1954 unter dem Namen «Aktion im Dienste des Bruders» von einer Gruppe junger Männer gegründet. 1986 folgte die Umbenennung in «Kovive», was auf deutsch «Zusammenleben» bedeutet. Das Hilfswerk hat seit seiner Gründung tausenden von Kindern Ferien in der Schweiz bei Gasteltern oder in Lagern ermöglicht. Kovive unterhält ferner Hilfsprojekte für Langzeitarbeitslose, Suchtgefährdete und andere Be-

Die Senioren-Volkstanzprobe vom Montag, 21. Oktober 1996, im Alters- und Gesundheitszentrum Dietikon, musste ausnahmsweise eine Stunde früher angesetzt werden, damit um 14.30 Uhr im Stadthausaal der vom Seniorenrat organisierte Vortrag über die „**Sicherheit im Alter**“ besucht werden konnte.

Dreimal besuchte ich im Oktober 1996 **Zahnarzt Dr. Aeppli** an der Bahnhofstrasse in Dietikon. Er war auf die Idee gekommen, nun auch mein seit vielen Jahren lückenhaftes oberes Gebiss zu ergänzen, was rund Fr. 3 000.- kosten würde. Die jedesmal etwa zwei Stunden dauernden Zahnarztbesuche fanden am 2., 16. und 30. Oktober statt, und die sofort eintreffende Rechnung belief sich auf Fr. 4 996.60, wovon die Schweizerische Lehrerkrankenkasse Fr. 1 580.- übernahm.

Aufschlussreich war die Lesung des Schriftstellers **Hansjörg Schertenleib** (geb. 1957) im Stadthausaal, Dietikon

Werke: „Somania“, 1977; „Warten“, 1978; „Grip“, (E), 1982; „Die Ferienlandschaft“, 1983; „Die Prozession der Männer“ 1985; „Die Geschwister“, 1988; „Der stumme Gast“, 1989; „Der Antiquar“, 1991; „Das Zimmer der Signora“.

Recht viel **Musik** wird gegen das Jahresende geboten, und zwar auch von den beiden Orchestern, in denen ich mitwirke. Mit der Violinsolistin Gunhild Imhof hatten wir im August 1996 während des Orchesterwochenendes in der Propstei Wislikofen geübt. Doch, ach, sie sagte ihre Mitwirkung aus familiären Gründen eine Woche vor dem schon längst publizierten Konzert in Bergdietikon ab!!! Man stelle sich die bAufregung vor! Doch im allerletzten Moment konnte die temperamentvolle Violinlehrerin Judith Bützberger einspringen. Mit ihr probten wir ein einziges Mal am 26., und das Konzert fand am 27. Oktober 1996 statt, und zwar mit dem Violonkonzert a-moll von J.S.Bach und mit dem Violinkonzert G-Dur von J.Haydn, dessen Sinfonie Nr. 27 in G-Dur wir ebenfalls spielten sowie ein Stück von G.Ph.Telemann.

Dieses Konzert wurde mit ebenso grossem Erfolg am 1. November 1996 in der neuen reformierten Kirche Zürich-Albisrieden wiederholt. Im Alters- und Pflegeheim Zürich-Bachwiesen werden wir am 15. Dezember 1996 spielen, in der neuen reformierten Kirche Zürich-Albisrieden am Weihnachtsabend, 24. Dezember, und in der katholischen Kirche St. Konrad, Zürich, am 25. Der St. Konrad-Chor ist sehr gross und auch leistungsfähig, so dass diesmal ausser „Pueri concinite“ von Johann R. v. Herbeck (1831 bis 1877) auch die ganze „Missa brevis“ In hon.St.Joannis de Deo in B-Dur von Joseph Haydn (1732 bis 1809) aufgeführt werden kann.

Recht fleissig mit Extraproben und Aufführungen ist auch das Seniorenorchester Baden, das von Alfons Meier, Klingnau, geleitet wird. Konzerte fanden statt am

- 5. September im Geriberz-Garten, Wettingen, am
- 20.November in der reformierten Kirche, Nussbaumen, am
- 26.November im Altersheim Ruggacker, Dietikon, und am
- 5. Dezember im Kirchengemeindehaus St. Sebastian, Wettingen.

Professor Heinrich Boxler, Feldmeilen (früher Dietikon), führt auch dieses Jahr in der Volkshochschule Dietikon seinen **Literaturkurs** durch. In den fünf dafür eingesetzten Abenden stellt er die schweizerischen Neuerscheinungen vor. Ausserdem konnte er dieses Jahr Gabrielle Alioth zu einer Lesung und Diskussion gewinnen. Gabrielle Alioth (geb. 1955) lebt mit ihrem Mann, der Journalist und TV-Mitarbeiter des deutschen Fernsehens ist, in Irland. Sie schrieb bes jetzt drei Romane: „Der Narr“, 1990, „Wie ein kostbarer Stein“, 1994, und „Die Arche der Frauen“, 1996. Die drei verschiedenen Frauen wollen im irischen Tal bleiben, die Männer kommen eher schlecht weg.

Mit der Bahn fuhr ich am 2. November 1996 zur STAB-Preisverleihung nach Zürich. (**STAB** = **ST**iftung für **Abend**ländische **B**esinnung). Um zehn Uhr versammelte sich im Zunfthaus zur Meise ein riesiges Publikum. Von einer Schwester oder Cousine der in Dietikon bestens bekannten Alice Seiler wurde ich erkannt und begrüsst. (Alice Seiler war ehemals Wirtin in der nun abgerissenen Wirtschaft beim Bahnhof in Dietikon, wo das Areal für die Autobus- Bahnhofvorfahrt gebraucht wurde). Den Preis (Fr. 50 000.-) bekam dieses Jahr die

Vogelwerte Sempach. Mit Lichtbildern und hochwissenschaftlichen Vorträgen wurde die Tätigkeit der Vogelwarte geschildert. Ein Bläsertrio verschönerte den Anlass mit klassischen Klarinettenvorträgen. STAB-Präsident ist als Nachfolger von Dr. Jenny, Zollikon, Prof. Eduard Stäuble.

Von Zürich aus reiste ich weiter nach Uster, wo die Chronistengruppe, die seinerzeit von meinem Schwager Werner Altorfer ins Leben gerufen worden war, endlich ihre Tätigkeit (nun durch die Initiative Kurt Rufs und des Landesmuseums) wieder aufnahm. Die „**Antiquarische Gesellschaft**“ wünscht von uns eine revidierte Neuauflage des bereits vergriffenen Büchleins über die Einrichtung und Führung von Chronikstuben. Ich benützte die Gelegenheit und lud am Ende der Sitzung die Chronisten auf den 30. November 1996 zur zweiten Sitzung und zur Besichtigung unseres Museums und unseres Archivs nach Dietikon ein.

Der Vorschlag wurde gerne angenommen. Schon am nächsten Tag schickte ich Kurt Ruf Situationspläne zur Erleichterung der Auffindung unseres Ortsmuseums, die er der schriftlichen Einladung an die ortsunkundigen Chronisten beilegte. Obwohl ich selbst seit vielen Jahren keinen Tropfen Kaffee mehr trinke, suchte ich am Samstagmorgen, 30.11.1996, unsere Thermosflasche hervor und braute Kaffee für fünf Personen. Den brachte ich zusammen mit einer Flasche Valserwasser in die Küche des Ortsmuseums und stellte dort auch acht Stück Kuchen (Zwetschgen-, Apfel- und Rhabarberwähe), sowie genügend Halbrahm bereit. Inzwischen war es elf Uhr geworden, und ich besuchte im Foyer unseres Stadthauses die Vernissage unseres neuesten Neujahrsblatts. Es behandelt die Eisenbahngeschichte des Limmattals (150 Jahre Spanischbrötlibahn etc.). Die Autoren wurden einzeln vorgestellt, und jeder erklärte seinen Beitrag.

Kurt Ruf traf als erster zur Chronistensitzung ein. Er war mit der Bahn angereist. Bald folgten auch Dr. Bruno Meier von der Kläuibibliothek in Uster und der Kolege aus Dübendorf. Auf zwei weitere Eingeladene warteten wir vertgeblich. Als auch Herr Dr. Bruno Maier, Dietikon, eingetroffen war, besichtigten wir kurz das Museum in unserer schönen Villa und das Archiv unter der Gewerbeschule. Die anschliessende Sitzung zur Bereinigung des Textes „**Ortsgeschichtliche Dokumentation** - Eine Anleitung zum Aufbau und zur Führung von Chronikstuben“ mit anschliessendem kleinem Imbiss dauerte bis 17 Uhr.

Am Sonntag, 3. November 1996, beim kantonalen **Volkstanz-Leiterkurs** in Aesch tauchte der offizielle Vertreter der Auslandschweizer in Amerika auf, und ich konnte ihm den Anfang meines Aufsatzes über die schweizerischen Volkstanzpioniere überreichen.

Am Sonntagabend, 3. November 1996, spielte ich mit dem Orchester der reformierten Kirchgemeinde Zürich-Albisrieden zur Einleitung ihres Gemeindeabends, an dem das recht anspruchsvolle Schauspiel „**UNSRE KLEINE STADT**“ von *Thornton Wilder* aufgeführt wurde. Regule Schmied, Pfarrerin in Albisrieden, die Tochter des allzufrüh verstorbenen Martin Schmid, spielte die (riesige) Hauptrolle. Regula ist offenbar die Leiterin und Regisseurin der Theatergruppe Albisrieden, die ihr Stück im Verlauf des Monats November 1996 auch noch in Zürich-Friesenberg, Zürich-Sihlfeld und Rapperswil vorführte, insgesamt fünfmal.

Die Handlung ist einfach. Das Leben in einer kleinen amerikanischen Stadt wird geschildert. Das Besondere daran ist, dass der Spielleiter grosse *Rückblenden* einschiebt. Anlässlich der Hochzeit im zweiten Akt wird gezeigt, wie diese Liebe begann. Der dritte Akt spielt 13 Jahre später auf dem Friedhof der kleinen Stadt. Die junge Frau ist gestorben und geht zu den Toten, die auf der Bühne sitzen und dem Begräbnis zusehen. Entgegen der Mahnung der Toten kehrt sie für einen Tag in ihr vergangenes Leben zurück, aber sie hält es nicht aus, mit dem Bewusstsein der Vergänglichkeit der Gegenwart zu leben, und so fügt sie sich in ihr Schicksal, tot zu sein. Das Leben in der kleinen Stadt will sie vergessen und auf ein unbekanntes Neues dahindämmernd warten.

Der Autor Thornton Wilder wurde am 17. April 1897 in Madison (Wisconsin) als Sohn eines Zeitungsverlegers geboren, der als Generalkonsul nach Hongkong und Schanghai ging.

1911-1912 besuchte er eine englische und eine deutsche Missionsschule in China,

1915-1920 amerikanische Colleges und Universitäten.

1920-1921 Archäologische Studien an der amerikanischen Akademie in Rom.

1922-1925 Lehrer für Französisch in Lawrencehill (New Jersey).

1942-1945 Kriegsdienste als Offizier.

1950-1951 Professor an der Harvard-Universität.

Thornton Wilder erhielt für sein umfangreiches literarisches Werk zahlreiche Auszeichnungen, u. a. dreimal den Pulitzer-Preis und 1957 in Frankfurt am Main den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Er starb am 7. Dezember 1975 in Handen, U.S.A.

Am Abend des ersten Donnerstags in jedem Monat findet man mich manchmal bei den **pensionierten Kollegen**, die in irgend einem Gasthaus der Stadt Dietikon zum Abendessen zusammenkommen. Es sind da J.P Teuscher, der lange Zeit sogar vollamtlicher Schulpräsident war, Hs.Zollinger, der Initiant des Treffens, Sepp Hinder, Jean Stauber, Alfred Schlumpf, Heinz Zeller, Hans Clavadetscher, Willy Kohler, Erich Aebi, der viele Jahre in Mettmenstetten wirkte und jetzt noch dort wohnt, sowie die Herren Neuer und Hiltbrand. Als einzige Kollegin erscheint gelegentlich die ehemalige Koch- und Hauswirtschaftslehrerin Gerti Vollenweider, die später bei der Oberbehörde angestellt und als Visitationistin tätig war. Aus gesundheitlichen Gründen konnte Walter Mühlich in den letzten Monaten nicht mehr teilnehmen.

Nach zwei geheimen Extraproben reiste ich mit Dirigent H.-J. Weltin, Regine Jenny, Heiri Rambusek und Louise Appert nachts um 21 Uhr mit Privatautos nach Sellenbüren, wo das Orchestermitglied **Martha Dubs** am Freitag, 8. November 1996, ihren 50sten **Geburtstag** feierte. Auf Ersuchen ihres Ehegatten hatten wir zwei passenden Stücke vorbereitet, eine vierstimmige Sonate von Telemann, in der abwechslungsweise jede Stimme einmal führt und die drei andern begleiten, sowie das lustige Stück eines Komponisten, dessen Namen ich leider vergessen habe. Jede Stimme stellt gut hörbar ein Tier (Huhn, Hahn, Esel) dar. Als wir der im Tennis-Klublokal versammelten Geburtstagsgesellschaft mit unsern Stücken Freude und Spass bereitet hatten, wurden uns die ausgezeichneten Speisen des Weininger Party-Service aufgetragen, wir hörten Schnitzelbankverse und sahen viele Lichtbilder von uns völlig unbekannt Familien. Erst nach Mitternacht kehrte ich heim. Am folgenden Morgen verspürte ich wie schon früher einmal unangenehmen Brechreiz, und mir war so schwindlig, dass ich das Gefühl hatte, alles schwanke und drehe sich. Ich hatte zu viel, zu fett, zu süß und zu spät in der Nacht gegessen. Man konnte doch die vorgesetzten Speisen nicht zurückweisen oder stehen lassen. Dies wäre als unhöflich empfunden worden.

Da ich am Nachmittag des 9. Novembers 1996 an der Sitzung auf dem Herzberg teilnehmen musste, beschloss ich, den ganzen Tag zu fasten, und siehe da, am Abend war alles wieder gut.

Dreimal innert kurzer Zeit wurde ich geehrt, bekam Blumen und Geschenke. Diese Serie von Ehrungen begann am 9. November 1996 auf dem Herzberg, wo die jedes Jahr im Herbst mit Sitzung und Tanzprobe stattfindende Tagung der „*Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise*“ durchgeführt wurde. Da aber auf dem Herzberg der Platz zum Tanzen beschränkt ist, wurden für den Sonntag, 10. November 1996, in der Aarauer Kantonsschule zwei grosse Turnhallen gemietet, in denen das „*Vierzig-Jahr-Jubiläum*“ mit vielen Tänzen aus der Schweiz und aus dem Ausland gefeiert werden konnte.

Für die Festschrift hatte ich den Text auf einer Diskette sowie einige Fotos geliefert. Nie aber wurde die Sache mit mir diskutiert. Ich hätte nämlich gerne Ergänzungen, Anträge zu Abänderungen etc. bekommen, um so den Inhalt mit der Hilfe anderer noch zu verbessern.

Selbst an der Sitzung bekam ich mein nun gedruckt vorliegendes Werk nicht zu Gesicht. Der Vereinspräsident Andreas Schöne, der die Gestaltung und den Druck des Büchleins besorgt hatte, verstand es, die Spannung gewaltig zu steigern. Er hielt das Werk bis zum späten Abend zurück. Dann aber in der Tanzpause schilderte er den Zweck und die Zukunft der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise und stellte auch die Rückschau haltende Jubiläumsschrift vor. Jeder anwesende Tanzleiter und jeder Vertreter eines schweizerischen Volkstanzkreises bekam ein Exemplar meines „Werks“, ich ausserdem einen riesigen Blumenstrauß und von Franziska Heuss ein Paar selbstgestrickte Handschuhe.

Zum Jubiläumsfest in Aarau waren alle Volkstänzerinnen und Volkstänzer der ASV-Tanzkreise eingeladen, wie zu einem Frühlingstreffen. Doch, man hatte vorher nichts Neues

erlernen müssen. Es wurden lauter wohlbekannte Volkstänze getanzt, und zwar in der einen Turnhalle nur schweizerische, in der andern nur ausländische. Wer vormittags bei den Ausländertänzen war, fuhr nachmittags in der andern Halle mit den Schweizertänzen fort und umgekehrt. Das **ASV-Prinzip 50% schweizerische und 50% ausländische Tänze** wurde so anschaulich dargestellt und allen bewusst gemacht.

Am Mittwoch darauf, am 13. November 1996, bekam ich den zweiten Blumenstrauss. Im Schulhaus „Petermoos“, Buchs-ZH, durfte ich den Tanzleiterinnen und Tanzleitern des kantonal-zürcherischen Trachtenverbands die „**Quadrille des Lanciers**“ beibringen. Diese Aktion begann zwar mit mehreren bedauerlichen Missgeschicken. Als ich in der Turnhalle meine Mappe öffnete, stellte ich mit Schrecken fest, dass ich sowohl meine sorgfältig bereitgelegten Turnschuhe, als auch die beiden Musikkassetten zu Hause gelassen hatte. Doch zum Glück konnten Hans-Jörg Huber und Rosemarie Müller in der nahen Gärtnerei die benötigte Tanzmusik von einer Grammophonplatte auf ein Tonband überspielen. In der Zwischenzeit übten wir Heidi Wollmanns „Meiestützi“ und hatten anschliessend noch genügend Zeit, um alle Touren der Quadrille gründlich durchzunehmen, was offensichtlich allen Beteiligten Freude machte.

Schon am nächsten Tag, in der **Vorstands-Sitzung** des Gemeindestubenvereins Dietikon, bekam ich von Herrn Pfarrer Uwe Keiser den dritten Blumenstrauss. Ich hatte schon vor einem Jahr auf die nächste Generalversammlung meinen endgültigen Rücktritt als Aktuar des Vereins angekündigt. Da ich seit 1934 dem Verein angehöre, wollte man mein langes Ausharren und Mitwirken anerkennend ehren.

Einen Blumenstrauss schenkte ich den Nachbarn, die bei meiner Abwesenheit meinen Briefkasten leeren. Den zweiten brachte ich meiner „**Patentochter**“ **Eva Manz-Leuthold**, denn ich war von ihr auf den Sonntagabend, 17. November 1996, 17 Uhr, zum Nachtessen eingeladen. Ausserdem brachte ich ihr von meinem Rebstock die letzten Trauben. Dieser dankbare Stock an meiner Hausecke schenkte mir dieses Jahr 63 schöne, süsse Trauben. Die einzelnen Beeren meiner Sorte „General Foch“ sind wohl klein aber sehr wohlschmeckend.

Zwischendurch musste ich noch das **Auto** in die Garage nach Schlieren bringen und eine Woche später in Regensdorf vorführen. Der Experte fand, ich hätte in den vielen Jahren nur relativ wenige Kilometer zurückgelegt. Daher sei auch das Auto in sehr gutem Zustand. Die Geschwindigkeitsanzeige sei so eingestellt, dass ich bei signalisierter Geschwindigkeit von 60km/Std auch 68km/Std fahren könne, ohne dass ich dadurch das erlaubte Mass überschreite.

Für die gratis-**Häckselaktion** der Gemeinde vom 21. November 1996 hatte ich eine grosse Menge Ruten aus meinen Gebüschern herausgeschnitten, die Pflanzen eingekürzt und verjüngt. Es wäre hier noch sehr viel zu tun, doch offenbar will 1996 der Winter recht früh Einzug halten. Es ist dieses Jahr schon im November recht kalt, und der Schnee bleibt längere Zeit liegen

Morgen, 24. November 1996, geht`s zu Trudi Wyler-Baumbergers 75stem Geburtstag nach Frauenfeld. Ich aber bin froh, dass dieses „Tagebuch“ wieder einigermaßen nachgeführt ist. Zu erwähnen wäre zwar noch die Ausstellung Heidi Zortea in ihrem Wohnzimmer. Meine Nachbarin bemalt **Seidenstoffe**. Dabei verwendet die Künstlerin ganz unterschiedliche Techniken, die sie mir sorgfältig erklärte. Bei ihrer Vernissage war ich der erste Besucher. So hatte sie genügend Zeit, um mir ihre Seidenmalerei zu erläutern. Ich wusste gar nicht, dass in meinem Nachbarhaus eine Künstlerin am Werk ist, die Halstücher, Kravatten etc. fabriziert und dabei die Farben sehr sorgfältig aufeinander abstimmt. Brauntöne, warme Farben, sind vorherrschend. Als weitere Besucher in Gruppen zur Besichtigung der Ausstellung eintrafen, kehrte ich nach Hause zurück.

Das mit hübschen Bildern versehene Büchlein „**Farben für Churchills Leinwand**“ wurde offensichtlich von Herrn Willy Sax selber, aber mit der Hilfe von dessen Tochter Maya verfasst.

Vor vielen Jahren war in der Sekundarschule Dietikon diese Maya meine Schülerin. Sie blieb mir wegen ihrer Lebhaftigkeit deutlich in Erinnerung. Stets hatte sie mit ihren Schulkameradinnen etwas zu verhandeln. Im Skilager, das ich zusammen mit Herrn Sekundarschulpräsident Charles Dähler im neu eingerichteten und frisch renovierten „Wyherhuus“, Klosters-Dorf, durchführte, kratzte Maya Sax ihren voll ausgeschriebenen Namen mit etwa zwanzig Zentimeter hohen Buchstaben in einen Balken der Frontfassade, unterhalb eines Fensters. Wer sich dem Ferienhaus näherte, konnte schon von weitem ihren Namen lesen. Schulpräsident Charles Dähler beklagte sich im Namen der Behörde bei Mayas Vater, der die Sache bagatellierte und nach dem Lager sämtliche Aussenwände des Ferienhauses auf seine Kosten auffrischen und neu dunkelbraun beizen liess.

Eines Tages musste Farbenfabrikant Sax dem bekannten in Oschwand (Kt.Bern) lebenden Kunstmaler **Cuno Amiet** Farben liefern. Er lud Herrn Adolf Walser, den Hausvorstand unserer Sekundarschule, und mich, den Klassenlehrer Mayas, ein, ihn auf seiner Autofahrt zu begleiten. Pünktlich zur vereinbarten Zeit meldeten wir uns an der untern Poststrasse, wo die Familie Sax damals wohnte. Die Abfahrt verzögerte sich allerdings beträchtlich, weil uns der stets sehr lebhafte Herr Sax seine wertvolle Hausorgel, die wir sehr bewunderten, unbedingt vor der Abfahrt noch erklären und vorführen wollte. Voll Begeisterung zog er die Register und spielte uns einige lustige Stücklein vor.

Die „verlorene“ Zeit wollte er offensichtlich wieder einholen, und da es damals erst wenige Verkehrsvorschriften und noch keine Autobahnen gab, schlug er auf den kurvenreichen Überlandstrassen und durch die Dörfer hindurch ein geradezu kriminelles Tempo an. Herr Walser und ich, wir klammerten uns mit aller Kraft an unsere Sitze. Sicherheitsgurten gab es damals noch nicht. Als wir ausserhalb Bremgartens einen Personenwagen auf dem Dach liegend, mit den Rädern nach oben, im Strassengraben entdeckten, erschreckte uns die Angst, und die Gespräche im Wagen verstummten.

All dies machte aber Herrn Sax nicht den geringsten Eindruck. Er raste ungebremst weiter und machte sich lustig über die Leute, die wohl ein Auto erwerben, aber nicht damit fahren können.

Vor dem hübschen Walmdachhaus Cuno Amiets atmeten wir auf. Schon im blumenreichen Gatren davor wurden wir vom Künstler freundlich empfangen. Er stellte uns auch einen jungen Verwandten vor und zeigte uns die vielen Originalgemälde, die eigenen und die von andern Künstlern, die er in allen Zimmern und im Treppenhaus wie in einer Gemäldesammlung aufgehängt hatte. In einem Schlafzimmer bewunderten wir z.B. die Aussicht aus einem Hotelzimmer am Utoquai auf den Zürichsee, die Quaibrücke und den Ütliberg. Amiet hat die Begabung, Bekanntes auf ganz neue Art zu sehen. Als Künstler hatte er aber das grosse Pech, dass in Paris mit dem Glaspalast ein grosser Teil seiner Werke verbrannte.

Als wir schliesslich nach guter Bewirtung durch Amiet den Heimweg unter die Räder nahmen, fuhr Sax ganz sorgfältig und langsam. Wir staunten über diese Fahrweise, und nach etwa zwanzig zurückgelegten Kilometern meinte unser Chauffeur, er wolle uns nun beweisen, dass er auch normal und vernünftig fahren könne.

Was Sax in seinem Büchlein „*Farben für Churchills Leinwand*“ erzählt, ist in der Tat recht amüsant zu lesen. Whisky, Cognak und Champagner spielen zwar eine recht grosse Rolle, oft aber erfreuen den Leser gut empfundene und sorgfältig geschilderte Einzelheiten im Benehmen der erwähnten Persönlichkeiten. Churchill wird nie als Politiker, wohl aber als Privatmensch und Kunstmaler eingehend geschildert. Natürlich erzählt Sax auch ausführlich seine wirklich abenteuerlichen Autoreisen mit den Kunstmalern Montag und Amiet zu Churchill nach England und zu dessen Ferienaufenthalt in Südfrankreich. Für uns von besonderem Interesse ist natürlich die Darstellung Churchills in Zürich, im Hotel Dolder und im Geschäft Scholl an der Poststrasse, Zürich, wo die Kunstmalerei ihren Malbedarf einkaufte. Auch die berühmt gewordene Rede des grossen Staatsmanns wird natürlich erwähnt.

Karl Klenk

Trudi Wyler-Baumbergers 75ster Geburtstag wurde am 24. November 1996 in grossem Stil gefeiert. Sowohl Karl und Mirjam Klenk, Steffisburg, als auch Ueli und Brigitt Klenk, Meilen, die alle auch zum Fest eingeladen waren, wollten mich im Auto nach Frauemfeld mitnehmen. Vor dem Geburtstagswochenende schneite es aber unerwarteterweise recht kräftig, was Karl, Mirjam und mich veranlasste, mit der Bahn zu reisen. Hans Wyler holte uns am Bahnhof Frauenfeld ab und brachte uns in Trudis Keller, wo zum Apéritif bereits etwa zwanzig Gäste versammelt waren. Mit einem Reisebus fuhr dann die Geburtstagsgesellschaft durch die frisch verschneite Landschaft und durch den märchenhaft verzauberten Wald zum Gasthaus „**Stählibuck**“, wo Trudi vor vielen Jahren eine Zeitlang angestellt war. Zwischen dem Hauptgang und dem Kaffee spielte Käri mit mir zur Unterhaltung der Geburtstagsgäste zwei Stücke aus der schwedischen Volksmusik, und Mirjam photographierte uns dabei. Das gelungene Bild zeigt uns als zwei zünftige schwedische Spielleute mit genau parallelen Geigenbogen. Im Lauf des Fests machte Mirjam noch weitere Aufnahmen und bastelte an Ort und Stelle für Trudi ein prächtiges Erinnerungsbuch.

Nach dem Festessen, im Sonnenschein vor dem Restaurant, liessen auf Kommando alle Gäste einen farbenfrohen Luftballon fortfliegen. An jedem waren die Adresse des Geburtstagskinds und die des Absenders befestigt. Trudi hatte vor Jahren schon einmal ein solches Ballonwettfliegen veranstaltet und Antworten aus weiter Ferne (Tschechoslovakei, Ungarn, etc.) erhalten. Diesmal war der Erfolg nicht so gross. Der zu früh gefallene Schnee taute bald und Regen zerstörte wahrscheinlich die Schriften auf den Karten, von denen nur eine einzige zurückkam, ausgerechnet die von mir abgeschickte. Sie war nur bis nach Weinfeldern geflogen, während die meisten andern wahrscheinlich im Bodensee ertranken. Der Finder meiner Karte bekam von Trudi eine Schachtel Pralinen.

Ende 1996 erschrak ich über meinen **Geisteszustand**, denn mehrmals innerhalb von wenigen Wochen vergass ich wichtige Abmachungen.

Der Vorsitzende eines Jahrgängervereins hatte mir telephoniert, denn er wollte mit etwa dreissig Leuten unser Ortsmuseum besuchen. Gut, ich würde mit dem Schlüssel pünktlich zur Stelle sein. Die Sache war auch genau in der Agenda notiert. Im entscheidenden Augenblick dachte ich aber nicht mehr an die Abmachung. Das Telephon schellte eine Viertelstunde nach dem vereinbarten Zeitpunkt und riss mich aus meinem Mittagschläfchen. Im Laufschrift rannte ich zum Museum und musste mich bei den vor der Türe wartenden Damen und Herren entschuldigen. Das war peinlich. Mit den Erklärungen zur Ausstellung gab ich mir aber dann ganz besonders Mühe. Dummerweise war jemand unter den Besuchern, der die dumme Geschichte Cornelius Altorfer erzählte. Weshalb die beiden sich kennen, und wie das Gespräch aufs Ortsmuseum Dietikon kam, weiss ich nicht.

Die zweite Panne passierte mir am Mittwoch, 13. November 1996. Schon lange Zeit vorher war ich von der Trachtenvereinigung nach Dielsdorf eingeladen worden, um dort die „Lanciers-Quadrille“ zu instruieren. Wochenlang hatte ich mich auf dieses Ereignis gefreut und die Tanzschuhe sowie die zwei benötigten Tonbänder bereitgelegt. Im Orchester hatte ich mich rechtzeitig abgemeldet und fuhr vom Schwimmen im Schulhaus Luberzen über Weiningen und Dällikon direkt nach Dielsdorf. Rechtzeitig wie die Kantonaltanzleiterin Rosemarie Müller traf ich beim Schulareal Petermoos ein. Als ich dann in der für uns reservierten Turnhalle meine Turnschuhe anziehen wollte, musste ich mit grossem Schrecken feststellen, dass sie nicht in meiner Mappe lagen, und - oh Gipfel der Peinlichkeit - die beiden so dringend benötigten Tonbänder waren auch nicht mitgekommen. Rosemarie Müller wusste einen Ausweg. Wenn ihr jemand von den anwesenden Tänzerinnen und Tänzern helfen könnte, dann wäre es vielleicht möglich, in ihrer benachbarten Gärtnerei die benötigte Lanciers-Musik von ihrer Schallplatte auf ein Tonband zu überspielen. Sofort meldete sich Hans-Jörg Huber von Richterswil, und die beiden verschwanden Richtung Gärtnerei. Doch, womit sollten die zurückbleibenden etwa zwanzig Leute die Wartezeit überbrücken? Ich schlug vor, die einzelnen Touren des Tanzes inzwischen ohne Musik mit Zählen einzuüben. Doch jemand hatte zufällig die Musik zu Heidi Wollmanns „Meiestützli“ bei sich, so dass wir diesen ganz neuen, 1995 erfundenen Tanz in der Zwischenzeit einüben konnten.

Rosemarie Müller und Hans-Jörg Huber kamen bald mit zwei verschiedenen „Lanciers-Aufnahmen“ zurück, von denen die zuerst ausprobierte für unsere Zwecke wenig geeignet war. Also übten wir eifrig Tour um Tour mit der zweiten, und zwischenhinein erzählte

ich alles, was ich über diesen Kontranz wusste, ich schilderte die bekannten Varianten, die Erwähnung und Schilderung in „Königliche Hoheit“ von Thomas Mann, die Tatsache, dass die Lanciers sogar mit Pferden getanzt wurde, etc

Die dritte Panne folgte schon am Montag, den 16. November 1996. Von einer Nachbarnfrau aus der Senioren-Volkstanzgruppe war ich zusammen mit Frau Louise Blatter, der Mutter des Schriftstellers Silvio Blatter, zum Mittagessen eingeladen worden. Es war verabredet, nach diesem Essen gemeinsam zum Volkstanz ins Alters- und Gesundheitszentrum an der Oberdorfstrasse in Dietikon zu gehen. Doch ach, an diesem Montagmorgen verspätete ich mich bei der Arbeit am Computer unseres Ortsmuseums und beim Kopieren in der Schule. Ich kaufte schnell noch Brot und Milch und hatte den Kopf voller Probleme und Volkstanzvorbereitungen. Zu Hause um 11 Uhr 45 kochte ich mir eilends ein einfaches Mittagessen, denn ich hatte die mir etwas unangenehme Einladung total vergessen. Kaum hatte ich gegessen, ertönte das Telefon und erinnerte mich an die Einladung. Dies war die dritte Peinlichkeit. Die Damen kamen auf dem Weg zur Volkstanzprobe bei mir vorbei und brachten mir in einem Plastikbehälter das für mich reservierte Fleischstück samt Sauce und Mais, sowie Kuchen zum Nachtsch. So kam ich zu einem feinen Mittagessen für den folgenden Tag. Es war aber wie in den beiden vorher geschilderten Fällen auch diesmal ziemlich schwierig, mich zu entschuldigen.

Die vierte Panne passierte mit der **Alarmanlage des Ortsmuseums Dietikon**. Das Museum ist elektronisch gesichert. Wenn sich im Innern irgendwo etwas bewegt, dann geht auf dem Dach die Sirene los, und die Polizei ist in wenigen Minuten zur Stelle. So ist es schon vorgekommen, dass sich der Milchglas-Blendschutz von einer Lampe löste und zu Boden stürzte. Unverzüglich heulte die Sirene, die Polizei traf sofort ein, und der Zwischenfall kostete Fr. 300.-.

Ein Kommissionsmitglied betrat letztthin sorglos das Museum, ohne vorher die Sicherungsanlage auszuschalten. Die Folge war ein überflüssiger Alarm, der wieder Fr. 300.- kostete. Schliesslich wurde vereinbart, bei unnötigem Alarm müsse die gerade anwesende Person sofort den Arbeitsraum aufsuchen und beim Telefonapparat auf den Anruf der Sicherungsfirma warten. Die Polizei komme dann nicht, wenn der Anruf sofort abgenommen und das geheime Passwort genannt werde. Dieser Anruf trifft natürlich sofort ein.

Seit einiger Zeit besitzt nun aber unser Museum, das ja die meiste Zeit unbewohnt dasteht, einen automatischen Telefonbeantworter, der die Sache weiter kompliziert macht. Einem allfälligen Anrufer wird, wenn der Telefonbeantworter eingeschaltet ist, mitgeteilt: „Momentan ist niemand im Museum. Wenden Sie sich bitte an den Präsidenten der Heimatkundekommission, an Herrn Dr. Bruno Maier, Tel. Nr. 740 48 54 oder, falls Ihr Problem die Liegenschaft betrifft, direkt an die Liegenschaftsverwaltung Tel. Nr. 744 37 05.“

Nun geschah am 17. Dezember 1996 folgendes Missgeschick. Ich hatte Chronikmaterial ins Archiv gebracht und eilte heim, ohne die Alarmanlage wieder einzuschalten. Kurz nach mir traf das Kommissionsmitglied Regula Stauber beim Museum ein und wollte die seit einiger Zeit um sich greifende unangenehme Ameisenplage bekämpfen. Gewohnheitsmässig drehte sie den Schlüssel in der Alarmanlage, glaubte zu entschern, sicherte aber. Natürlich begann die Sirene sofort zu heulen als Frau Stauber das Museum betrat und die Polizei machte sich auf den Weg. Der Telefonanruf der Sicherungsfirma wurdte ja zum Kommissionspräsidenten an die obere Bremgartnerstrasse umgeleitet. Frau Stauber hätte bei ihrer Manipulation im Sicherungskasten das optische und auch das akustische Signal beachten und vor dem Öffnen der Türe die Alarmanlage wieder ausschalten können. Sie erschrak natürlich, als sie die Sirene hörte, rannte ins Arbeitszimmer zum Telefon, doch der automatische Telefonbeantworter hatte bereits begonnen, seinen Spruch zu sagen, so dass das geheime Passwort nicht mehr durchgegeben werden konnte.

Drei Faktoren hatten zusammengewirkt:

1. Meine Unachtsamkeit, Vergessen des Sicherns.
2. Die Unachtsamkeit des nächsten Museumsbesuchers, Sichern statt Entsichern.
3. Die rasche Reaktion des automatischen Telefonbeantworters, die es unmöglich macht, das geheime Passwort durchzugeben.

Es wird nun abgeklärt, wie das Alarm- und das Telefonproblem besser gelöst werden können.

Nachdem ich also innert kurzer Zeit vier **Fehlleistungen** zu verzeichnen hatte, fragte ich mich allen Ernstes, ob meine Konzentration vielleicht doch merklich abgenommen haben könnte. Als ich dann aber auf frühere Zeiten zurückblickte, konnte ich zu meiner Beruhigung feststellen, dass ich auch schon früher dies und das vergessen und später des Vorkommnis verdrängt hatte. Im Zusammenhang mit dem alten Volkswagen, mit dem sogenannten „Käfer“, kamen mir gleich mehrere dumme Vorfälle in den Sinn. Dass die Autoschlüssel nicht mehr im Innern des Autos eingeschlossen werden können, muss bei neueren VW-Modellen die Türe auf der Fahrerseite mit dem Schlüssel abgeschlossen werden. Andern Automobilisten passierte es also auch schon, dass sie durchs Zuschlagen aller Türen ihre Schlüssel im Auto einschlossen. Von einem zum Glück nicht allzuweit entfernten Reiseziel musste ich mit öffentlichen Verkehrsmitteln heimreisen, um den Ersatz-Autoschlüssel zu holen, und zwei weitere Male fuhren Bekannte mit mir nach Hause. Glücklicherweise hatte ich damals stets einen zweiten Hausschlüssel in meinem Portemonnaie. Dies ist heute nicht mehr nötig. Auto- und Hausschlüssel können am gleichen Ringlein hängen. Es kann kein Missgeschick mehr passieren.

Einst beim Auftanken legte ich den herausgeschraubten Tankdeckel aufs Mäuerchen neben der Zapfsäule. Es ist kaum zu glauben aber trotzdem wahr: Ich fuhr weg, ohne den Deckel wieder einzuschrauben. Erst viel später stellte ich fest, dass der Deckel fehlte. Statt ihn bei der Tankstelle zu suchen, kaufte ich einen neuen.

Diese Erlebnisse sind einerseits natürlich ärgerlich, andererseits reichen sie mir zum Trost. ***Nicht nur ich, auch andere Leute übersehen, vergessen und verwechseln hier und da irgend etwas Wichtiges.*** Etwas tun und gleichzeitig schon an eine andere nächstens zu verrichtende Arbeit denken, das führt eben leicht zu Fehlleistungen.

Wer eine Türe abschliesst, ein elektrisches Licht ein- oder ausschaltet, ein Auto auftankt, lenkt, parkiert oder irgend eine andere Routinearbeit ausführt, der muss heute gleichzeitig vielerlei beobachten, berücksichtigen, bedenken, planen und vorausdenken. Es ist unmöglich, sich auf eine einzige Tätigkeit ganz zu konzentrieren. Am ehesten ist dies heute noch möglich beim Lesen, Schreiben, Musizieren und bei andern „künstlerischen“ Tätigkeiten.

Ein komisches Erlebnis. Bei meiner Schwester Martha in Wetzikon sah ich auf einer Photo meinen Vater neben meiner Schwester Martha sitzend. Ich fragte, wo und wann diese hübsche Aufnahme gemacht worden sei. Lachend stiess mich meine Schwester an und sagte: „Das bist doch du selber und nicht unser Vater! Nun muss ich wirklich glauben, dass ich ihm gleiche.“

In der soeben vergangenen **Advents- und Weihnachtszeit 1996** kamen recht viele Ereignisse zusammen. Von der erfolgreichen Tätigkeit der beiden Laienorchester, in denen ich mitwirke, berichtete ich schon.

Der letzte Auftritt in der katholischen Kirche St.Konrad, Zürich-Albisrieden, dauerte am 25. 12. 1996, also am Weihnachtsmorgen, bis 11 Uhr 30. Über Altstetten und die Europabrücke erreichte ich bald, dem linken Limmatufer folgend, die Einfahrt zur Autobahn. Kurz nach 12 Uhr traf ich in Kempten-Wetzikon ein.

Wie jedes Jahr zur Weihnachtszeit waren ausser Cornelius Altorfer die beiden Familien Gubler und Schlatter, d.h. die Familien von Marthas beiden Töchtern, auf dem Neubühl anwesend. Richi Schlatter fehlte zwar wegen Grippe und Erich Gubler kommt ja seit 1991 nicht mehr zu unserer Familie. Die acht Personen hatten bei Martha traditionsgemäss übernachtet. Um ihre Mutter vom Verpflegungsproblem zu entlasten, übernahmen Cornelius, Regula und Brigitt gemeinsam die Bereitstellung der Mahlzeiten. Die dabei gemachten Erfahrungen werden jedes Jahr beraten und in den Computer eingegeben, so dass jeder Fest-Teilnehmer genau weiss, was er zu tun und mitzubringen hat.hat

Nach dem Mittagessen wurde die grosse Stube ausgeräumt, so dass wir „Das Fenster“ (D) und „Windmill“ (Am) tanzen konnten. Einfache Lieder und Kanons sangen wir anschliessend viestimmig, bis dann gegen Abend mit vereinten Kräften der mitgebrachte Teig für den Apfelstrudel ausgewallt und auseinanderzogen werden musste. Alle hatten stes „den Plausch“ an diesem wohlgelungenen Fest. Während die Damen in der Küche lachten und hantierten blieb für die Burschen sogar noch genügend Zeit für ein Kartenspiel.

Ziemlich spät abends, in der Dunkelheit, kam ich heim nach Dietikon. Die Strassenverhältnisse waren recht gut, und trotzdem fuhr ich am folgenden Morgen, am 25.12.1996, mit der Bahn und dem Postauto nach Thun und Steffisburg, wo auch ein grosses Familienfest im Gang war. Mirjam hatte die Familie ihrer Schwester Regula eingeladen, d.h. die ganze Familie Gut-Gerosa, Thörishaus, mit Vater Roger, den Söhnen Mathias (76), und Cristian (78), sowie der viel jüngeren Tochter Daniela. Mirjams Mutter Margret war mit dem Ehepaar Elsbeth und Thomas Gerosa im Auto von Balgach hergereist, was zusammen mit Joachim, Adrian und Joel Klenk auch eine recht grosse Weihnachtsgesellschaft ergab.

Man versammelte sich im untersten Stockwerk um einen riesigen Ping-Pong-Tisch. Regula hatte ihre Geige mitgebracht. Offenbar will sie das längere Zeit unterbrochene Musizieren wieder aufnehmen. Da neue Saiten aufgezogen waren, musste immer wieder nachgestimmt werden. Regula wusste nicht, dass sich neue Saiten eine Zeitlang dehnen und verstimmen. Sie vermutete, an ihrer Geige sei irgend etwas nicht in Ordnung. Da konnten wir sie trösten, und es kam doch noch zum fröhlichen Musizieren unter dem Weihnachtsbaum.

Margret, Elsbeth und Thomas wollten nicht allzuspät nach Balgach heimkommen. Doch ach, sie gerieten in den grossen Stau wegen eines schweren Unfalls auf der Autobahn.

Der Alkohol hatte hier vier Unfalltote gefordert und andernorts noch viele weitere. Vor der Unfallstelle und auf der ganzen Umfahungsstrecke war ein riesiger Stau, so dass die Gerosas mit zweistündiger Verspätung erst nach Mitternacht das St.Galler Rheintal erreichten.

Mit dem Zug kam ich am nächsten Tag, am 27.12.1996, um pünktlich um 19 Uhr 30 in Dietikon an. Während der Festtage war eine **grosse Kälte** übers Land hereingebrochen. Als ich nach meiner Zwöfliter-Metallgiesskanne schaute, in der ich kalkfreies Regenwasser für meine vier Hydrokulturen sammle, musste ich leider feststellen, dass das gesammelte Wasser zu einem riesigen Eisklumpen gefroren war. Der hatte die Kanne auseinandergesprengt, so dass sie nicht mehr zu gebrauchen ist und am 5. März 1997 der Gratismetallabfuhr mitgegeben werden muss.

Doch, es kommt noch schlimmer. Als ich die Kanne mit dem herausgesprengten Boden und mit der zentimeterbreiten Spalte längs der Schweissnaht zum Auftauen des Eisklumpens in den Waschtrog stellte, dachte ich endlich auch daran, die Wasserleitung zum Garten-Brünneli zu entleeren. Im Kohlenkeller hängte ich einen Kübel an den Entleerungshahn und liess das Wasser hineinfließen. Bald tröpfelte nur noch wenig Wasser aus dem Hahn. In der Waschküche leerte ich den Kessel und hängte ihn für die letzten Tropfen wieder an den offenen Hahn im Keller.

Dann legte ich mich an diesem denkwürdigen 27.12.1996 zur Ruhe und schlief auch wie gewohnt sofort ein. Doch - was was denn das? Ich wurde um etwa 02.00 Uhr durch ein starkes Rauschen geweckt. In der letzten Zeit konnte man in den Zeitungen von geborstenen Haupt-Wasserleitungen in den Strassen der Stadt Zürich lesen. War nun auch, das war mein erster Gedanke, die Leitung in der Holzmattstrasse geborsten? Ich schaute hinaus, doch die Strasse lag friedlich und trocken im Mondenschein.

Mein zweiter Gedanke galt meinem Keller. Ich öffnete die Kellertüre. Der Fall war klar. Da unten rauschte und plätscherte es ganz gewaltig. Barfuss rannte ich hinunter und trat auch alsbald mit meinen warmen Füßen ins eiskalte Wasser, das mir schon im Vorkeller entgegenströmte. So schnell als möglich rannte ich hindurch und drehte den Hahn zu. Im ehemaligen Kohlenkeller stand das kalte Nass schon gut fünf Zentimeter hoch. Es war in den schon längst vollen Kessel und über dessen Rand auf den Boden und zwischen die an den Wänden herumstehenden Kisten, Schachteln und Düngersäcke geflossen.

Im Schlafzimmer trocknete ich meine nassen Füße, kleidete mich warm an und stieg mit meinen wasserdichten Bergschuhen wieder in den Keller hinunter. Als ich die unangenehme Weihnachtsbescherung gründlich betrachtet hatte, ergriff ich den Kessel und suchte die tiefste Stelle. Dort schöpfte ich mit einem Joghurtbecher das Wasser vom Boden auf, füllte geduldig Kessel um Kessel und leerte die unerwünschte eiskalte Weihnachtsbescherung in den Waschtrog. Nach zwei Stunden, um vier Uhr morgens endlich, nahm ich die letzten Pfützen mit dem Bodenlappen auf und legte mich wieder ins warme Bett, wo ich statt wie gewohnt bis um sieben, an diesem 28. Dezember 1996 bis um neun Uhr schlief.

Dann aber beeilte ich mich, denn ich wollte ja in Herrliberg Margrit und Ernst **Schaufelberger** besuchen. Stets, wenn mir Wein geschenkt wird, bringe ich die alkoholischen Getränke nach Herrliberg, wo sie geschätzt werden. (Mit Blindenlehrer Ernst Schaufelberger und andern Eiskunstläufern leitete ich manches Eislauflager der Stadt Zürich und später Dietikons und zwar in Samaden, Adelboden, Davos, Klosters und Saas-Grund). Als der Wein gegen Traubensaft ausgetauscht war, plauderten wir noch ein Weilchen. Dann fuhr ich weiter nach Meilen.

Genau um 11 Uhr 30 traf ich im Altersheim Meilen ein, wo mich **Heinrich Vontobel** bereits erwartete. In Ausgangskleidung sass er im Foyer des Heims und war sichtlich erfreut, als er mich hereinkommen sah. Ich nahm ihn mit zu Brigitt, Ueli, Daniela und Barbara auf die Hürnen. Der Neunzigjährige schätzte die liebevolle Aufnahme und das feine Mittagessen, das er mit einem Gebet begann. Nach einigen Stunden spazierte ich mit ihm zum Altersheim zurück.

Da es inzwischen dunkel geworden war, konnten auf der Hürnen zum Abschluss dieses für mich so ereignisreichen Tages noch ein letztes Mal die Kerzen am Christbaum angezündet werden. Besonders Brigitt legte Wert darauf, dass noch einmal richtig Weihnacht gefeiert wurde mit Kerzenlicht, Singen und Auspacken von Geschenken.

Die Enkelinnen bekamen Geschenke von mir, und mir wurde ein sehr schönes, praktisches Tischtuch überreicht. Trotz der oben geschilderten Überschwemmung ging mit diesem Besuch in Meilen ein im Ganzen gesehen für unsere Familien glückliches und erlebnisreiches Jahr zu Ende.

Wie seit Jahren sah und hörte ich am Fernsehen das **Neujahrskonzert** der *Wiener Philharmoniker* und überspielte es gleichzeitig auf ein Videoband. Nun besitze ich bereits sechs solcher Fernseh-Neujahrskonzerte mit abwechslungsreichen Ballettszenen. Auch die Stadt Dietikon führte im Stadthausaal wie letztes Jahr ein Neujahrskonzert durch. Die Musikanten kamen diesmal aus unserer Partnerstadt **Kolin**, Tschechoslovakei. Sie spielten vor allem Musikstücke ihrer berühmten Komponisten.

Am 11. Januar 1997 um 14 Uhr holte ich mit dem Auto Herrn Dr. Bruno Maier bei seinem Haus an der Bremgartnerstrasse 130 ab und fuhr mit ihm nach **Urdorf**, wo das nun schon beinahe fertig ausgebaute **Ortsmuseum** besichtigt werden konnte. Dies Museum ist vor allem das Werk der *Familie Lüchinger-Grob*, die es verstanden hatte, Ortsvereine zur Mitarbeit und Sponsoren zur Übernahme von beträchtlichen Kosten zu gewinnen.

Elisabeth Lüchinger, ehemals Bethli Grob, war 1956 meine Schülerin in der Sekundarschule Dietikon-Urdorf, von der sich die Sekundarschulgemeinde Urdorf noch nicht abgetrennt hatte. Jeden Tag kam die sympathische Bauerntochter mit ihrem Fahrrad zur Schule und fiel schon damals durch ihre grosse Selbständigkeit auf. Im Gegensatz zu allen andern Schülerinnen und Schülern sah sie stets selbst die Arbeiten die zu erledigen waren. Ohne dass ich Bethli beauftragen musste, gab sie den Pflanzen im Schulzimmer Wasser, öffnete in den Pausen die Fenster, reinigte die Wandtafeln, riss vor Unterrichtsbeginn das Kalenderblatt ab, so dass stets das richtige Datum abgelesen werden konnte, richtete Tische und Stühle aus und entfernte am Boden herumliegende „Fötzel“. Ebenso selbständig organisierte sie in Urdorf die Ortschronik und das Ortsmuseum mit Trauzimmer, Chronikstube und Kunstaussstellung.

Am 12. Januar 1997 fand in Buchs-ZH der kantonal-zürcherische Tanzleiter-Sonntag statt, an dem die Tänze fürs Tanzfest von Bülach vorgestellt wurden. Es war eine Gelegenheit, Herrn Pfarrer Dr. Hans-Walter Maurer wieder einmal zu sehen. Er erklärte mir seine Gesundheits-, vor allem Herzprobleme.

Zu unserm **Volkstanz-Ball** im Kongresshaus Zürich war die *Volkstanzgruppe Hausach (Schwarzwald)* eingeladen, und die Tanzkreismitglieder hatten sich bereit erklärt, diese Leute zu beherbergen.

Da ich drei, maximal vier Leute in meinem Auto mitführen kann und unbewohnte Zimmer zur Verfügung habe, meldete ich mich auch, und es wurden mir drei Herren zugeteilt. Am Tag vor dem Ball, d.h. am Freitag, 17. Januar 1997, traf ein Telephonanruf aus Hausach bei mir ein, und mir wurde mitgeteilt, eine Tänzerin sei krank geworden und könne nicht mit nach Zürich kommen. Dafür dürfe einer der mir zugeteilten Musikanten seine Frau mit auf die Reise nehmen, und man frage mich höflich an, ob es mir möglich sei, ausser den drei Herren auch noch diese Dame zu beherbergen. Nun, was sollte ich dazu sagen? Ich konnte doch diese zusätzliche Person nicht abweisen.

Vor Ballbeginn im Foyer des Kongresshauses Zürich, nach der Polonaiseprobe und dem Aufstellen der Tischdekorationen, wurden mir die Schwarzwaldleute vorgestellt. Sie alle waren ausser mit ihren Instrumenten auch mit Schlafsäcken ausgerüstet, so dass mir nicht allzuviel Zusatzarbeit entstehen würde

Noch nie war die **Mitternachts-Française** so schön wie dieses Jahr. Ich hatte mit der Orchesterdirigentin *Käthi Lauber-Schmid* für den Beginn der einzelnen Touren neue Kommandi vereinbart. Damit die Tänzer genau wissen, wann sie mit der Begrüssung ihrer Partnerinnen beginnen müssen, gilt bei den Touren ohne Vorspiel mein Kommando „Achtungsbereit-los“ sowohl für das Orchester als auch für die Tänzer. Bei der Tour „Pantalon“ erklingt vor der Begrüssung ein langer Ton, worauf ich hinweise, ebenso auf die kurzen vor „Eté“ und „Pastourelle“. Die etwas längeren Vorspiele bei „Poule“ und „Finale“ werden von mir charakterisiert und der Beginn dem Orchester überlassen.

Bei der Heimfahrt am Sonntagmorgen nach vier Uhr sass neben mir ein massiger Clarinettist, und auf der hintern Sitzbank im Auto teilten sich zwei schlanke Schwaben und die zusätzliche Dame in den zur Verfügung stehenden Platz. Alle konnten sich angurten, denn der VW-Golf ist ja für fünf Personen eingerichtet und zugelassen.

Das Morgenessen am Sonntag, für das ich mehrere verschiedene Brot- und Käsesorten, genügend Milch, sowie Konfitüre und Honig eingekauft hatte, fand um halb elf Uhr statt. Ich hatte meine Gäste mit klassischer Musik geweckt, denn sie mussten ja um halb ein Uhr mittags beim Stadthaus in Zürich besammelt werden.

Frau Ruth Kaufmann, Dietikon, die sich in der Stadt Zürich nicht so gut auskennt, wollte mit ihren Ballgästen hinter mir herfahren. Sie hatte vorgeschlagen, sich punkt zwölf Uhr mit ihrem Auto bei mir an der Holzmatt einzufinden. Da sie eine Person weniger in ihrem Wagen hatte, konnten wir uns bequemer verteilen.

Bei der Fahrt auf der Bernstrasse zur Autobahn Urdorf-Zürich fragte mich Isolde Götz, die Frau des Clarinettisten, was denn das für **rote Flaschen** seien, die am Strassenrand aufgehängt sind. Ich hatte diese Flaschen nicht beachtet und liess sie mir genau beschreiben. Sie hängen einzeln an gut meterhohen Metallstäben, sind dunkelrot und etwa dreissig Zentimeter lang. Leider konnte ich keine Auskunft erteilen, nahm mir aber vor, auf dem Rückweg diese geheimnisvollen Flaschen genau anzusehen.

In Zürich besichtigten die Gäste aus dem Schwarzwald unter der Führung des Tanzkreispräsidenten Urs-Peter Gerber Chagalls Glasgemälde im Chor der Fraumünsterkirche, sowie die Zürcher Altstadt, und ich befasste mich auf dem Rückweg mit den sonderbaren roten Flaschen. Am Montag danach konnte mir niemand etwas Bestimmtes sagen. Die meisten Leute hatten wie ich die Flaschen überhaupt nicht beachtet. Da sie aber nur zwischen Guggenbühl- und Honeretwald aufgehängt sind, vermutete ich, sie könnten etwas mit dem Wildwechsel zu tun haben. Ich riskierte einige Telephonate zu Leuten, die in der Gegend wohnen, und befragte schliesslich auch den Förster, Herrn Hofer. Er meinte, diese Flaschen seien ziemlich wirkungslos. Man wolle mit ihnen tatsächlich das Wild warnen, das nachts kopflos die Strasse quere. Trotz der reflektierenden Flaschen seien kürzlich wieder zwei Rehe angefahren und getötet worden. Man überlege sich nun, wie man die Rehe ganz vom Guggenbühlwald fernhalten könnte. Es sei vorgeschlagen, den Honeretwald mit einem rot-weissen Band abzusperren.

Doch auch davon verspricht man sich nicht allzuviel, weil das Wild die Möglichkeit haben muss, den Wald zu verlassen, um in den Wiesen zu weiden.

Bei Trudi Wyler-Baumbergers 75stem Geburtstagsfest am 24. November 1996 in Frauenfeld begrüßten wir ihre Tochter Marlis mit einem vorher noch nie gesehenen kräftigen Burschen, dessen Namen ich mir nicht merken konnte. Meine besonders aufmerksamen Schwiegertöchter stellten auch fest, dass Marlis schwanger war. Und nun, am 29. Januar 1997, traf bei mir die folgende Geburtsanzeige ein:

*„Wir freuen uns riesig
über die Geburt von*

Sven

*am 28. Januar 1997.
Die glücklichen Eltern*

Peter Loppacher und Marlis Wyler

*Neuhauserstr. 91
8500 Frauenfeld.*

Ich gratulierte Marlis mit einem Kunstdruck-Kärtchen und schickte ihr einen kleinen Geldbetrag. “

Mehrere günstige Zufälle trafen zusammen, so dass ich am 23. Januar 1997 in Thun die **Theateraufführung** besuchen konnte, in der mein Enkel Joachim eine wichtige Rolle spielt.

Kurz nach Weihnachten 1996 bekam ich von meinen Enkeln Joel, Adrian und Joachim Klenk, Steffisburg, nacheinander Dankbriefe, d.h. jeder schrieb einen eigenen Brief, und diese trafen in kurzen Zeitabständen einer nach dem andern bei mir ein.

Joachim, der älteste der drei Enkel, schickte mit ausserdem eine Einladung zu einer der Theateraufführungen, in denen er jedesmal mitwirkt. Schon 1990 spielte Joachim Theater. Offenbar pflegt sein Deutschlehrer intensiv das Auswendiglernen, das Improvisieren und das Auftreten vor Publikum.

Damals, 1990, hatte unser Joachim die grosse Ehre, die Haupt- und Titelrolle im Stück „*Der kleine Prinz*“ von Antoine de Saint-Exupéry zu spielen, was er grossartig und ohne einen einzigen Versprecher meisterte.

Diesmal stand Friedrich Dürrenmatts „*Romulus der Grosse*“ auf dem Programm, und Joachim spielte in jeder der sieben geplanten und in allen zusätzlichen Aufführungen Zeno den Isaurier. Ich konnte mich nur am 23. Januar 1997 frei machen und fuhr an diesem Donnerstag ausnahmsweise mit der S-Bahn zur Orchesterprobe, die zufälligerweise von 10 bis 12 Uhr, statt erst nachmittags im Kirchgemeindehaus St. Sebastian in Wettingen stattfand. Mein Instrument und meine Musiknoten nahmen Vreni Schmid und Ruth Beurer zurück nach Dietikon ins Altersheim Ruggacker, während ich zum Bahnhof eilte, der eine gute Viertelstunde vom Übungslokal entfernt ist.

Etwa um 15 Uhr traf ich in Steffisburg ein, wo ich genügend Zeit hatte, um die Biographie Friedrich Dürrenmatts und den Inhalt des ausgewählten Theaterstücks zu studieren. Den im Programmheft enthaltenen etwas unsorgfältig abgefassten Text verbesserte ich folgendermassen:

Friedrich Dürrenmatt, geboren am 5. Januar 1921 in Konolfingen als Sohn eines protestantischen Pfarrers, erwarb in Bern die Maturität und studierte in Zürich und Bern Literatur, Philosophie und Naturwissenschaften. Er schwankte zwischen dem Beruf des Malers und dem des Schriftstellers, für den er sich früh entschied. Aber immer malte und zeichnete er auch. Seine Bilder und Skizzen machen deutlich, dass für ihn das Theater eine „Verbindung zwischen Malerei und Schreiben“ war. In seiner ersten Zeit als freier Schriftsteller schrieb er auch Kabarett-Texte, Theaterkritiken und Kriminalromane, die sich als eine legitime Form für sein Grundthema erwiesen. Von 1946 bis zu ihrem Tod 1983 war Friedrich Dürrenmatt verheiratet mit Lotti Geissler und seit 1984 mit Charlotte Kerr. Er war Mitglied des PEN-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland und erlag am 14. Dezember 1990 einem Herzinfarkt“.

Das Stück „*Romulus der Grosse*“ führt einen römischen Kaiser vor, der im Jahr 476 nach Christus kaltblütig und gelassen das römische Imperium untergehen lässt. Statt gegen die einfallenden Germanen zu kämpfen, befasst er sich mit seinen Hühnern. Die Rettung vor dem Untergang erscheint in der Person des Hosenfabrikanten Cäsar Rupf, der das Land freikaufen will, wenn er Rea, die Tochter des Kaisers bekommt, doch diese ist bereits mit Amilion verlobt, der seit drei Jahren in germanischer Gefangenschaft schmachtet. Überraschenderweise gibt er seine Einwilligung zur Heirat Cäsar Rupfs mit Rea.

Enkel Joachim spielte überlegen den König von Alexandrien, der mit seinem Gefolge Romulus „zur Vernunft“ bringen wollte. Er flehte ihn an, sang sogar in die Knie sinkend wunderschön und bat mit allen erdenklichen Mitteln um die Rettung des römischen Imperiums. Doch alles war nutzlos. Die meisten Vertreter des einst so grossen Reichs und die ehemaligen Freunde des Kaisers Romulus fliehen vor den Germanen und gehen unter, einzig Joachim als Zeno entkommt mit seinem Gefolge nach Alexandrien.

Am Schluss des Stücks wird etwas viel und geistreich über den Staat und den Krieg philosophiert. Alles andere ist recht Bühnenwirksam.

Im obern Stock des Gymnasiums, in dem die stets ausverkauften Theateraufführungen stattfanden, wurde gleichzeitig eine „**Kunstaussstellung**“ mit Werken der Maturklasse präsentiert, und zwar zum Thema „Aufbruch“. Das Bild Joachims ist mit Abstand von allen das beste. Er verarbeitete Erinnerungen an seine Herbstferien in Tunesien und malte in braunen, gelben und schwarzen Farbtönen eine sehr perspektivisch wirkende grossartige Dünenlandschaft, in die ein Beduine mit seinen Kamelen hineinzieht. Die Wüste erscheint unendlich, die sich auf den Weg machenden Lebewesen, ein Beduine und seine Kamele, wirken klein und hilflos in der weiten Landschaft, in die sie von rechts unten aufbrechen.

Am 28. Januar 1997 wanderte ich mit den Senioren Dietikons von Knonau über Hatwil und Islikon zum immer noch von dreiundzwanzig Nonnen bewohnten „**Zisterzienserinnenkloster Frauental**“, wo Herr Dr. Bruno Maier den 1098 gegründeten Orden und dessen Geschichte schilderte. Der Orden nahm seinen Aufschwung durch Bernhard von Clairvaux, den grossen Kreuzzugprediger, der von 1090 bis 1153 lebte. Dr. Maier erklärte auch die strenge Ordensregel („Ora et labora“), nach welcher z.B. schon vor vier Uhr morgens das Tagwerk beginnt.

Um 13 Uhr wurde in Maschwanden eingekehrt, um 15 Uhr nach Mettmenstetten weitergewandert.

Um mit meinen Computereingaben vorwärtszukommen, verzichtete ich am Sonntag, 2.2.1997, trotz dem allerschönsten Wetter auf die Besichtigung des **Jubiläums-Fasnachtsumzugs der Dietikoner Kindergärten** und der Guggenmusiken aus Nah und Fern. Es war ja anzunehmen, dass in den nächsten Tagen die Zeitungen strotzen würden von lustigen Bildern und ausführlichen Berichterstattungen.

Am Montagmorgen, 3.2.1997, zeigte sich stolz die Kindergartenschülerin Alexandra Schaeren, die Tochter meiner Nachbarn, mit schwarzer, selbst gebastelter „Büsimaske“ vor meiner Haustüre.

Schwester **Martha Altorfer-Klenk**, Wetzikon, telefonierte mir an diesem Montagmorgen, um sich nach meinem Ergehen zu erkundigen und um mir mitzuteilen, dass nun auch die trüb gewordene Linse ihres zweiten Auges ersetzt worden sei, und dass sie nun wieder recht gut sehen könne.

Schon im alten Jahr hatte mich Vreni Schmid, die initiative Kraft des Blaukreuzvereins Dietikon, gebeten, am 7. Februar 1997, nachmittags 14.30 Uhr, im Kirchgemeindehaus der reformierten Kirche einen **Lichtbildervortrag** zu halten. Mein Vorschlag lautete: „**Reise in den Norden**“. Da Dias aus verschiedenen Reisen verwendet werden mussten, gerieten mir die Bilder ganz ordentlich durcheinander, und die Vorbereitung beanspruchte unverhältnismässig viel Zeit. Ich wählte die Themen: Nürnberg, Wolfsschlucht (Mondlandung), Hochwacht, Fehmarn, Rödby, Helsingborg, Seen, Wälder und Waldbrand, Holzflößen, Leksand, Rätwik, Siliansee, Heimatwerk und Webschule, Falun, Stockholm, Schlösser Drottningholm und Läkö, Göteborg,...Ich hoffe, dass meine Bilder und Ausführungen den Leuten gefallen haben.

Da nun unverhältnismässig viel Zeit und Arbeit aufgewendet werden müsste, um die Aufnahmen wieder den einzelnen Reisen zu- und in die Schachteln einzuordnen, beschloss ich, die

schönsten nach Themen zu einem neuen Vortrag über Skandinavien zusammenzustellen. Vielleicht ergibt sich gelegentlich eine weitere Gelegenheit, die Bilder in einer Altersgruppe vorzuführen.

Vom 12. August 1996 bis 19. Januar 1997 wurde im „Limmattaler Tagblatt“ in 135 Fortsetzungen ein riesiger amerikanischer Bestseller abgedruckt.. Ich sammelte alle Fortsetzungen und las dann das Werk „**Der unsichtbare Mann**“ des Schwarzen **Ralph Ellison** in einem Zug. Der Verfasser, ein Jazz-Musiker, wurde mit seinem autobiographischem Roman auf Anhieb berühmt.

Ellison schreibt, er sei ein wirklicher Mensch, aber trotzdem unsichtbar, weil ihn einfach keiner sehen wolle. Bei seiner Reifeprüfung hält der Schwarze eine Rede in der er betont, dass Demut das Geheimnis, ja, das Wesen des Fortschritts sei. Das kam bei den Weissen gut an. „Das, was ich vortrug, war natürlich nicht meine Überzeugung. Aber ich wusste, dass so etwas zog.“ Die Belohnung war ein Stipendium für das „Neger-College“!

Eines Tages soll der Student einem weissen Besucher die nähere Umgebung zeigen. Als er den Weissen mit der Realität konfrontiert, d.h. mit dem schwarzen Elendsviertel, wird er das Opfer unglücklicher Umstände und Zufälle und schliesslich aus seiner Schule ausgewiesen. Er kommt dann voller Zuversicht in den Norden. Der Leser erlebt die Angst des Schwarzen, etwas falsch zu machen. Ellison gerät in die extremsten Situationen. Auf dem Klavier der möglichen Erlebnisse spielt er auf allen Tasten, von der untersten bis zur allerhöchsten. Er arbeitet in eine „Bruderschaft“, für die er Vorträge hält über Minderheiten, über die Frauenbefreiung, etc.

In Harlem lernt der schwarze Südländer, dessen Grosseltern noch Sklaven waren, Elend, Hass, Unruhen, Aufwiegelei, Ausbeutung und den Überlebenskampf kennen, kurz, er verliert alle Illusionen, spürt die Verachtung, macht subtile Wandlungen durch und versinkt schliesslich bei neuerlichen Unruhen in einem Kohlenkeller. Die Geschichte des jungen Ellison wird zum Gleichnis für das Schicksal nicht nur der Schwarzen, sondern ganz allgemein der kritischen Aussenseiter.

Die **Senioren - Wanderung** vom Dienstag, 25. Februar 1997, führte von Schinznach-Bad hinauf zur prächtig renovierten **Habsburg**, wo der Kaffeehalt eingeschoben wurde. Über Hausen wanderten die 52 Dietikober Seiores zum Gasthof „*Rössli*“ im Mülligen, wo um 12 Uhr 15 ein feines Mittagessen auf uns wartete. Am Nachmittag gelangten wir über Birmenstorf und die Baldegg nach Baden.

Der Erfinder dieser Wanderungen, der ehemalige Gemeinde-Finanzverwalter Robert Müller, der mehr als hundert solcher Ausflüge durchführte, erlitt Ende 1996 sogenannte Streifungen. Nun kann er nicht mehr teilnehmen, und an seiner Stelle treten, Max Wiederkehr, Dr. Bruno Maier und Herr Kugler als Wanderleiter auf.

Das der Habsburgwanderung vorhergehende Wochenende war mild und sonnig gewesen. Wir hatten wahre „Frühlingstage“ erlebt. Nun aber schlug das Wetter um. Sturm und Regen waren angesagt. Trotzdem wurde der Ausflug gewagt, und wieder hatten wir Glück. Es windete wohl stark, wir wurden gut „ausgelüftet“, blieben aber trocken.

Unterwegs kamen mir verschiedene Schulreisen in den Sinn, die ich mit meinen Klassen in diese Gegend unternahm. Einst, 1935 oder 1936, also lange vor dem Krieg, wanderte ich mit drei ersten Sekundarschulklassen von Wettingen aufs „Gebensdorfer Horn“, von dort zur Habsburg, übers Birrfeld und hinauf zum Grat zwischen den Schlössern Bruneck und Wildeck. Nach der Besichtigung des Schlosses Wildegg führte die Wanderung noch weiter bis nach Othmarsingen. Welche Schulklasse könnte heute noch so weit wandern? Früh morgens waren wir nach Wettingen gereist, und erst spät, als es schon dunkel war, kamen wir wieder nach Dietikon zurück.

Diese Schulreise durfte pro Schüler nicht mehr als einen Franken kosten. Da aber Herr Sekundarlehrer **Emanuel Pasternak** mit seinen Berechnungen auf Fr.1.10 gekommen war, wollte die Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf die zu hohen Kosten nicht bewilligen. Kollege Pasternak setzte sich stets für die Schüler ein. Als in der Pflegesitzung allzusehr an der Schulreise gespart werden sollte, wurde er zornig, erhob sich von seinem Sitz, ergriff seinen in der Ecke stehenden Schirm und schlug ihn wütend auf den Tisch und sagte: „Was für eine Schulpflege seid Ihr doch! Alles ist Euch wichtig, nur das Wichtigste, die Schüler, nicht!“ Damals waren noch stets alle fünf Sekundarlehrer mit beratenden Stimme bei den Sitzungen dabei, und durch die spektakuläre „Beratung“ wurde dann auch der unwesentlich höhere Beitrag an die Schulreise bewilligt.

Nun konnte der Proviant für die etwa hundert Schülerinnen und Schüler eingekauft werden: Suppe, Wienerli, Kräutertee. Da die Schüler unterwegs **selber abkochen** mussten, besass die Sekundarschule mehrere grössere und kleinere Kessel mit zusammenklappbaren Metallständern, wie sie damals von Pfadfindern und Wandervögeln gebraucht wurden. Diese Ausrüstungsgegenstände lagen auf dem Estrich der Turnhalle sorgfältig aufbewahrt. Nun aber wurden am Abend vor der Schulreise hervorgeholt und den grössten und stärksten Buben, vor allem den Pfadfindern anvertraut, weil diese besonders gut wussten, wie man im Freien abkocht.

Früh morgens reisten wir dann nach Wettingen und wanderten hinauf aufs **Gebensdorfer Horn**, von wo aus wir die interessante Flusslandschaft, den Zusammenfluss von Aare, Reuss und Limmat betrachteten.

Abgekocht wurde etwa um elf Uhr, kurz bevor wir die **Habsburg** erreichten. Im Wald wurde Brennholz gesammelt, in einem Bauernhof Wasser erbettelt. Die Mädchen brachten die Suppenwürfel, die Wienerli und die Teekräuter herbei, und die Nähschullehrerin, Fräulein Luisoni, dirigierte das spektakuläre Abkochen. Es vergingen gut zwei Stunden, bis die rund hundert Sekundarschülerinnen und Schüler schichtweise gepflegt waren. Angesichts der Habsburg konnte die Gründung der Eidgenossenschaft besprochen und repetiert werden. Die politischen Verhältnisse im Zusammenhang mit Rudolf von Habsburg sind leider heute auf den Inschriften wenig hervorgehoben. Auf den 1997 angebrachten Tafeln lesen wir vor allem Angaben über die Burg, z.B. wie tief der Sodbrunnen ist (86 Meter), wem wann das Bauwerk gehörte etc.

Nach der Massenverpflegung auf der damaligen Schulreise wurden noch einige lustige Spiele organisiert, wie z.B. „Fuul Ei“ und das besonders beliebte „Blinzeln“. Endlich war dann alles wieder aufgeräumt. Die gereinigten Aluminiumkessel wurden neu verteilt. Es war eine grosse Ehre, sie ein Stück weit tragen zu dürfen. Man kann sich gut vorstellen, dass die grosse Schülerzahl aus drei mächtigen Sekundarschulklassen eine kilometerlange Kolonne bildete. Ich marschierte mit meinem Rucksack voll Sanitätsmaterial, die Wanderkarte in der Hand, voraus. In der Mitte der Riesenkolonne folgten die Nähschullehrerin und Herr Albrecht. Das Schlusslicht bildete Herr Pasternak mit dem grossen Geldbeutel. Er bezahlte das Bahnbillett, die eingekauften Esswaren und das Glas Süssmost, das jeder am späten Abend in einem Gasthaus von Wildegg bekam.

Nach der Besichtigung der Habsburg, die damals noch nicht so schön renoviert war wie heute, 1997, führte unsere Riesenschulreise hinunter aufs Birrfeld. In **Birr** betrachteten wir die **Pestalozzi-Erinnerungstafel** an der Kirche und stiegen dann, ohne einem Weg zu folgen in einer Kolonne durch den Wald hinauf auf den **Kestenberg**. Wir folgten dem Grat westwärts bis zur **Burg Wildegg**, die wir in drei Abteilungen gründlich besichtigten. Dann bekam jede Schülerin und jeder Schüler in einem Gasthaus von Wildegg als „Nachtessen“ ein Glas Süssmost zum selbst mitgebrachten Stück Brot.. Hier war aber unsere Wanderung noch lange nicht beendet.

Frisch gestärkt wanderten wir in der Dämmerung durchs Tal der Bünz und durch einen stockdunkeln Wald zur Bahnstation von **Othmarsingen**, wo wir auf dem Vorplatz und im Wartsaal, von den vielen Erlebnissen ganz übermütig, auf den letzten Zug warteten. Alle waren sehr aufgeregt und erzeugten einen riesengrossen Lärm. Im kleinen Wartsaal konnten lange nicht alle einen Sitzplatz finden, was Anlass gab zu einem tollen Spiel. Es entstand eine Art „Sesseltanz“. Man zog und stiess sich von einer Seite zur andern und freute sich dabei, dass der Zug mit den reservierten Wagen ganz ordentlich verspätet eintraf. Von Müdigkeit keine Spur! Alle hätte dieses selbst erfundene Spiel gerne noch lange Zeit weiter gespielt.

Ich war sehr erleichtert, als kurz vor Mitternacht alle Schüler wohlbehalten in Dietikon den Zug verliessen. Es gehörte damals zu einer wärschaften Schulreise, dass sie früh morgens begann und erst spät in der Nacht endete. Jede Schülerin und jeder Schüler bekam zum Schluss noch einen Händedruck mit dem Ausspruch: „En Gruess diheim, und es sig schön gsi!“

Diese denkwürdige Schulreise beschreibe ich noch einmal, und zwar ohne die „Einleitung“, ohne die Erwähnung der Seniorenwanderung. Vielleicht gelingt es, die Reise noch etwas ausführlicher und etwas anschaulicher darzustellen.

Testament und Patientenverfügung

Auf den Seiten 4 bis 11 der „Zeitlupe“ vom März 1997 lesen wir Interessantes über die Erstellung eines Testaments und einer Patientenverfügung.

Ich werde kein Testament abfassen, denn ich vertraue auf Euren gesunden Menschenverstand. Die Verhältnisse in unsern Familien sind zum Glück so einfach, dass keinerlei Schwierigkeiten auftauchen können. Ihr werdet doch imstande sein, das von mir Zurückgelassene in zwei gleiche Teile aufzuteilen.

Ich schreibe auch keine Patientenverfügung, denn ich nehme an, das Ihr richtig entscheiden werdet, wenn ich dazu nicht mehr in der Lage sein sollte.

An Lotti Schürch



Liebe Lotti.

Ich folgte deinem Vorschlag, 8953, $\frac{22}{3}$ 97
opferte ziemlich genau Fr. 100.- und verschickte den bei-
gehefteten Brief Nr. 1 betreffend „Armutszugnis“ an 83
Pro Senectute Volkstanzleiterinnen im Einzugs-
gebiet von Zürich. Vierzehn Tage lang kam nicht
die geringste Reaktion. Endlich, gestern, am 21. 3. 97,
war im Migros-Klubschul-Saal Oetlikon ein Pro-
Senectute-Tanzleiterinnen-Wiederholungskurs. Ich
reiste hin und beinahe jede Dame, die mich be-
grüsste, sagte, sie danke mir für den Brief, ohne
irgend welche Bemerkungen dazu zu machen.

Das kam mir verdächtig vor. Und wirk-
lich - offensichtlich hatten sich einige der Tanz-
pädagoginnen an die Oberleiterin Rosmarie
Fehlmann gewendet und diese gefragt, wie
sie sich zum Armutszugnis-Problem zu ver-
halten hätten!

Und, siehe da, Rosmarie, der ich die

letzte, ausführliche Fassung des Rundschreibens nicht geschickt hatte, benützte die Tanzpause, um ausführlich im Namen aller zu reagieren. Ihr hatte ich schon vor etwa einem halben Jahr eine erste, kürzere Fassung des Briefes gegeben. Nun aber hielt sie die letzte Ausgabe [Nr. 1] in der Hand, die sie von irgend jemandem bekommen hatte, und dazu ein grosses Blatt mit Notizen über das, was sie mir dazu im Beisein vieler Tanzleiterinnen zu sagen hatte!

Sie betonte, dass auch sie die Schweizer Tänze sehr schätze und versprach, in jeder Probe wenn irgend möglich auch einen oder zwei Schweizer-Tänze zu instruieren.

Dann aber betonte sie, nicht die meisten, sondern die wenigsten Seniorenanzleiterinnen kämen aus Trachtenkreisen, und es wurde auch gleich eine Umfrage gemacht. Und siehe da, von den etwa dreissig Anwesenden kamen nur vier aus Trachtengruppen.

Gar nicht einverstanden war Rosmarie Fehmann mit meiner Bemerkung betreffend die Vereinfachung der Tänze für Senioren. Und sie hat tatsächlich recht. Es gibt eine Art der Vereinfachung durch die der Tanz nicht zerstört wird. Auch ich passe mich der Leistungsfähigkeit alter Leute an und spiele die Musik etwas langsamer, Tanz Masolka statt Ma-

zurück, gestatte nur eine statt der vorge-
sehenen zwei Drehungen, etc.

Aber viele der sogenannten „Vereinfachungen“
sind eben doch Zerstörungen. Ich denke da vor
allem an Kindergruppen, die einen schönen
Walzettanz ganz gegen den Takt mit Geh-
schritten ausführen müssen, mit Zweihand-
fassung statt geschlossenem Walzer... Das
sieht drollig aus. Doch der Tanz ist kaputt
und macht den Kindern auch keine
Freude. Ebenso schlimm sind Senioren-
tänze in deren Ablauf einzelne Figuren durch
ganz andere ersetzt wurden etc...

Ich ging nun hin und änderte vor allem
das Kleingedruckte des Rundschreibens betr. das
„Armutsgewnis“, siehe die Fassung Nr 2!

Anlässlich der Diskussion in Berlin
wurde auch ziemlich emotional berichtet, Pro
Senectute habe vor Jahren die Verbindung
mit der Schweizerischen Trachtenvereinigung
aufnehmen wollen, sei aber auf vehementen
Ablehnung gestossen. Die STV, sogar auch Anne-
lis Aemis, sei der Meinung gewesen, die Schweizertänze
seien nichts für alte Leute! Ausserdem halte die
STV noch heute engstirnig an der Ansicht fest,
ein Schweizer oder eine Schweizerin, die ausländische
Tänze tanze, begehe eine schwerwiegende
Sünde. Schade, dass Du nicht hören konntest, was
da alles gesagt wurde!

Nun noch kurz etwas anderes. In der Kläui-
bibliothek Uster stiess ich auf „Mario von Moos:
Bibliographie für Familienforscher“, Schweizerische
Gesellschaft für Familienforschung, 1954, Auslieferung
durch Werner Hug, Muttenz. Verzeichnis geschicht-
licher Handbücher, gedruckter Quellen und Hilfs-
mittel und

„Mario von Moos: Familiengeschichtliche For-
schungen im Kanton Zürich“, Kläuibibliothek,
Uster, 1988.

Ich nehme an, dass Dir diese Sachen bekannt
sind - wenn nicht, könntest Du Dich mit
Dr. Bruno Schmid, Kläuibibliothek, in Verbindung
setzen und ihm einen Gruss von mir austreten.

Kennst Du auch Herrn Dr. med. vet. Theo Schürch,
den langjährigen Gemeindepräsidenten von Trüb-
schachen? Jedesmal, wenn ich den Namen Schürch
antreffe, denke ich sogleich an seine Familien-
forschung.

Alles Gute und herzlichste Grüsse

Karl K.

Die Schweiz
stellt sich selbst ein

Armutszuzeugnis

aus,

wenn in Volkstanzgruppen für

Kinder, Erwachsene und vor allem auch für Senioren

vorwiegend oder sogar ausschliesslich ausländische Volkstänze getanz
werden.

Ich sage damit kein Wort gegen die vielen hübschen Volkstänze aller Schwierigkeitsgrade aus allen möglichen Ländern Europas und aus Übersee.

Angeregt von der UNESCO stellte in den letzten zehn Jahren eine Arbeitsgruppe das „Volkstanzinventar der Schweiz“ zusammen. Es umfasst gegenwärtig **1162 Schweizer Volkstänze** aller Art. In diesem Volkstanzschatz lässt sich für jeden Zweck Geeignetes finden. Seit 1930 vertrete ich den Grundsatz, es seien in allen unsern Volkstanzproben und bei allen unsern Volkstanztreffen etwa 50% schweizerische und 50% ausländische Volkstänze zu tanzen.

Im Ausland ist eine schweizerische Volkstanzgruppe *nur mit unsern Schweizertänzen* etwas, und wenn Ausländer zu uns kommen, dann wollen sie doch **unser Brauchtum, unsere eigenen Volkstänze** sehen. Alles andere suchen sie doch dort, wo es hingehört, dort, wo es herkommt.

Weshalb sind die Schweizertänze bei gewissen Tanzleiterinnen und Tanzleitern, besonders in Kinder- und Senioren-Volkstanzgruppen, so wenig beliebt? Dafür gibt es vor allem zwei Gründe.

1. Die meisten Schweizertänze sind Paartänze. Sie sind daher für Kinder nicht geeignet, und ältere Personen, die ihr ganzes Leben lang kaum einmal tanzten und nun in der Seniorengruppe gleich paarweise tanzen sollen, bringen sich gegenseitig aus dem Takt. Zum Beginn eignen sich tatsächlich einfache Nichtpaartänze viel besser.

2. Die Tanzleiterinnen und Tanzleiter der Kinder- und Seniorentanzgruppen kommen meist aus den Trachtengruppen. Dort tanzen sie die schönen und zu recht sehr beliebten Schweizertänze, die Polka, Schottisch, Mazurka und Walzer als bekannt voraussetzen. Wenn sie nun ihre schweizerischen Lieblingstänze den Anfängern beibringen wollen, verfallen sie auf den unglücklichen Gedanken, die Tänze für Kinder und Senioren zu vereinfachen. (Masölke statt Mazurka, Gehschritte statt Polka oder Walzer, keine oder nur eine Drehung statt deren zwei, etc. etc.). Dadurch wird der schöne Tanz zerstört, und den Tanzenden macht er keinen Spass. Die Tanzleitung kennt leider weder die vielen einfachen schweizerischen Kindertänze noch die einfachen schweizerischen Volkstänze wie z.B. Gsatzlig, Kehrschottisch, Innerschweizer Alewander, Schamser Mazurka, Vierschrittpolka, Mer wänd es bitzeli luschtig sy, Kettengälpp, Polka à six pas, etc. Die Trachten-Volkstanzgruppen haben ein recht hohes Volkstanzniveau und proben in der Regel für eine perfekte Vorführung.

Seniorentanzgruppen pflegen auch deshalb so viele ausländische Volkstänze, weil in Holland und anderswo im Ausland schon zu einer Zeit Tonträger und Beschreibungen einfacher und vereinfachter Tänze auf dem Markt erschienen, als in der Schweiz der Seniorentanz noch nicht bekannt war und noch nicht gepflegt wurde.

Karl Klenk

Holzmat 15
8953 Dietikon

Karl

Die Schweiz
stellt sich selbst ein

Armutszuzeugnis

aus, wenn in Volkstanzgruppen für

Kinder, Erwachsene und vor allem auch für Senioren
vorwiegend oder sogar ausschliesslich ausländische Volkstänze getanzt
werden.

Ich sage damit kein Wort gegen die vielen hübschen Volks-
tänze aller Schwierigkeitsgrade aus allen möglichen Ländern Europas
und aus Übersee.

Angeregt von der UNESCO stellte in den letzten zehn Jahren
eine Arbeitsgruppe das „Volkstanzinventar der Schweiz“ zusammen. Es
umfasst gegenwärtig **1162 Schweizer Volkstänze** aller Art. In diesem
Volkstanzschatz lässt sich für jeden Zweck Geeignetes finden. Seit 1930
vertrete ich den **Grundsatz, es seien in allen unsern Volkstanzpro-
ben und bei allen unsern Volkstanztreffen etwa 50% schweizeri-
sche und 50% ausländische Volkstänze zu tanzen.**

Im Ausland ist eine schweizerische Volkstanzgruppe *nur mit
unsern Schweizertänzen* etwas, und wenn Ausländer zu uns kommen,
dann wollen sie doch *unser Brauchtum, unsere eigenen Volkstänze*
sehen. Alles andere suchen sie doch dort, wo es hingehört, dort, wo es
herkommt.

Weshalb sind die Schweizertänze bei gewissen Tanzleiterinnen und Tanzleitern, besonders in Kinder- und Senioren-
Volkstanzgruppen, so wenig beliebt? Dafür gibt es vor allem drei Gründe.

1. Die meisten Schweizertänze sind **Paartänze**. Sie sind daher für Kinder nicht geeignet, und ältere Personen, die ihr
ganzes Leben lang kaum einmal tanzten und nun in der Seniorengruppe gleich paarweise tanzen sollen, bringen sich gegenseitig aus dem
Takt. Zum Beginn eignen sich tatsächlich einfache, ausländische Nichtpaartänze viel besser.

2. Vielen Tanzleiterinnen und Tanzleitern sind die Schweizertänze viel zu wenig bekannt. Wir kennen aber genügend
einfache schweizerische Kindertänze und auch einfache Volkstänze für Erwachsene.

Ausserdem sah ich ein, dass es Möglichkeiten gibt, schwierigere Schweizertänze für Senioren zu vereinfachen, *ohne
dass der Tanz dadurch seine Einmaligkeit verliert*. Man passe sich der Leistungsfähigkeit alter Leute an und spiele die Musik ein wenig
langsamer, tanze in Mazurkatänzen Masollka- statt der gehüpften Mazurkaschritte, gestatte nur eine statt der vorgeschriebenen zwei
Drehungen etc.

3. Seniorengruppen pflegen auch deshalb so viele ausländische Volkstänze, weil in Holland und anderswo im Ausland
schon zu einer Zeit Tonträger und Beschreibungen einfacher und vereinfachter Tänze auf dem Markt erschienen, als in der Schweiz der
Seniorenvolkstanz noch nicht bekannt war und noch nicht gepflegt wurde.

Karl Klenk

Holz matt 15

8953 Dietikon

**An den Hausvorstand und an die Lehrerschaft des Schulhauses
Luberzen, Dietikon.**

Sehr geehrte Kolleginnen, sehr geehrte Kollegen.

Monatelang konnte jedermann am Anschlagbrett beim Schwimmbad Luberzen das komische Wort

„während“

und weitere Sprachfehler lesen.

Man lachte auf den Stockzähnen über dies schlechte Beispiel, das hier sogar im Innern des Schulhauses, den Schülern gegeben wird. Sie sollten doch, wenn irgendwo, wenigstens hier im Haus der Jugend die einigermaßen korrekte deutsche Sprache erlernen.

Die erwachsenen Besucher des Schwimmbads hofften, der Zustand sei nach dem Umbau besser, sie wurden aber enttäuscht. An einer Türe, wo jeder Eintretende es lesen muss, ist gross angeschrieben:

**„Eintreten nur mit
Badekleider
erlaubt“**

„Eintreten“ ist ein Verb. In Verbindung mit „erlaubt“ wäre das Substantiv „Zutritt“ besser. „Eintreten“ lässt sich zwar zwecks Kürze rechtfertigen. Die Präposition „mit“ verlangt aber zwingend, auch nach dem neuesten Duden, den Dativ. Der Text sollte also lauten:

„Eintreten nur mit Badekleidern erlaubt“.

Ein vollständiger Satz könnte lauten: „Der Zutritt ist nur in Badekleidung erlaubt.“ Ein Lehrkörper stellt sich doch ein

Armutszzeugnis

aus, wenn er nicht fähig ist, wenigstens im Innern seines eigenen Schulhauses, für einigermaßen korrekt geschriebene Texte zu sorgen. Gut abgefasste Mitteilungen sind wichtig, sowohl für die lernbegierigen Kinder, als auch für die erwachsenen Besucher, die Schule und Bad aufsuchen. Schlechte Texte färben leider auf Schule und Lehrkörper ab.

Man nehme mir bitte den wohlgemeinten **Rat, für Abhilfe zu sorgen,**
nicht übel.

Mit recht freundlichen Grüssen

Kari Klenk

An Rosmarie Fehlmann



Liebe Rosmarie.

8953. $\frac{21}{3}$. 97

Herzlichen Dank für die Besprechung des
Themas „schweizerische Volkstänze“ am 21. März 1997
in Oetlikon. Es ist mir dabei einiges klar geworden,
und ich erfährt Tatsachen, die mir bisher nicht be-
kannt waren.

Die Schweizerische Trachtenvereinigung scheint
für Pro Senectute ein Problem zu sein! Ich kannte das
erwähnte „frühere Verhältnis“ der beiden Organisationen
zu einander nicht!

Seit 1930 tanze ich im Volkstanzkreis Zürich
„internationale“ Tänze. Sowohl Louise Witzig, als auch
„Klara Stern waren ursprünglich nur ausländische Tänze
bekannt, deutsche, englische, skandinavische. Aus mei-
ner beiliegenden Schrift ersiehst du, wie sich die Sache
weiter entwickelt hat: Louise Witzig = Gesamtes, schweize-
risches Brauchtum und mit Schweizertänze, heute mehr
als 20 000 Mitglieder. Klara Stern = Volkstanzkreis Zürich:
50% schweizerischer und 50% ausländischer Volkstanz.

Der Volkstanzkreis Zürich ist kollektiv dem Kantonalen Zürcher Trachtenverband angeschlossen, er verband sich mit ähnlich ausgerichteten, städtischen Tanzkreisen, die ausser dem Volkstanz nichts anderes pflegen zur „Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise“, die auf nationaler Ebene der Schweiz. Trachtenvereinigung kollektiv angeschlossen ist.

Der Volkstanzkreis Zürich wurde 1939 von der Trachtenvereinigung an ein grosses internationales Folklore-Treffen nach Stockholm delegiert. Wir waren damals die offizielle Vertretung der Schweiz, weil wir die einzigste Gruppe waren, welche alle zu jener Zeit bekannten Schweizertänze beherrschte. Wir beteiligten uns auch am „Landi-Festspiel“ 1939, und später an verschiedenen „Umzügen und Trachtenfesten der Schweiz. Trachtenvereinigung, an den Tanzfesten von Vindonissa und Unspunnen etc.... Die fruchtbare Zusammenarbeit war uns stets wichtig, und wir wussten auch, dass viele Trachtenleute es gar nicht verstehen konnten, dass wir auch ausländisches Tanzgut pflegen!

Als dann aus den städtischen Tanzkreisen die „Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise“ hervorgegangen war, lautete einer der ersten, dem Frieden dienlichen Beschlüsse, es würden in diese Arbeitsgemeinschaft keine Gruppen aufgenommen, die sich von der Schweiz. Trachtenvereinigung abspalten. Es gab eben auch Gruppen, die lieber bei uns „international“ getanzt hätten, statt in der Trachtengruppe nur schweizerisch. Die „Pro Senectute“

ist auf nationaler Ebene kollektiv der Arbeitsgemeinschaft
Schweizer Volkstanzkreise angeschlossen (S. Bolliger). Ich
war zehn Jahre lang deren Obmann.

Lange Zeit besass der Volkstanzkreis auch noch
eine "B-Gruppe" für Leute, die später unserem Verein bei-
treten wollten und für Personen, die sich beim Tanzen
etwas schonen wollten. In diesem "B-Kreis", und in
der "Furnasoli-Gruppe" ging der Tanzbetrieb etwas be-
schaulicher zu. Wir hatten also selber eine Art Senioren-
tanz.

Die am Freitag, 21.3.97, erwähnten Spannungen
waren mir total unbekannt. Die Probleme kann ich
durchaus nachempfinden, war doch lange (und ist
da und dort noch heute) das ausländische Tanzen für
Trachtenleute geradezu eine Sünde. Doch darüber
setzten wir uns von Anfang an hinweg. Klara Stern
tanzte ja mit Louise Witzig ursprünglich auch aus-
ländisch... Die Schweizertänze kamen erst durch die
Arbeit Louise Witzigs aus Licht!

Das Problem der Tanzvereinfachungen sehe ich
jetzt auch richtiger. Besten Dank! Vereinfachungen
für Senioren sind etwas ganz anderes als Kindertänze.
Die Kinder brauchen ganz andere Tänze, Tanzspiele,
Machnahmen ohne bestimmte Tanzschritte etc.

In der Regel vereinfache auch ich die Tänze
für meine Betagten, indem ich z. B. die Musik
etwas langsamer abspiele. Auf den raschen
Drehungen (z. B. im Misoxer Foccolitanz) oder auf
den zwei oder gar drei Drehungen in der „Israeli-

"Mazurka" beharre ich nicht, denn dadurch wird ein Tanz in seinem Wesen nicht verändert. Auch dürfen ältere Leute ohne weiteres die gehüpften Mazurka- durch die ruhigeren Masallkeschritte ersetzen. Wünschbar wäre allerdings, dass die ganze Tanzgruppe gleich tanzt.

Was mir aber richtig weh tut, das sind vor allem die schönen für Kinder abgeänderten Walzertänze, die bei falscher Paarfassung von den Kleinen mit Gehschritten und meist auch ganz gegen den Takt getanzt werden. Das wirkt wohl drollig, macht ^{aber} den tanzenden Kindern keinen Spass und der Tanz ist kaputt. Auch das Erfinden anderer Figuren weil irgend etwas für die Tanzenden zu schwierig ist, lehne ich prinzipiell ab, denn dadurch verliert ein Tanz seinen einmaligen Charakter. Ich glaube, wir sind nun ziemlich einig im Problem der Tanzvereinfachungen.

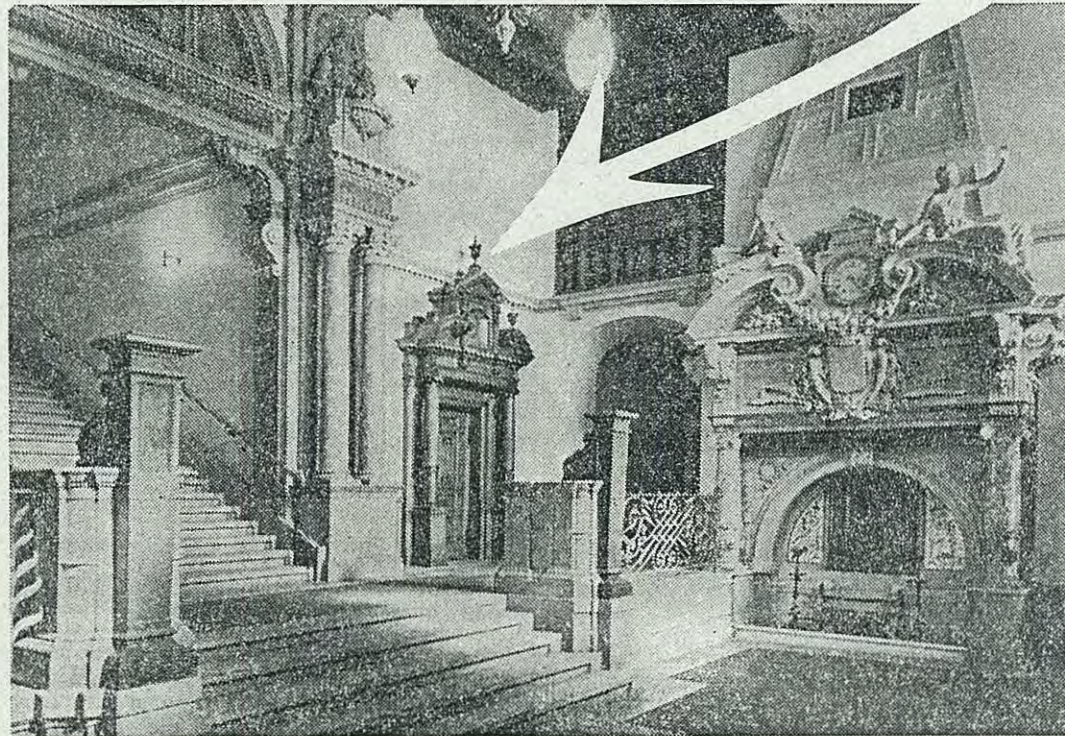
Ich war letzten Freitag auch sehr beeindruckt von der Tatsache, dass nicht die meisten, sondern die wenigsten der Seniorentanzleiterinnen aus den Trachtengruppen kommen.

Mit recht freundlichen Grüßen
Kare K.

NB. Wenn ich mich recht erinnere, schickte ich Dir meinen Aufsatz über die schweizerischen Volkstanzpioniere schon früher (mit der Strauss-Musik).

Vom Abbruchobjekt zum Baudenkmal

Nach der Renovation des Schulhauses Hirschengraben



Eingang zum Heizungskeller!!!

Hinter dem Hauptportal am Hirschengraben: Eine monumentale Treppe führt zum Hochparterre. Rechts ein prunkvolles Kamin, das selbstverständlich nie befeuert werden konnte. In der Mitte der plastisch überreich akzentuierte Zugang zur Heizung. Marmorsäulen, Schnitzereien, Gitterwerk und ein farbiges Fussbodenmosaik, Glasmalereien und pompöse Beleuchtungskörper lassen aus dem Schulhausentree eine Mischung zwischen Schloss und Krematorium entstehen.

Die ersten Proben des Volkstanzkreises Zürich fanden vor der eigentlichen Vereinsgründung in einem Privatstudio in der Gegend des Limmattquais und der Schiffflände statt. Das war vor 1938. Bald probte der Kreis in einem Schulzimmer des Hirschengrabenschulhauses, im ersten Stock. Vor jeder Probe mussten die Schulbänke zur Seite geräumt werden, und am Schluss wurden sie wieder in Reih und Glied gestellt. Es war ein grasser Fortschritt, als die Turnhallen benützt werden durften. Der VTKZ ist eng mit dem Hirschengrabenschulhaus verbunden.

wsp. Das unübersehbare Schulhaus Hirschengraben ist in den Jahren von 1891 bis 1894 entstanden als städtische Mädchenschule. Es ist die letzte grosse bauliche Leistung der alten Stadt: Am 1. Januar 1893 trat das Gesetz in Kraft, das diese Stadt mit ihren Nachbargemeinden vereinigte. Es wird erzählt, die damals reiche Kernstadt habe vor der Eingemeindung der teils verzweifelt armen Nachbarn noch einmal aus dem vollen schöpfen wollen. In der «NZZ» stand im Oktober 1893 zur Eröffnung: «Zürich wird ein solches Schulhaus wie das am Hirschengraben fürderhin nicht mehr bekommen. Das Haus da droben ist noch ein Wahrzeichen aus dem alten Zürich, das am letzten Neujahr seine Pforten geöffnet hat und nun nach aussen grösser und mächtiger geworden ist. Aber die Schnur am Stadtseckel ist nun etwas enger zugezogen.»

Der zweite mit dem Projekt des ersten

Für das Schulhaus Hirschengraben wurde ein öffentlicher Projektwettbewerb ausgeschrieben. Unter zwanzig eingereichten Vorschlägen waren offenbar nur vier ernstzunehmende. Mit dem ersten Preis wurde ein Münchner Architekt namens Lotterschmid ausgezeichnet; da sich die Bauausführung durch diesen aber als «untunlich» erwies, ging der Auftrag an den Gewinner des zweiten Preises, an den damals schon in London lebenden Zürcher Architekten *Alexander Koch* (1848–1911), obwohl das Preisgericht ihm «bei aller Anerkennung der Freiheit und Phantasie» vorwarf, die gewählten Formen stünden «mit unseren zürcherischen Verhältnissen und namentlich mit der Umgebung selbst in einem ziemlich starken Contraste». Indessen musste Koch seinen Wohnsitz für die Zeit der Bauausführung wieder nach Zürich verlegen und überdies das Projekt und den Kostenvoranschlag Lotterschmids zur Grundlage nehmen. In der Tat entspricht die grundrissliche Organisation des Schulhauses der Disposition Lotterschmids.

Es war naheliegend, von Koch zu behaupten, er habe sich vom englischen Collegebau beeinflussen lassen. Er selber bestritt, in englischem Stil gebaut zu haben; vielmehr habe er «lediglich aus seinem Vorrat ausgekratzt, was ihm passend geschienen habe, nachdem er allen Schulkram und alle Theorie vorerst an den Nagel gehängt habe». Ein Rundgang werde jedem Sachverständigen zeigen, dass bei der Wahl gar *kein Stil zu kurz gekommen* sei. Der Bau ist denn auch ein Spätwerk des Historismus, das von einer starken Persönlichkeit geprägt ist. Der reichen formalen Durchbildung im Aeussern entsprechen plastischer Schmuck und dekorative Malereien im Innern, namentlich in Korridoren und Hallen, beim Entrée und in der geradezu einzigartigen Aula im dritten Stockwerk.

Neuer Sinn für lang Geschmähtes

Zu Beginn der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts schienen die Tage des Hirschengrabenschulhauses gezählt zu sein: Ein Neubauprojekt lag schon vor. Es erwies sich dann aber, dass eine höhere Ausnützung nicht erzielt werden konnte, und gleichzeitig trat auch in einer weiteren Öffentlichkeit der Gesinnungswandel ein, der

den Blick für den Denkmalcharakter von Bauten des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende öffnete und schärfte. Was noch vor kurzem belächelt, wenn nicht gar als monumentales Sammelsurium von Kitsch regelrecht geschmäht worden war, fand nun wieder seine Liebhaber und Bewunderer und Platz auf den Listen der Kulturgüter und der schützenswerten Bauten.

In drei Etappen ist das Schulhaus aus betrieblichen und finanziellen Gründen mit langer Frist erneuert und zeitgemässen Ansprüchen angepasst worden, wobei man Bedacht darauf genommen hat, den Reichtum an skulpturalem und malerischem Schmuck zu erhalten und auch da, wo er geradezu grotesk erscheint (beispielsweise eine prunkvolle Renaissancetüre beim Eingang zur Heizung), ungeschmälert zur Wirkung kommen zu lassen. Im Auftrag des Hochbauinspektorates der Stadt leitete Architekt *Paul H. Ruggli* die Arbeiten; als dieser dann aus Gesundheitsrücksichten davon Abstand nehmen musste, sprang dessen ehemaliger Mitarbeiter *Bruno Chiodi* in die Lücke. Eng war die Zusammenarbeit mit dem städtischen Büro für Denkmalpflege, das auch den Restaurator *Albert Häusler* mit der Erneuerung der Wandmalereien im obersten Teil des Treppenhauses beauftragte.

Eine Mitschauanlage

Wegen der Nähe zur Universität ist das Schulhaus Hirschengraben schon lange *Uebungsschule für Sekundarlehrantkandidaten*. Diese haben nun ein vom Kanton finanziertes Instrument bekommen, das den Praxisunterricht wesentlich zu bereichern vermag. Es handelt sich um eine sogenannte Mitschauanlage, deren Kern ein scheinbar normales Klassenzimmer sowie ein nur durch eine Glaswand abgetrenntes Auditorium bilden. Kameras, Monitore, Grossprojektion von TV-Aufnahmen, eine komplizierte Lautsprecheranlage und zahlreiche weitere technische Einrichtungen ermöglichen es Sekundarlehrantkandidaten, Unterrichtsstunden von Lehrern und Studenten direkt mitzuerleben, unmittelbar zu kommentieren und für spätere Besprechungen aufzuzeichnen; solche Unterrichtsstunden können auch in Fachzimmern anderswo im Schulhaus stattfinden.

Die Kosten des Hirschengrabenschulhauses waren seinerzeit mit 1,1 Millionen Franken veranschlagt. Die Renovation kam nun auf 6,233 Millionen Franken zu stehen und hielt sich damit im Rahmen der von Stadt- und Gemeinderat bewilligten Kredite. Genau auf den Einweihungstag hin ist eine von Hirschengraben-Sekundarlehrer *Peter Ziegler* verfasste Monographie des Schulhauses erschienen, die u. a. über die vielen dekorativen Details sehr genaue Auskunft gibt. Amüsant ist ein Ausschnitt aus Urteilen der Schüler über das erneuerte Haus.

Unter das Bild vom monumental-prunkvoller Schulhausentrée schreibt ein Journalist, es sei eine "Mischung zwischen Schloss und Krematorium"!!! Der Zugang zur Heizung ist mit Marmorsäulen etc. überreich akzentuiert....

SITZUNG VOM 10. APRIL 1997

Bewilligung Abänderungspläne Reform-Nährmittel AG

(B2.32)

Baugesuchsnummer:	96006
Bauherrschaft:	Reform-Nährmittel AG, Güterstrasse 54, 3072 Ostermundigen
Vertreter:	Brägger + Kern, Architektur und Planung AG, Militärstrasse 76, 8021 Zürich
Bauvorhaben:	Drei Mehrfamilienhäuser mit Unterniveaugarage
Ort:	Grundstück Kataster Nr. 8841, Holzmattstrasse, 8953 Dietikon
Bekanntmachung:	Die Abänderung kann dem vereinfachten Verfahren unterstellt werden, d.h. das Gesuch muss nicht noch einmal öffentlich bekanntgemacht werden.

Massgebende Unterlagen:

- Grundrisse Haus 1 1:100, Plan Nr. 120 vom 23. Januar 1997
- Fassaden Haus 1 1:100, Plan Nr. 121 vom 23. Januar 1997
- Grundrisse Haus 2 1:100, Plan Nr. 122 vom 23. Januar 1997
- Fassaden Haus 3 1:100, Plan Nr. 123 vom 23. Januar 1997
- Grundrisse Haus 3 1:100, Plan Nr. 124 vom 23. Januar 1997
- Fassaden Haus 3 1:125, Plan Nr. 125 vom 23. Januar 1997
- Tiefgarage 1:100, Plan Nr. 126 vom 23. Januar 1997
- Schnitte A und B 1:100, Plan Nr. 127 vom 23. Januar 1997
- Unterniveaugarage 1:50, Plan Nr. 201 vom 9. Dezember 1996 (Rauchabzugsöffnungen)
- Umgebungsgestaltung 1:200, Plan Nr. 111A vom 5. März 1997

Das Projekt umfasst:

Ausbau der Dachgeschosse mit zwei zusätzlichen 3-Zimmerwohnungen pro Haus sowie die Reduktion der Ausnützung durch Weglassen der 2-Zimmerwohnung im Erdgeschoss.

Es sind somit neu 26 Wohnungen (2 2-Zimmerwohnungen, 6 3-Zimmerwohnungen und 18 4-Zimmerwohnungen) vorhanden.



Es kommt in Betracht:

Frühere Entscheide

- a) Mit Beschluss vom 18. März 1996 wurde für das obige Bauvorhaben die baurechtliche Bewilligung unter Bedingungen und Auflagen erteilt.

Eingabe

- b) Am 3. Februar beziehungsweise 6. März 1997 reichte die Brägger + Kern, Architektur und Planung AG, Abänderungspläne gemäss Bedingung Ziffer 3.3 der Baubewilligung vom 18. März 1996 sowie Abänderungspläne über die Dachgeschossausbauten zur Bewilligung ein.

Spiel- und Ruheflächen

- c) Es werden insgesamt 520 m² Spiel- und Ruheflächen ausgewiesen. Diese Fläche genügt den Anforderungen von Art. 33 der Bauordnung (inklusive Dachgeschossausbau).

Ausnutzungsreduktion

- d) Die Ausnutzung wird im Erdgeschoss Haus 1 durch das Weglassen der 2-Zimmerwohnung reduziert und zwar um 33 m² Geschossfläche. Die zulässige Ausnutzung ist somit eingehalten.

Reduktion Bastelräume und Fenster in den Abstellräumen

- e) Die Reduktionen der Bastelräume und der Fenster in den Abstellräumen der Dachgeschosse sind durch Dachgeschossausbauten hinfällig geworden.

Vergrosserung der Korridorbreiten

- f) Die internen Korridorbreiten in den Wohnungen der Häuser 2 und 3 sind wie verlangt auf 1.20 m verbreitert worden.

Fahrzeugabstellplätze

- g) Durch die Dachgeschossausbauten sind gemäss Art. 31 der Bauordnung 8 zusätzliche Fahrzeugabstellplätze (7 und 1 Besucherparkplatz) total 38 Plätze erforderlich.

Gemäss Abänderungseingabe sind 33 Garagenplätze und 5 Besucherparkplätze an der Holzmattstrasse, total 38 Parkplätze vorgesehen.

**Ausnützungsziffer**

- h) Gemäss § 255 PBG müssen Räume in Dachgeschossen nicht mehr zur Ausnützung angerechnet werden.

Dachaufbauten

- i) Mit den Dachaufbauten wird die Drittelsbeschränkung gemäss § 292 PBG eingehalten.

Nebenräume

- j) Gemäss § 39 BBV I müssen für Wohnungen ab drei Zimmern Nebenräume für Vorräte und Hausrat von wenigstens 8 m² Grösse erstellt werden. Für Wohnungen mit höchstens zwei Zimmern kann diese auf 5 m² reduziert werden.

Die erforderlichen Nebenräume sind trotz Weglassen von Abstellräumen im Dachgeschoss und zusätzlichen Wohnungen im Dachgeschoss eingehalten.

Anforderungen an Räume

- k) Bezüglich der Raumanforderungen entspricht das Projekt den Bestimmungen der §§ 299 bis 306 PBG, soweit dies aufgrund der eingereichten Unterlagen festgestellt werden kann.

Aenderungen Grundrisse und Fassaden

- l) Im weiteren sind Aenderungen in der Inneneinteilung der Grundrisse und der Fenstergestaltung vorgenommen worden.

Rauchabzugsöffnungen

- m) Die erforderlichen Rauchabzugsöffnungen (Disp. 3.11.5 der Baubewilligung) sind vorgesehen.

Containerstandplätze

- n) Ueber die im Umgebungsplan vorgesehenen Containerstandplätze sind Details einzureichen. Die genaue Festlegung hat im Einvernehmen mit dem Gesundheitsamt zu erfolgen.

Die vorgesehenen Containerstandplätze sind von der Genehmigung auszuschliessen.

**Die Baukommission beschliesst:****1. Bewilligung**

Die Abänderungen mit Ausnahme der Containerstandplätze werden unter den nachfolgenden Bedingungen und Auflagen bewilligt.

1.1 Detailpläne und Detailangaben vor Baubeginn

Vor Baubeginn sind Detailpläne und -angaben über die Containerstandplätze im vorherigen Einvernehmen mit dem zuständigen Gesundheitsamt gemäss lit. n) der Erwägungen einzureichen und bewilligen zu lassen.

1.2 Ausführung

1.2.1 Die Ausführung hat gemäss den bewilligten Plänen zu erfolgen.

1.2.2 Die Bewilligung bezieht sich nur auf die in den Plänen farbig eingetragenen Änderungen und Ergänzungen bzw. auf die in den vorstehenden Erwägungen erwähnten Punkte.

1.3 Weitere Auflagen und Bedingungen

Im weiteren gelten die Bedingungen und Auflagen der obigen baurechtlichen Bewilligung und der seither ergangenen Beschlüsse und Verfügungen, soweit diese nicht ausdrücklich als erledigt gelten oder aufgehoben wurden.

2. Gebühren

Die Gebühren für die Prüfung, Bewilligung und Abnahme werden aufgrund der Gebühren-Verordnung festgesetzt und betragen

Schreibgebühr	Fr.	1,800.00
Zustellungsgebühr	Fr.	105.00
	Fr.	<u>9.00</u>
Total	Fr.	<u>1,914.00</u>

Dieser Betrag wird der Bauherrschaft in Rechnung gestellt.



3. Rechtsmittel

Gegen diesen Beschluss kann innert zwanzig Tagen, von der Zustellung an gerechnet, bei der Baurekurskommission I des Kantons Zürich, 8090 Zürich, schriftlich Rekurs erhoben werden. Die in dreifacher Ausführung einzureichende Rekurschrift muss einen Antrag und dessen Begründung enthalten. Der angefochtene Beschluss ist beizulegen. Die angerufenen Beweismittel sind genau zu bezeichnen und, soweit möglich, beizulegen. Materielle und formelle Urteile der Baurekurskommission sind kostenpflichtig; die Kosten hat die im Verfahren unterliegende Partei zu tragen.

Mitteilung durch Protokollauszug an:

- Reform-Nährmittel AG, Güterstrasse 54, 3072 Ostermundigen (Beilage: 1 Rechnung, eingeschrieben)
- Brägger + Kern, Architektur und Planung AG, Militärstrasse 76, 8021 Zürich
- Stadtrat
- Stadtgenieurbüro
- Bausekretariat
- Walter Dürr-Kister, Berlistrasse 13, 8953 Dietikon (eingeschrieben)
- Dieter Meier, Holzmattstrasse 14, 8953 Dietikon (eingeschrieben)
- Karl Klenk, Holzmattstrasse 15, 8953 Dietikon (eingeschrieben)
- Ruth Häfliger-Segin, Holzmattstrasse 22, 8953 Dietikon (eingeschrieben)
- Peter Schmidt-Müller, Ottostrasse 27, 8005 Zürich (eingeschrieben)
- Ed. Gibel + L. Grendelmeier-Gibel, Steinmürlistrasse 40, 8953 Dietikon (eingeschrieben)

Oe/Hf/Je/ge
96006B03

NAMENS DER BAUKOMMISSION

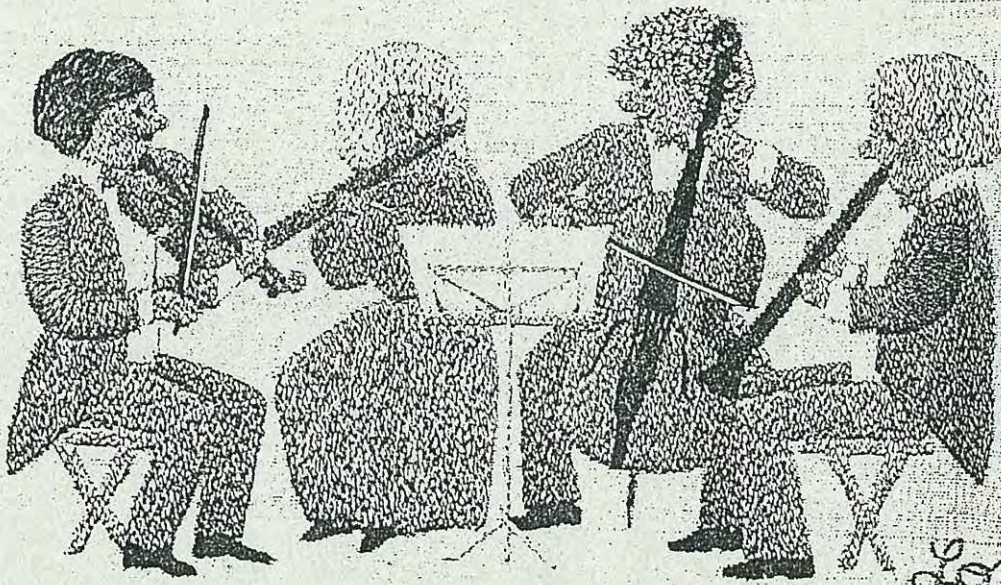
Der Präsident:

Der Sekretär:

A. Zimmermann

P. Weber

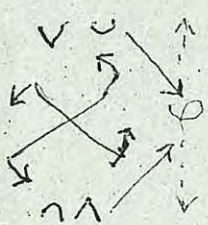
versandt am: 15. April 1997



Lina Silvia.

8953, $\frac{4}{2}$. 97.

Die Danemark ist auch auf dem nächsten Ballprogramm; wir werden uns also wieder mit den Eckenmühlen befassen müssen. In Amerika hatten wir eine einleuchtende, bessere Variante. Am letzten



Ball machten die vier Leute, welche neben der "Eckenmühle links" die Plätze tauschten fol-

- gendes
- 1-4 Zählzeiten warten
 - 5-8 schräg vorwärts neben der Mühle
 - 9-12 Platz tauschen
 - 13-16 rückwärts zum Gegenplatz gehen.

Neuer Vorschlag:



- 1-4 nicht warten: sofort Seitschritte (Seite schliessen - Seite schliessen)
- 5-8 grad vorwärts.
- 9-12 Platz tauschen
- 13-16 rückwärts zum Gegenplatz gehen.

Zu bitte sich, diese Sache zu überlegen und
sende Euch recht herzliche Grüsse

Karl K.

(Kopie für andere Tanzleiter).

N3 Auf dem offiziellen Blatt steht auch: „Die
Damen gehen aus der Mühle vorwärts an den
Platz gegenüber. Dieses „vorwärts“ ist auf meinem
Blatt korrigiert in „rückwärts“, d. h. sie geben,
wenn sie in der Mühle links“ gegen ihr „Ziel“
kommen – die Mühle auflösend – ihre linke
Hand dem gleichzeitig herüberkommenden
Partner und gehen als Paar rückwärts-
gehend zum Ausgangsplatz für die zweite
Eckenmühle, bezw. für die Fortsetzung des
Tanzes vom Ausgangsplatz aus. (= das 2. Mal).

Karl K.

CHRISTINE KOHLER: «WE'S NACHE ISCH»

Erst vor kurzem erschien ein neues Buch der Berner Mundartautorin Christine Kohler, die 1993 im Alter von 54 Jahren an Krebs gestorben ist. Posthum werden nun unter dem Titel «We's nache isch» die gesammelten Stüblibeiträge aus den Jahren 1992 und 1993, die sie für den «Bund» verfasste, veröffentlicht: Die Wiederbegegnung mit der zu ihren Lebzeiten stets Herzlichkeit und menschliche Wärme ausstrahlenden Schriftstellerin und Bauernfrau aus Aeffligen ist unterhaltend und lehrreich zugleich, gleicht sie doch in vielem ihrem grossen Vorbild Jeremias Gotthelf. Das Buch gliedert sich in drei Teile:

Im ersten sind sämtliche Stübli-briefe abgedruckt, die sie anno 1992 monatlich über den alttestamentlichen Salomo und dessen weise Sprüche verfasste. Von Christine Kohler bekommt man aber keine theologische Abhandlung oder Moralpredigt, sondern etwas leichter Verdauliches vorgesezt: «Es isch nüt

Ferruckts und ou nüt furchtbar Nöis.» Unter Überschriften wie «Heiter u fyschter», «Wärche» oder «Schyne u sy» äussert sie denn in ihrer offenen, direkten Art und in flüssigem Berndeutsches Gedan-

ken, die sie anhand von Salomos Sprüchen über sich und die Mitmenschen anstellt. Ihre Lebenslust und ihren unversiegbaren Optimismus schöpft sie beispielsweise aus den Salomo-Worten «*Ein frohes Herz macht das Angesicht heiter, beim Kummer im Herzen ist der Geist bedrückt*» und meint humorvoll, sie gehöre «*halt zu dene, wo bim Ämmitaler der Chäs gseh u nid d Löcher*». Kein Blatt vor den Mund nimmt sie, wenn es um Tierquälerei, den spanischen Stierkampf, Fernsehkonsum, ums Geldverdienen («*Vilicht zable mer alli, ohnis z merke, a de Fäde vom Gäldtüüfel*») und Dichterruhm geht. So schreibt sie über den Letztgenannten, wohl auch sich selbst meinend, treffend: «*Wär hütt umschwärmt wird, isch morn vergässe. Zwüsche Erfolg u Lächerlechkeit lige mängisch nume es paar Jahrzähnt oder no weniger.*»

Ein wahres poetisches Kleinod ist der zweite Teil des Buches. Da geht die Autorin in acht Stübli-briefen von Gegenständen auf ihrem Stubenbuffet aus und stellt darüber allerlei interessante Beobachtungen und tief-sinnige Überlegungen an. So kommt sie von einer ihr geschenkten Röstiplatte auf den Röstigraben, aber auch aufs Brotvergeuden und den Hunger auf der Welt zu sprechen. Ein ged-rechselter Apfel, ein prächtiger Keramikstier, ein pseudobarocker Lipizzanerhengst (ein liebgewonnenes Geschenk aus Wien) oder

*Es Jahr isch um, het briegget u het gsunge,
e Teil isch abverheit, e Teil isch glunge,
es Jahr isch um, es het vil mit sech brunge.*

*Es nöis isch cho mit eme Chorb voll Sache.
Du weisch no nid, was öppe druus chasch mache,
wenn du muesch truurig sy u wenn darfsch luche.*

*D Zyt geit verby, du muesch se halt la fliesse,
Nimm d Stunden aa, di suure und di süesse.
D Zyt geit verby, bis gschyd, probier se z gniesse.*

Christine Kohler

auch aufs Brotvergeuden und den Hunger auf der Welt zu sprechen. Ein ged-rechselter Apfel, ein prächtiger Keramikstier, ein pseudobarocker Lipizzanerhengst (ein liebgewonnenes Geschenk aus Wien) oder

VIKTOR SCHOBIN- GER: «KÄ HELDE»

Ein zürichdeutscher Zürcher Familienroman von 350 Seiten, oder *vil gschichte in äinere gschicht*, wie der Untertitel des Buches lautet. An einem Leidmahl, einem *liichemööli*, kann sich der Leser als Betrachter unter die zunächst eher unübersichtliche Verwandtschaft mischen, und, wenn er aus dem vorausgeschickten Stamm-baum und dessen vielfältigen Beziehungen seine Kenntnisse allmählich gefestigt hat, die recht unterschiedlichen Personen auf manchen Lebensstationen begleiten.

Aber was kann er erwarten von einem Buch mit diesem Titel? Das Problem: *En romaan bruucht ja äigetli en held. Aber chönt Si sich en held voorschtele, wo im ene büro schaffet? Sis auto butzt? Kä gält hät? En schlufi isch? Oder es büüchli hät?...Näi, vo helde cha me nöd rede bin öis. Tänkned Si, wie miir vo helde reded. «Duu bisch mer en schööne held!» Isch daas es komplimänt? Me säit ja nöd: «Duu bisch en held!» Näi, im gägetäl, me säit: «Du bisch ä kän held!» Und daas isch namal käs komplimänt. – Si wüsed au, was es «heldestückli» isch, oder e «heldetaat». Öppe s gägetäl vom ene schrifttüütsche «Heldenschückh» oder an ere «Heldenthaath». Lömer also d helde la sii.*

Und wenn wir in überraschenden Zwischenkapiteln vom Autor plötzlich wieder angesprochen werden, dann werden wieder allfällige Erwartungen zunichte gemacht: keine griechische Tragödie, kein Ausflug ins Paradies, kein Millionengewinn

veraltete Lexikonbände sind weitere gedankenregende Dinge der schreibenden Lehrerin und Bäuerin. Der persönlichste Stübli-brief ist jedoch der mit dem Titel «E Gutsch Läbe». Ausgehend von einer Zinnkanne, erzählt die Stüblichreiberin zunächst von ihrer Theaterleidenschaft und kommt dann über Anna Seiler mit ihrem Kampf aufs Inselspital, wo sie den Kampf gegen ihre heimtückische Krankheit verloren hat, zu sprechen; an dieser Stelle dokumentiert sie dann auch ihren unerschütterlichen Glauben ans Leben: «*Da obe hettet au öpper e Channe. Es rägnet, warm u bschüsig. Nid nume schwarzi Vögel gheien obenache, mängisch chunnt ou e Platsch Säge, e Gutsch Läbe.*» – Wenige Monate später ist Christine Kohler tot.

Der dritte Teil führt die Leserschaft ins seeländische Barga, wo die bekannte Mundartautorin ihre Kindheit verbracht und im Jubiläumsjahr 1991 eine eindrückliche 1.-August-Rede gehalten hat. Wahrlich, Christine Kohlers gesammelte Stübli-briefe sind sowohl bezüglich Sprache als auch Inhalt Labsäl für Herz und Seele!

Jakob Salzmann

Christine Kohler, *We's nache isch*, Stübli-briefe und en Erscht-Ougschte-Red. Zytglogge-Verlag, Gälligen

Impressum:
Verlag: Verein Schweizerdeutsch
Präsident: ad int.
Peter Wagner, Vizepräsident,
Feldackerweg 4, 3067 Boll BE
Redaktion dieser Nummer:
Arthur Baur, 8006 Zürich
Druck: Zbinden Druck AG, Basel

im Lotto, sondern alles *hundsgewöönlich*...

Dennoch haben wir ein Buch vor uns, das von Seite zu Seite fesselt und das sehr schwer wegzulegen ist. An die konsequente Schreibweise hat man sich rasch gewöhnt, und dann hindert einen nichts, die sehr unterschiedlichen Welten in ihrer genauen und scharfen Zeichnung mitzuerleben. Die Probleme eines Witwers, dem es doch sicher am wohlsten wäre in einem Heim und der das Haus doch gescheiter seinen Erben überliesse, die Frage, wie man in eine Zunft aufgenommen wird oder wie ein Freimaurer sich zu benehmen hat, die Kniffe grosser Schnorrer und rücksichtsloses Vorkommen in Firmen, militärische Spiele, Einblicke ins Milieu und die Wichtigkeit von Beziehungen, ehrgeizige Frauen und der Wille, voranzukommen, nebst jämmerlichem Versagen, Herzlosigkeit, dummer Arroganz, vom Biertisch zur grossen Gesellschaftsparty – der Roman notiert unerbitlich, in einer Alltagssprache, die an so viel Bekanntes erinnert, an selbsterlebte Szenen oder solche, die man zum Glück nicht mitmachen muss. Es wird kaum, nie endgültig, gewertet, jedoch nichts weggeschoben: die Frage «nach dem Sinn des Lebens» stellt sich aber, bei soviel verpassten und verduimten und verlanen, aber so unausweichlich bekannten Ereignissen dem Leser doch immer deutlicher.

Waas isch wichtig im läbe? Wä me daas wüsst!...Öisi nöd-helde sind uf em bräite wääg, won au di andere lauffed druff. Si wänd fürsichoo, ufe. Epaar hetted alerdings lieber iri rue. Mues mer e ggariere mache? Oder cha men au mit wenigem zfride

sii? Isch de grooss zapfe wichtiger als e liebi frau? Isch es schön, wä me sine mitmäntsche cha befele und die müend folge? Oder tuet s äim wööler, wä mer es läbe lang mues mache, was äim ander säged? Und äim es läbe lang vo dem abhatted, wo s hëerz äigetli wett mache? Hett äim daas s glück praacht?

«Normalerweise» strafft ein Roman, gibt Hauptlinien, setzt die wesentlichen Akzente, klare Schwerpunkte, zeigt «mehr als die Wirklichkeit». Der wirkliche Alltag wäre ja in seiner Länge und Banalität oft nicht auszuhalten. Hier haben wir ihn aber, und allzu oft muss sich der Leser wohl wiedererkennen in den oft, von aussen und oben herab gesehen, kläglichen Handlungen und Einstellungen. Es wächst einem auch niemand so ganz besonders ans Herz – aber andererseits versteht man auch die abseitigeren Gestalten um einiges besser. Für den Leser kann das irritierende Gefühl auftauchen, da und dort würde er fugenlos hineinpassen und könnte, so wie er ist, gleich mitmachen, oder er sei geradezu schon fertig porträtiert. Und dann halt auch «kein Held»...

Erstaunlich ist Schobingers Könnerschaft, durch ganz unpapierene Dialoge in gewöhnlichster Alltagssprache Stimmungen und Entwicklungen spürbar werden zu lassen; erstaunlich auch die Kenntnis verschiedenster Gesellschaftsschichten und ihrer Bräuche. Da und dort ist man geneigt, Gemeinten nachzuspüren und sie «aufzuschlüsseln», doch verkündet eine mit ernstem Gesicht vorgetragene Vorbemerkung: *S isch ales erfunde: d phërsoone, d oort, d handlige; das säit jede gschichteschriiber – iich au.* Der Ro-

man könnte in seiner Darstellung von Sprache und seltsamer Lebenswelt geradezu als eine Dokumentation für Ethnologen dienen – aber eben: wir stecken selbst in dieser Welt drin!

Allerdings: Die weitgespannte Menschenkenntnis und die so vielfältige Sach- und Gesellschaftskunde überrascht einen insofern nicht mehr völlig, als man sich bei Viktor Schobinger an einiges gewöhnt hat. Aber man kann Leute, die ihn oder seine Arbeiten (noch) nicht näher kennen, erfolgreich aus der Fassung bringen, wenn man, ganz ohne Vollständigkeit, ein bisschen aufzählt, was er so alles gemacht hat: Eine zürichdeutsche Kurzgrammatik – eine zürichdeutsche Fassung des Matthäusevangeliums – 10 Kriminalromane um den Polizeileutnant *Ääschme* (und wer das Staunen neu lernen will, soll im Züri-Krimi 7 nachlesen, wie Schobinger einen Krimi schreibt) – drei prächtige Büchlein über Zürichdeutsch, Zürcher Ortsnamen, Zürcher Familiennamen (von der Zürcher Kantonalbank herausgegeben); eine hebräisch-zürichdeutsche Fassung des Predigers Salomo, eine grosse Reihe bekannter blauweisser Taschenbüchlein ...Schobingers Beruf zu erraten, stelle ich als Denksportaufgabe! Besonders erfreulich ist auch, dass wir noch weitere Geschichten von ihm erwarten können. Dieser grosse Roman ist aber sicher ein überraschendes und eindringliches Hauptwerk. *Jürg Bleiker*

Viktor Schobinger, kä helde. vil gschichte i äinere gschicht. Schobinger Verlag, Züri 1996. Viktor Schobinger liest aus seinem Familienroman «kä helde» am 20. Februar 1997, 19.50 Uhr, im Kirchgemeindehaus St. Peter, St. Peterhofstatt 6, Zürich.

GSCHICHTÄ UNT LIÄTLI ÜS EM ÜRNERLAND

Den Urnern kann man nur gratulieren! Nach dem «ersten Buch mit CD», den «Urner Sagen» (s. Besprechung in «Mundart» 1995 3/4, S.5) nach Josef Müller, bearbeitet und in Mundart übersetzt von Walter Sigi Arnold (Quadrat-Verlag Altdorf – der Verlagsname deutet aufs Buchformat, schliesslich muss die CD Platz haben!) hat sich schon ein gleichformatiger Gespan, ebenfalls mit CD, dazugesellt: ein Werk von Felix Aschwanden und Carl Waldis, entstanden aus einem Werkauftrag der Innerschweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft. Dieses Buch zeigt und erklärt in Text und Kartenbild und – ein grosses Vergnügen! – eben mit den Aufnahmen auf der CD die jeweiligen Eigenheiten der verschiedenen Urner Hauptmundarten: den Dialekt in Sisikon, dem die Nähe der Schwyzer Mundart anzumerken ist, den Seelisberger Dialekt, der dem Nidwaldnerischen zuneigt, das Schächentaler Idiom, die Sprachformen im unteren und oberen Reusstal und schliesslich, mit den grössten Abweichungen, die Sprache im Urserental. Die erklärenden Ausführungen sind gefolgt von Textproben und Gedichten, besonders herzkärkend auch von Liedern: *Zoogän am Boogä, Dyy rooti Naasä, Sännächilbi*, der bekannte Sketch *Alpäroosä – Eedelwyrys, Ä jeedä trüit syys Burdäli, Dr Tyyfel het dr Lätz erwitscht*. Derartig informa-

LETTERS, Cont.

Society for International Folk Dancing
News Febr. 1997

Dear Lily Avery,

In the SIFD NEWS of December 1996 I saw the simplified music for "our" folkdance, "Hirschegräbler" (not "Hirschene Grabeler"). Our folkdance group at Zurich in Switzerland "invented" this dance in the year 1955 together with our folkdance teacher Klara Stern, who had the idea for this dance. It was created for the Jubilee Folkdance Festival, 150 years since 1805. At Unspunnen, near Interlaken, there had been in 1805, after the French revolution, a festival with all kinds of folkloristic activities, with old and new songs and with old and new dances. The "high" families had invited the whole people to bring the former enemies together.

Klara Stern, born in 1901, is still very healthy and interested in folk dancing. She created not only a lot of dances but also our folkdance group at Zurich. I saw her last week at her home, in Zurich.

"Hirschegräbler" is a word in our dialect, in our idiom of Zurich. "Hirsch" is "red deer" and means "stag". "Graben" is "ditch", "trench", "moat", "dyke". The place where we dance twice every week is situated in the Hirschengraben Street, and this street is in the place where formerly, outside the city, there were stag and deer in a moat. The folkdance "Hirschegräbler" is the dance which was invented and which is danced in the Hirschengraben school-house at the street with the name "Hirschengraben" at Zurich.

I enclose the not-simplified music and I hope you will like it.

With all my best wishes, Yours,

KARL KLENK
Holzmatt 15, CH-8953 Dietikon
Zurich, Switzerland

Ed.Note: Many thanks, Karl, for this information. The "not-simplified" music has been passed to our musician, Wilf Horrocks, and he has asked me to thank you.

=====

BULGARIAN FOLK DANCE & MUSIC HOLIDAY with Delyan Demirev in Pavlikeni, in August 1997. Another chance to sample Bulgarian hospitality, meet Delyan's friendly young dance group "Nastroenie", and to learn/revise some of his folk dances. Based in a pleasant North Bulgarian town, there will be sightseeing excursions, including wine factories, as well as the chance to experience local culture. For a provisional programme leaflet, contact me at 47 Jordan Hill, Oxford OX2 8EU. For other information ring Galina Turker on 0181 349 4291.

ROGER WICKSTEED

=====

S.I.F.D. DAY COURSES

I have been told that because Nick Green's name appeared at the foot of the article under the above heading last month, members may be under the impression that he is responsible for organizing the S.I.F.D. Day Courses, and I have been asked to point out that this is not the case. Nick was asked to write the article (except for the first paragraph) as he was able to give us the information about our guest teacher, Emil Urcan, but it is of course the Badge & Day Course Sub-Committee who are responsible for the organization of S.I.F.D. Day Courses. Ed.

Wilchingen, 11. 2. 97

Lieber Karl,

Hab herzlichen Dank für deinen grossen Brief zum Jahresende. Es freut mich und ich staune über deine vielseitigen Aktivitäten, die ^{du} noch unternehmen kannst und ich mag dir alle diese Tätigkeiten von Herzen gönnen, besonders die Mitwirkung in zwei Orchestern. Das ist ein grosses Geschenk.

Was du über die ausländischen und Schweizerstämme schreibst, stimmt absolut ich bin ganz deiner Meinung. Als kleines Trostpflasterchen kann ich dir sagen, dass wir in der Volkstanzgruppe Klettgau, die ich 1956 gründen half, ganz grundsätzlich nie etwas ausländisches getanzt haben. Als wir nach dem ersten Bergjubiläum 1984 die Volkstanz zu Stamm wurde, habe ich drei Jahre lang bei der Seniorentanzgruppe in Schaffhausen mitgemacht. Es war ganz nett und hat mir sehr gefallen, aber leider machten die drei sympatischen Leiterinnen eben nur ausländische Sachen, denn sie kamen vom Brunnen bei und hatten keine Ahnung von Schweizer Tänzen, die ich sehr vermisse. Doch eines Tages präsentierten sie nach einem Kurs voller Stolz drei Volkstänge, aber meine

Freunde war bald dahin. Der Zirkolierung ging
noch an, aber der Alexander sowie der Vierpän-
ner fielen schon bei der zweiten Figur Astal
auseinander. Ich sah bald wo der Fehler lag,
die Leiterinnen waren offenbar selber zu wenig
genau instruiert, sie gaben sich wohl alle Mühe,
aber es half nichts, die Leute waren Astal über-
fordert. Die neue Tänze auf einmal mit lan-
ger, teilweise mühsamen Anfängern ist sowie-
so zuviel. Es stand mir nicht zu, mich ein-
zumischen, aber ich nahm mir vor, zuerst
mit den Leiterinnen zu sprechen, aber ich
kam nicht mehr dazu. Die Schweizer Tänze
sind beiseite gelegt und ich ^{bin} dann der
Seniorenübung beigetreten. Leider fanden die
Proben beidseits am Montagm^{ittag} statt,
so musste ich das Tanzen, jedoch ^{ungefähr} ganz aufge-
ben. Ich habe auch einen Kreuzpolka gemacht,
weil es einfach zu wenige davon gibt. Er hat
nur zwei Figuren und ist gedacht für Kin-
der, Anfänger und Senioren, als Freiertanz,
weil oft zu wenig Männer vorhanden sind. Je-
taunf habe ich ihn „Ringe-Reize“. Eigentlich
sollte ich ein Ex. mitschicken, aber ich habe
nichts mehr gefunden, die Mappe so sie drin
sein sollten, ist leer, was ich mir nicht er-
klären kann, gestohlen sind sie sicher nicht.

Wie es mir geht habe ich an Jusi geschrie-
ben, sie wird für gerne Bericht erstatten.

Mit herzlichen Grüßen
Maria Jysel

zum letzten Brief habe ich vergessen einige
zum zeit weiche ich eine Antwort an die
Technik
Jugend
am nächsten
Sammlung.

Us dr Altershaamet Wilchinge

Mer händ e schöni Advänts- und Wienachtsziit gha. Sid e par Joore sind i üsem Dorf d Adväntsfänschter Bruuch worde, da isch öppis Gfreuts. Au üsi Haamet hät mitmacht. Vo gschickte Händ isch di heilig Familie, samt de drei Könige, Komeet und Schtärne us farbigem Bapiir i Läbesgrössli a die hoche Schübe im Ässruum härezaubereet worde. Au im Dorf unne häts vil schöni Fänschter gha mit wienächtliche Motiv und ich has beduuret, dani nid ha chöne alles go aaluege rundome. Am zweite Advänts-sunntigzoobed isch üser Huus offe gsii für Bsücher. Si sind vorzue choo und ggange, bis am nüüni sind fascht immer alli Tisch bsetzt gsii im Ässruum und i dr Cafeteria. Bimene feine Tropfe, Zopf oder Schpäckbrot und Kaffi mit Chueche häpme chöne plaudere und neu Liiüt könne lärne.

Amene Oobed isch de Chilchechor choo und hät d Wienachtskantate vom Bach ätra für üüs gsunge, d Ruth Gysel hät d Orgeleschtmim uf em Klavier gschpilt, eso häts au no ganz schöö klunge, und wes bi üüs Bruuch isch, simmer noohär au no gmüetlich zäme gsii. Mitti Dezämber hämmer amene Samschtigsmittag no e chlini Adväntsfür gha. Zwo Fraue vo dr Seniorebünni händ üüs wieder we s letscht Joor passendi Gschichte und Gedicht vorgläse, d Maja und d Claudia händ Blockflöte gschpilt und ich ha sälber au no öppis tööre biiträge.

Üsi «grossi Wienacht» isch am 21. Dezämber gsii. Mer händ tööre Gescht ilade, da hät 85 Persone zämeggee, Haametliiüt simmer jo blos 25. De Emil hät vo allne Sitzplätz möse Tisch und Schtüel zämeträge. S isch fäschtlich tischet gsii und Bsüech sind scho am vieri choo. De Här Pfarrer Sieber hät die frööllich Gsellschaft begrüesst und s Fäscht isch eröffnet gsii. Mer händ vil Wienachtslieder gsunge, wo mer vorhär emol mit dr Marianne Leu güebt händ, und e Gschärli Meitli hät uf de Blockflöte die ganz Musik vom Sunntigschuelwienachts-theater vorgfüert. D Vorschtandsfraue und -manne sind grännt mit Wiifläsche und Täller, s Ässe isch fein gsii we immer. De Chrischbomm hät gschtraalet und d Schwöschter Isabell und de Emil händ Gschänkli vertaalt, und wil mer früe dra gsii sind, hämmer vil Ziit gha zom Plaudere. Au so öppis isch Dorfgmeinschaft.

Scho am Sunntig druf hämmer wider Bsuech gha. De FEG-Chor und e par Bloosmusikante händ scho vor em Zmittag e Wienachtsschtändli proocht, frisch und häll händ die klare Schtimme töönt. E ganz bescheide familiär Fäschtli hämmer am 24. Dezämber no gha. Im Halbkreis simmer om de Chrischbomm gsässe und händ wi-

der üüsi uuschtärbliche Wienachtslieder gsunge, de Jakob und d Ruth Gysel händ üüs derbi gholfe und ich ha wider öppis tööre läse. En feine Trunk und sälber pachni Guetili händ au nid gfäält.

De Silveschter und s Neujoor hämmer au guet überschtande. Mer sind vo dr Schwöschter Isabella und dr Chuchi-Anni betreut worde. Mer händ nid über d Schnuer ghaue, sondern we sichs ghöört für alti, müedi Liiüt, simmer blos ganz under üüs noch em Znacht wider om de Chrischbomm ome gsässe und händ nomol di gliiche alte Lieder gsunge, ich ha wider e par Gedicht und Gschichtli gläse, und wär susch no öppis gwüsst hät, häts au chöne verzelle. Bisder sind d Chertli abeprännt gsii, me hät no wiiter gschprööchlet und aas trunke zom d Guetili aafiechte. Dänn hät d Anni frisch Gleser vertaalt und no zwo bsunderi Fläsche proocht, wo klöpft händ bim Uftoo und bim Aaschtosse mit däm Züügs häpme sich s Neujoor aagwüüsch. Drufabe hämmer glii Guetnacht gsaat und sind i di obere Regione verschwunde, ich glaube nid, da no öpper ufs Zwölfliiüte gwartet hät.

Noch sovel Sünntig simmer dänn langsam wider is Gleis choo mit de Wuchetage und etz hämmer scho en grosse Schritt too is neu Joor ie. Es isch au wider allerhand los gsii, miir wärdet diräkt vergwändt mit Underhaltungsschtoff. De Walter hät Dia zaaget vo de Altersferie z Weggis im Septämber, und de Männerchor Oschterfinge hät üüs e Puschle Lieder gsunge vom Neujoorkonzärt, alli händ Freud gha. Öppis Bsunders hämmer amene Sunntigsmittag tööre gnüüsse. De Sänger und Musiklehrer Walter Rügsegger vom «Atelier näb de Schine» isch choo mit acht vo sine Querflöteschüelerinne vo dr Musikschoel, samt ere junge Sängeri, und sini Frau Eriko Kagawa hät die meischte Sache am Klavier wunderschöö begleitet. Si händ musiziert und gsunge als Duett, Trio oder alli mitenand als Orcheschter. D Komponischte händ sich au nid möse scheniere, Bach, Fauré, Händel, Mozart, Telemann und anderi, es isch en musikalische Läckerbisse gsii, am beschte hät is de Papageno und Papagena gfallene us dr Zauberflöte vom Mozart.

Und etz möchti allne wo zonis cho sind und Freud proocht händ, hätzlich tanke, miir freued üüs scho wider ufs nöchschtmol.

M. Gysel

Wilde Rosen

Wo flüsternd leis' am Waldesrand
Die Sommerlüfte kosen,
Dort prangt, dem Lichte zugewandt,
Ein Strauch mit wilden Rosen.

In süßem Reize kaum erblüht,
Sind sie vielleicht schon heute,
Bevor sie nur ein Auge sieht,
Des Zephirs leichte Beute.

Und wunschlos, ohne Reu' und Klag'
In Schönheit sie entschweben.
Ihr Leben war ein Blütag,
Was kann es Schön'res geben? —

Bertha Hallauer (1863–1939)
Aus «Sehnsucht nach dem Licht»
(vergriffen)

Bettag

Von allen Türmen schallen festlich
Die Glockenklänge übers Land,
Und heben aus dem fernsten Tale
Sich bis zur hohen Felsenwand.
Sie schwingen sich vom Stadtgetriebe
Ins herbstlich schöne Feld hinaus,
Und jedes Stücklein Schweizererde
Wird heut' zu einem Gotteshaus.

Und lächelnd steht vor allen Türen
Der Sonntag als ein stiller Gast,
Und nimmt von tausend müden Herzen
Der Woche ruhelose Hast.
Wir fühlen wie der Heimatfrieden
Uns als ein warmer Gruss umweht,
Und fester falten sich die Hände
Zu einem innigen Gebet.

O Heimat, du so wundervolle,
Die stolz der Alpen Kranz umzieht,
Und wo aus jeder braunen Scholle
Des Fleisses Segen reich erblüht.
Wir wollen dich dem anbefehlen,
Der tausend Weltgeschicke lenkt,
Und der uns seine ew'ge Gnade
Voll Vatergüte immer schenkt.

Bertha Hallauer (1863–1939)
(unveröffentlicht)

Wintermorgen

O Wintermorgen klar und rein,
Du flutest über mich herein
Wie eine kühle Welle.
Es fällt von mir, was mich bedrückt,
Und freudig schau' ich und erquickt
In deine frische Helle.

Ein Wölklein segelt ganz allein,
Umkränzt von rosenfarb'nem Schein,
Dahin auf blauen Bahnen.
Ein Glöcklein läutet ihm zur Fahrt,
So hoffnungsfroh, so süß und zart,
Wie erstes Liebesahnen.

Bertha Hallauer 1863–1939
(In keinem Gedichtband enthalten)

Die Leute

Du kehrst zu sehr dich nach den Leuten,
Ihr Urteil lässt dich oft nicht ruh'n,
Doch sieh', wie wenig zu bedeuten
Hat oft für dich ihr eig'nes Tun,
Sie gehen ihre eig'nen Wege,
Und denken an ihr eig'nes Glück,
Wie sollte sie da noch berühren
Dein Wohlsein oder Missgeschick?

Du kehrst zu sehr dich nach den Leuten,
Und beugest dich vor ihrem Geld,
Das unter'm schweren Rad der Zeiten
Vielleicht schon bald in Nichts zerfällt.
In Nichts, wie tausend andere Dinge,
Die heute dir so wichtig sind,
Und die einst auf der Lebenswage
Zerstieben wie die Spreu im Wind.

Bertha Hallauer (1863–1939)

Die Schwalbe

Eine Schwalbe sang mir gestern
Zwitschernd noch ein letztes Lied,
Eh' sie mit den jungen Schwestern
Von dem trauten Nest schied.

Und sie hielt die zarten Flügel
Wie zur Probe ausgespannt,
Denkt sie ob dem Meeresspiegel
Noch an unser herbstlich Land?

Weht ein Hauch der süßen Kehle
Noch um das verlass'ne Haus?
Oder flog die feine Seele
Schon dem Wanderzug voraus?

Wie dem sei, du kleine Schwalbe,
Wo du hinkommst, bringst du Glück.
Grüße mir die gold'ne Ferne,
Und im Lenze keh'r zurück! —

Bertha Hallauer (1863–1939)
Aus «Sehnsucht nach dem Licht»
(vergriffen)

September

Kann es denn sein, dass schon die Schwalben ziehen
Dem Süden zu in leicht beschwingtem Flug,
Wo gestern noch in seinem schönsten Blühen
Der Strauch im Garten duftige Rosen trug.

Der Sommer sollte mir noch vieles bringen,
Ich stand ja erst an seinem offenen Tor,
Und hörte jubelnd alle Vögel singen,
Nun deckt die Wiesen schon ein Nebelflor.

Und neigt auch noch auf ihren gold'nen Bahnen
Die Sonne sich im Strahlenmeer zur Ruh',
Kommt uns doch schon gleich wie ein leises Mahnen
Als Abendgruss ein kühles Lüftchen zu. —

So geht auch mancher Lebenstraum zu Ende,
Bevor das Herz ihn ausgeträumet hat,
Wir strecken noch nach Blüten uns're Hände,
Und vor uns nieder sinkt ein welkes Blatt.

Bertha Hallauer 1863–1939, (unveröffentlicht)

Oktober

Bleich sinkt die Sonne früh im Westen,
Der Herbstwind rüttelt an den Ästen
Und singt dem Land das Sterbelied.
Die letzten Blätter sind verwehet,
Im Tale kalt der Nebel stehet,
Die Schwalben zogen nach dem Süd'.
Und buntgefärbt sind alle Wälder,
Mein Blick geht fragend durch die Felder
Und sucht nach der verlornen Pracht.
Wo erst noch Blumen ich gefunden,
Ist jede nun dahin geschwunden,
Verweht, verblättert über Nacht.
Und trauernd zieht mein Herz ins Weite
Und gibt noch einmal das Geleite
Den Träumen, die von dannen zieh'n.
Und leise pocht die bange Frage:
Seh' ich euch wieder, Sonnentage?
Wird mir ein Frühling wieder blüh'n? —

Bertha Hallauer
Aus «Späte Rosen»

Novemberabend

Der Abend legt den feuchten Schleier
Schon frühe um den öden Hain,
Der Nebel quillt um Ried und Weiher
Und schluckt die letzte Helle ein,
Es steh'n des Waldes dunkle Wände
Wie schwere Riesenschatten da,
Als dehnten sie sich ohne Ende,
Und rückten finster dräuend nah'.
Die Pappeln recken ihre Äste
Gespenstig in das Dämmerlicht,
Die Raben, ihre Abendgäste,
Sie ducken sich zusammen dicht,
Zu Boden neigt sich tief die Weide,
Ein Vogel flattert müd' umher,
Es ist als ob im tiefsten Leide
Die ganze Welt gestorben wär'.

Bertha Hallauer (1863–1939)
(unveröffentlicht)

Allerseelen

Nun singt der Herbstwind in den Bäumen
Dem müden Land das Schlummerlied,
Die letzten blassen Aestern träumen
Der Sonne nach, die eben schied.
Schon früh ist sie dahingegangen,
Grau und verschleiert ist die Luft,
Und dennoch, einen Frühling prangen
Sieht leuchtend man auf jeder Gruft.

Ach ja, es ist der Tag der Toten,
Wo sie im Herzen aufersteh'n,
Und ungeseh'n als ernste Boten
Leis mahndend uns zur Seite geh'n.
Wohl sind sie stumm, und doch sie sprechen
Heut' zu uns mit bered'tem Mund,
Und kaum vernarbte Wunden brechen
Aufs neue auf zu dieser Stund'.

Sie brechen auf, und brennend nieder
Strömt eine heisse Tränenflut,
Denn sieh', es kommt nicht einer wieder
Heim aus des Friedhofs stiller Hut.
Und keiner möcht' auch wiederkehren
Aus der so schwer erkämpften Ruh',
Drum schliesst, die Schläfer nicht zu stören,
Die Pforte leise, leise zu.

Bertha Hallauer (1863–1939)
(unveröffentlicht)

Zwei Gräber

Ein Trauerzug mit viel Gepränge,
Mit Kränzen schwer — und alsogleich
Weicht ehrfurchtsvoll zurück die Menge,
Und jeder flüstert: Der ist reich. —
Und einen andern sie begraben,
Es folgt ihm nur ein Weib voll Harm,
Zur Seite ihre beiden Knaben,
Und jeder denkt: Wie ist der arm. —
Der Abend sinkt, der Mond er leuchtet
Um beide Gräber still und weich,
Derselbe Tau sie beide feuchtet —
Wer ist nun arm — und wer ist reich?

Bertha Hallauer (1863–1939)
Aus «Sehnsucht nach dem Licht»
(vergriffen)

Sehnsucht nach dem Licht

Gold'ner Tag, in meinen Träumen
Schau ich dich so manches Mal,
Wie du von den Wolkensäumen
Leuchtend niedersteigst zu Tal,
Wie du mit dem Strahlenkranze
Feld und Auen übergiesst,
Und mit deinem warmen Glanze
Jedes Blumenäuglein küsst.

O, nur wer das tiefe Sehnen
Nach dem teuren Lichte kennt,
Dem es so wie glüh'nde Tränen
Auf der wunden Seele brennt,
Der allein, der kann ermessen,
Was es heisst, im Dunkeln steh'n,
Und was ewig unvergessen
Nur im Traume noch zu seh'n!

Bertha Hallauer 1863-1939
Aus «Sehnsucht nach dem Licht»
(vergriffen)

Weihnachten

Ob dem schneebedeckten Hügel
Sinket auf der Dämm'ring Flügel
Leis' herab die heil'ge Nacht.
Ringsum tiefes, ernstes Schweigen,
Und die Weihnachtsengel steigen
Nieder zu der Erde sacht.

Silbern klingt ihr Flügelschlagen,
Süssen Himmelsfrieden tragen
Sie in die zerriss'ne Welt.
Festlich grüsst sie Glockenklingen,
Jubelnd schallt der Kinder Singen,
Alle Fenster sind erhellt.

Und schon brennen tausend Kerzen,
Wonnig legt um tausend Herzen
Sich der sel'ge Kindertraum.
Holde Weihnachtsrosen blühen,
Und der Zeiten Not muss fliehen
Aus dem lichterfüllten Raum.

Bertha Hallauer 1863–1939
(In keinem Gedichtband enthalten)

Weihnachtstannen

Im Winterwald ragen drei Tannen empor,
Von silbernem Rauhreif behangen,
Es glitzern die Ästchen, und niemals zuvor
Sah man so hell leuchtend sie prangen.

Wohl sind auch die anderen Bäume verschneit,
Und schimmernde Netze sie spannen,
Doch so wie mit blitzendem Flitter bestreut
Sind einzig allein nur die Tannen.

Und wenn dann die Englein in heiliger Nacht
Zur Erde als Christkindlein steigen,
Dann streifen sie von den Flügelein sacht
Das Gold aus über den Zweigen.

Und hoch über diesen, da sind denn auch bald
Viel tausend der Lichtlein erglommen,
Und so sind die Tannen im schweigenden Wald
Zum herrlichsten Schmucke gekommen.

Bertha Hallauer (1863–1939)
(unveröffentlicht)



C.T. 5. 12. 1995

Dietikon: Boten des Advents

(rem) Am ersten Adventssonntag hielt er Einzug. Er kam mit grossem Gefolge aus dem zu dieser Jahreszeit besonders dunklen Guggenbühlwald. Die Botschaft, die der St. Nikolaus nach Dietikon mitbrachte, war jedoch nicht dunkel und trübselig. Im Gegenteil: Er verkündete den vielen Menschen, welche trotz der beachtlichen Kälte die Strassen säumten, dass nicht nur an Weihnachten, sondern das ganze Jahr hindurch Wünsche erfüllt werden kön-

nen. Er sagte den Menschen, dass sie mit sich selber zufriedener sein sollten und es gut sei, wenn die Familien zueinander fänden. Mit Fackelträgern, «Geislechlöpfen», «Trychlern» und den besonders eindrücklichen «Iffelen» – unser Bild zeigt einen jungen Gefolgsmann mit einem dieser reich verzierten und romantisch beleuchteten «Hüten» – leitete der Chlauseinzug nach uraltem Brauch auch in Dietikon die Adventszeit ein.

Seite 11

Der St. Nikolaus-Einzug in Dietikon wird von Jahr zu Jahr grösser und reichhaltiger. Früher kam er an unserm Haus vorbei, aus dem Guggenbühlwald. Als er so riesengross wurde, musste er sorgfältig auf der ganzen Länge der Holzmarktstrasse aufgestellt werden.

L.T. 5.12.1995.

Festkleid für uralten Brauch

Kinderaugen staunten, und selbst viele Erwachsene zeigten sich beeindruckt vom feierlichen Ereignis am ersten Adventssonntag, als St. Nikolaus in Dietikon Einzug hielt. Er kam mit einem sehr grossen Gefolge, das sozusagen das Festkleid für diesen uralten Brauch bedeutete.

VON ERICH ENG

Was anderswo schon seit Jahrhunderten gang und gäbe war, aktivierten in den sechziger Jahren im Bezirkshauptort ehemalige Jungmannschäftler den St. Nikolaus. Es ist das Verdienst von Leuten wie Gebi Portmann, Heinz Zuber, Peter Lehmann und Pius Baggenstos, dass die Dietiker Bevölkerung Jahr für Jahr einen so prächtigen Chlauseinzug erleben darf.

«Sie chömed»

Dieser begann – wie seit jeher – nach dem Einnachten am Rande des Guggenbühlwaldes. Eine gute Viertelstunde später hörte man entlang der Bremgartnerstrasse noch und noch den Ruf: «Sie chömed. Ui, das isch dänn aber schön!» Richtig! Mit feierlichen Schritten zogen als erste über ein Dutzend Fackelträger der Pfadi vorüber. Dann «bellten» die Geisslechlöpfer heran, liessen die Schnüre sausen, klatschen und knallen.

Wunderschön dann eine Riesenlaterne, vorne mit dem Bild des Kinderfreundes und eines schreienden Esels, auf der Rückseite ein Christbaum und

der Turm der Agathakirche. Ein lodrendes Feuer folgte, getragen von Pfadis, dann kamen Blauring-Mädchen mit teils sehr gelungenen Laternen. Eine Augenweide für sich bildeten die Infuln, auch «Iffelen» genannt. Sie wurden beleuchtet, zeigten Rosetten, Sterne, Sonnen, aber auch Bilder aus der Weihnachtsgeschichte. Dass da hinter jeder «Iffele» eine Unmenge von Handarbeit steckte, wurde einem sofort bewusst. Schwerarbeit hatten auch die Trychler zu leisten, die den Samichlaus mit dem dröhnenden Gesang ihrer Treicheln begleiteten.

Feierliche «Chlausemusik»

Schon sah man die Klausen des Greises, aufgebaut auf einem Wagen. Zwei prächtige Schimmel zogen das Gespann, die der Landwirt Josef Keller selber grossgezogen hat. Vor dem Gespann, die Schmutzli in schwarzen Pelerinen und mit strähnigen Bärten, dann fünf Mitchläuse im rotgoldenen und weissen Bischofsornat. Vor der Klausen stand St. Nikolaus, der wie seine Mitbrüder selbstverständlich einen schneeweissen Bart und den Krummstab trug. Lächelnd winkte er den Zuschauern zu, während die «Chlausemusik» mit einer feierlichen Weise den musikalischen Takt angab.

Immer wieder wurde mit klammen Fingern geklatscht und erst recht kam Beifall auf nach der Ansprache von Nikolaus vor dem Hauptportal der Agathakirche. In seiner Rede dankte der Kinderfreund zunächst für den

herzlichen Empfang, der ihm und den rund 300 Helferinnen und Helfern bereitet wurde. Die Kinder bat er, daran zu denken, dass ihre Eltern, Kindergärtnerinnen und Lehrer auch Wünsche an sie hätten.

Wünsche erfüllen

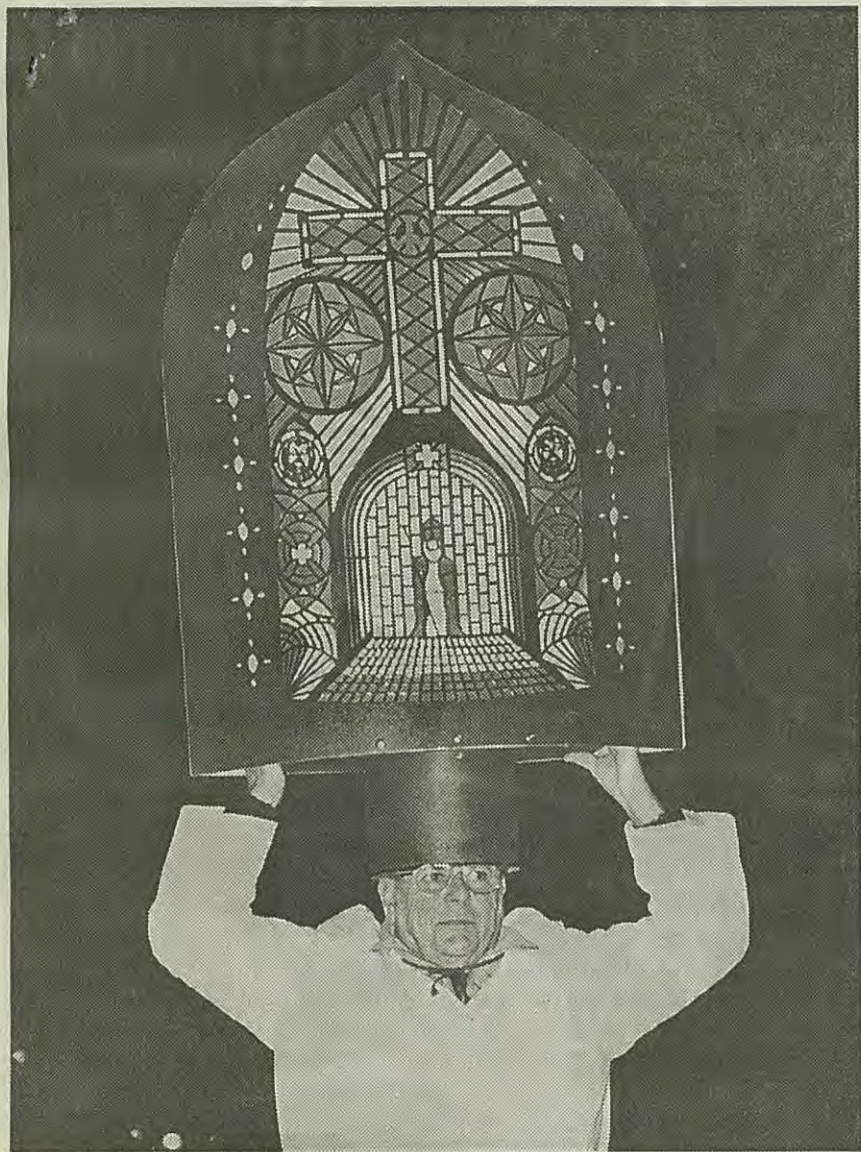
Alle Zuhörer lud er ein, nicht nur an Weihnachten, sondern das ganze Jahr hindurch Wünsche zu erfüllen. Notwendig sei vor allem mehr Zufriedenheit mit sich selber. Gut wäre es, wenn die Familien im eben begonnenen Advent wieder vermehrt zueinanderfänden.

Zum von der «Chlausemusik» gespielten Lied «Bald kommt der Weihnachtsmann» erfolgte dann die Bescherung. Schmutzli und Samichläuse verteilten den Kindern Erdnüsschen, Mandarinen, Guetzli und anderes mehr. Die Trychler und Infulnträger drehten auf dem Kirchplatz noch eine Runde, anschliessend wurden alle Mitwirkenden im Pfarreizentrum St. Agatha mit «Hörnli, Ghacketem und Öpfelmues» verpflegt. Übrigens: Die Strassenbeleuchtung wurde während des Umzugs ausgeschaltet, und die Stadtpolizei leitete den motorisierten Verkehr grossräumig um.

Dank gebührt hier auch der Stadt Dietikon, die seit vielen Jahren den Umzug mit einem namhaften Beitrag unterstützt. Jetzt sind die Samichläuse der ehemaligen Jungmannschaft (und der Kolpingfamilie) zu Hausbesuchen unterwegs.



Trychler begleiteten den Umzug.



Die Infeln, auch «Iffelen» genannt, waren nicht leicht zu tragen.



Kinder- und Erwachsenenaugen staunten über die eindrücklichen Handarbeiten.



Ehrfürchtig blickten die Fackelträgerinnen- und Träger...



zum strengen St. Nikolaus.

Baubeginn auf dem „Knäcki“-Areal

Am Montag, 17. März 1997, wurden mit lautem Krachen die beiden grossen Nussbäume und die Apfelbäume auf dem Areal der früheren Knäckebackfabrik südlich meines Gartens gefällt. An den drei folgenden Tagen ratterten die riesigen Baumaschinen und der mächtige Motorhäcksler. Auch die alten Rottannen zwischen der Holzmattstrasse und dem Flurweg zum Lagerhaus, die bei sonnigem Wetter ihre Schatten bis zu meiner Haus- und meiner Stubentüre warfen, wurden für die geplanten Neubauten geopfert.

Der Blick auf den Lagerschuppen sowie auf die alten schon längst nicht mehr bewohnten, und ganz verlotterten Gebäude der ehemaligen Knäckebackfabrik war nun frei, und die Gegend bot einen wahrhaft trostlosen Anblick. Bald wird mit dem Bau der drei Wohnblöcke begonnen werden.

Als ich hörte und sah, dass zwei Arbeiter die Ziegel vom Dach des Schuppens lösten und ins Gras hinunterwarfen, eilte ich mit meinem Photoapparat an den Ort des Geschehens. Wenig später war das ganze Gebäude zerstört. Die grosse Schaufel der Baumaschine hatte krachend die Holzwände umgerissen, die Mauern dem Erdboden gleich gemacht, und schwere Lastwagen führten den Schutt sofort weg. Alles Holz wurde sofort gehäckselt und zu einem haushohen Berg aufgehäuft, der den Kinders als willkommener Spielplatz diente.

Der unbelichtete Kodak-Farbfilm befindet sich seit mindestens sieben Jahren in meinem Photoapparat. Ich bin gespannt, ob er noch gut ist. In der Annahme, dies sei der Fall, werde ich den Fortschritt der Bauarbeiten aufzeichnen, wie seinerzeit den Umbau der Holzmattstrasse.

In der monatlich erscheinenden „**Zeitlupe**“ war anfangs März 1997 eine junge Dame mit riesigem, modischem Hut abgebildet. Ihr Name stand nicht beim Bild, und die Leserinnen und Leser der Seniorenzeitschrift wurden gefragt, ob sie sich an diese auffällige Persönlichkeit erinnern und deren vollständigen Namen nennen könnten.

Mir war sofort klar, dass es sich um „**Madame De**“ handelte, um Madame De Meuron, die Patrizierin, die im Alter durch ihr riesiges Hörrohr auffiel. Mit der Hilfe Mirjams konnten auch die Vornamen und der ganze Familienname aufgefunden werden. „**LOUISE ELISABETH DE MEURON-VON TSCHARNER**“ lebte allein mit ihrer Haushälterin Gritli im baufälligen Schloss Rümli, und sie regierte auf ihre Weise. Da sie stets durch ihre guten Beziehungen zu einflussreichen Leuten einen Informationsvorsprung hatte, war ihr Einfluss auf die Öffentlichkeit recht gross. Besonders in wichtigen Fragen der Armee und der Personalpolitik wusste sie mitzumischen. Ihr ganz besonderes Interesse galt der Kavallerie. Auf ihrer Schlossmatte organisierte sie regelmässig ihren berühmten Concours.

Ausser mit ihrem schon erwähnten breitkrempigen Hut und ihrem Hörrohr fiel diese sonderbare Besitzerin vieler Liegenschaften durch ihre schwarzen wallenden Gewänder auf und vor allem durch ihre einmaligen Aussprüche. Wenn ihr ein Unbekannter vorgestellt wurde, dann musste dieser mit der berühmt gewordenen Frage „*Sit Dühr öpper, oder nämet Dühr Lohn?*“ rechnen.

Madame De Meuron wurde am 22. August 1882 am Münsterplatz 12a in Bern geboren. Ihr Vater war Oberst, ihre Mutter eine Anna von Wattenwyl. Louise Elisabeth wollte Malerin werden, doch als Patriziertochter musste sie verzichten. Sie wurde auch nach Patrizierart 1905 mit einem Vetter verheiratet, den sie nie liebte. Sie brachte zwei Kinder zur Welt. Ihr Sohn war aber unheilbar krank und starb 1939, ihre Tochter wanderte nach Marokko aus. Im Alter von 96 Jahren erlitt Mme De Meuron einen Oberschenkelbruch, kam ins Spital und starb 1978 in Riggisberg.

Der neueste Kriminalroman von **Alexander Heimann**, „**Dezemberföhn**“, spielt in einem Dorf des bernischen Mittellands, in Hinterzürnen, wo sich ein Unheil zusammenbraut. Ein ehemaliger Sträfling wohnt seit einiger Zeit als „Schriftsteller“ und „Künstler“ im Dorf. Der Lehrtochter Senta Gerber wird im Birchiwald aufgelauert, und Josi, ein Hilfsarbeiter, kommt in Verdacht und ins Gerede. Seit seiner Kindheit gilt er im Dorf als hinterhältiger Zurückgebliebener, als Tunichtgut, dem jede Schandtät zuzutrauen ist.

Als sich am 17. Dezember die Seminaristin Verena Andrist in Krälligen auf den Weg zur Bahnstation Hinterzürnen macht, lauert ihr der „Schriftsteller“ auf, was der alkoholisierte und verwirrte Josi mit seinem extra gekauften Stellmesser auch im Sinn hat. In der Auseinandersetzung am Bach des Tobels erschlägt und ertränkt Josi den Unhold, während die Seminaristin mit dem Leben davonkommt. Im Dorf wird das Urteil über Josi revidiert. Der Roman ist wohl recht spannend aber auch ordinär.

Das Knäckebrötchen ist weg

Dietikon Ein weiteres Stück Stadtgeschichte verschwindet

I.T. 5.4.97

Im Volksmund hiess das Fabrikareal an der Holzmattstrasse beim Guggenbühlwald schlicht «Knäcki». Knäcki deshalb, weil die Besitzerin der Fabrik, die Stadtmühle Bern, hier bis Mitte der 70er Jahre Knäckebrötchen herstellte – nebst anderen Backwaren natürlich.

In diesen Tagen geht es dem alten Fabrikgebäude aber an den Kraken, es weicht einem Mehrfamilienhaus samt Tiergarage. Bevor sich hingegen die Bagger an den Abbruch machen konnten, wurden einige der umliegenden Bäume gefällt, sie standen dem Neubau im Weg.

Der Abbruch der alten Fabrikgebäude ist Sache von Baggerführer Santiago Fernandez und seinem 25 Tonnen schweren «Poclain». Dieser Bagger kann dank einem Hydrauliksystem sehr exakt gesteuert werden – er drückt dickste Mauern mit Leichtigkeit ein und greift problemlos einzelne Dachlatten aus dem Bauschutt heraus.

Innerhalb einer Woche sollen die Abbrucharbeiten beendet sein, aufräumen



Dietikon Die alte «Knäcki» wird abgebrochen.

FOTO: HÄ

ist dann angesagt. Und auch wenn der einst nichts mehr an die alte Knäcki erinnert, so denkt vielleicht doch der

eine oder andere beim Essen eines Knäckebrötchens daran, dass das Gebäck einst auch in Dietikon hergestellt wurde. (hä)

Alexander Heimann, geboren 1937, lebt als Buchhändler und Schriftsteller in Bern. Mit seinem Roman „Lisi“ wurde er 1980 auf einen Schlag bekannt. Es folgten „Die Glätterin“ (1982) und „Bellevue“ (1984) sowie „Nachtquartier“ (1987), „Honolulu“ (1990) und „Wolfszeit“ (1993). „Lisi“ wurde verfilmt („Lisi und der General“), „Die Glätterin“ ins Schwedische übersetzt. Für Schweizer Radio DRS schrieb der Autor drei Hörspiele.

Heimanns neuester Roman „Dezemberföhn“ wurde dieser Tage mit dem begehrten Deutschen Krimi-Preis 1997 ausgezeichnet. Dieser Preis wird jedes Jahr von einer Spezialjury aus Literaturwissenschaftlern und Krimi-Buchhändlern an Autorinnen und Autoren vergeben, die literarisch gekonnt und inhaltlich originell dem Genre des Krimis neue Impulse verleihen.

Am 4. Oktober 1797 wurde „**Gotthelf**“, d.h. **Albert Bitzios**, in Murten geboren, wo heute ein schönes Denkmal an ihn erinnert. Das Jahr 1997 wird als „*Gotthelf-Jahr*“ bezeichnet. Die vielen Vorträge über ihn und die Lesungen aus seinen Werken stossen auf grosses Interesse. Auch das „Limmattaler Tagblatt“ wollte einen Beitrag beisteuern und druckte die Erzählung „**Barthli der Korber**“ ab. In einer kurzen Einleitung sagt der Kommentator: „Jeremias Gotthelf erkannte und schilderte in seiner Dichtung das Wesen unseres Volkes. Seine grossartigen Romane und Erzählungen sind mit leidenschaftlicher Neugier für das Gute und das Böse im Menschen niedergeschrieben.“

„**Barthli der Korber**“ ist eine Gotthelf-Geschichte, die wie alle seine Erzählungen und Romane einen Charakter von echtem Schrot und Korn in den Mittelpunkt stellt, aber auch ein Thema, das Gotthelf in seinem Werk stets faszinierte: der Geiz“. Wahrscheinlich lohnt es sich, gelegentlich wieder einmal in meine zwölfbändige Gotthelf-Ausgabe aus dem Eugen Rentsch - Verlag hineinzuschauen!

Auf Samstag, 22. März 1997, 14.30 Uhr, lud der *Verein Schweizerdeutsch, Gruppe Zürich*, ins Kirchgemeindehaus St. Peter ein. **Werner Marti** erzählte und las aus seinem historisch sorgfältig recherchierten berndeutschen Mundartroman „*Niklaus und Anna*“. Da ich hoffte, Cornelius Altorfer bei dieser Veranstaltung anzutreffen, fuhr ich wieder einmal nach Zürich, doch Cornelius war nicht dort.

Aus dem Einladungstext: „*De Roman „Niklaus und Anna“ isch e Teil vo der Läbesgschicht vom Werner Marti sym Urugrossvatter, em chlynen Ätti, wi men ihm gseit het. Dä erlält als Bueb der Ybruch vo de Franzose, überchunt scho als Ungerwysiger es Meitschi usem Nochberdorf gärrn, wo spöter in e Sektenufruere ychegrotet u verurteilt wird, lehrt bim Vatter ds Muure, lot sech du aber lo aawärbe u ziet mit em Napoleon gäge Russland. Är loufft dört druus u flüchtet. Deheime übernimmt er nachem Tod vom Vatter ds Muurergwärb, macht d Hungerjohr 1816/17 düre u gründet spöter en eigete Huusstand.*

Der Werner Marti isch als Bueb im Vogelsang, emene Dörfli bi Rapperswil im bärnische Seeland, ufgwachse, Lehrer worde u het ufem Land un i der Stadt Biel Schuel gha. Als 40jährige het er no Germanistik (u Änglisch) gstudiert, für chönnen e Bärndütsch-Grammatik z schrybe. Das het er du näbe syr Ufgab als Seminarlehrer gmacht. Di Grammatik isch 1985 usecho. Spöter het er du der Roman „Niklaus und Anna“ gschrybe. Für dä het er 1995 e Buechprys vom Kanton Bärn übercho.

Die März-Wanderung der Senioren von Dietikon wurde trotz der recht zweifelhaften Witterung durchgeführt. Mit der Bahn reisten am Dienstag, 25. März 1997, zwischen fünfzig und sechzig Personen über Zürich nach Luzern und von dort mit dem Postauto nach Adligenwil. Anschliessend wanderten wir etwa zweieinhalb Stunden über Udliggenwil hinauf zum Aussichtspunkt **Michaelskreuz**. Wenig unterhalb der kleinen, recht hübschen „Hochzeitskirche“ befindet sich ein grosses Gasthaus, in das wir einkehrten. Bei schönem Wetter kann man von der 794 m.ü.M. gelegenen Kapelle aus nach allen Seiten eine prächtige Aussicht geniessen. Wir mussten leider darauf verzichten, weil alles bei leichtem Regen in den Wolken verborgen war.

Herr Dr. Bruno Maier erklärte, dass der Erz- und Schutzengel Michael, der den Drachen, d.h. den Satan besiegte, stets auf Bergen und an hoch gelegenen Orten verehrt werde.

Unsere Wanderung führte noch eine gute Stunde weiter über Obertal nach Rotkreuz, von wo uns die Bahn nach Wohlen und das Tram über Bremgarten zurück nach Dietikon brachte. Sonnenschein und Fernsicht wurden zwar auf dieser Wanderung vermisst, Bewegung und frische Luft tat aber allen gut.

Fernsehen. In der Regel sehe ich mit nur die Tagesnachrichten an. Man weiss dann nicht nur, was die "wichtigen" Leute tun, sondern auch, wie sie aussehen! Leider verstehe ich noch nicht viel bei "Telesguard", den Nachrichten in romanischer Sprache. Was gesagt wird, fliegt zu schnell vorbei.

Gelegentlich interessieren mich Diskussionen, politische zu Tages Themen, zur Philosophie und zur Literatur, sowie Auskünfte zu Medizin und Gesundheit...

Letzthin, es sind ja Weihnachtsferien, schaute ich die beiden "Walt-Disney"-Filme von den geschrumpften Kindern im Rasen (= Urwald) und vom Riesenbaby in Las Vegas an. Das Baby wird 30 Meter hoch! ...

Vor Weihnacht gab's für mich viel zu musizieren. Wolfgang Rothfahl stellte ein Ad hoc-Orchester zusammen fürs Advents-Singen in der reformierten Kirche Dietikon und für die ökumenische Veranstaltung im katholischen Pfarrei-Saal St. Josef, Dietikon. Das Orchester

Sa. 23. 12. 1995	20.10 Liebling, ich habe die Kinder geschrumpft ● Fantasyfilm von Joe Johnston (USA 1989) Mit Rick Moranis, Matt Frewer, Marcia Strassman Tölpelhafter Wissenschaftler verkleinert seine Kinder durch einen dummen Zufall auf Ameisengrösse.
---------------------	--

Mo. 26. 12. 1995 Fernsehen DRS	<p style="text-align: center;">20</p> <p>20.00 Liebling, jetzt haben wir ein Riesenbaby ● Komödie von Randal Kleiser (USA 1992) Mit Rick Moranis, Marcia Strassman, Lloyd Bridges Obwohl der schrullige Wissenschaftler Szalinski seine Kinder mit Erfolg auf Däumlingsgrösse geschrumpft hat, ist ihm die gebührende Anerkennung seitens seiner Kollegen versagt geblieben. Mehr Achtung verspricht er sich mit der Erfindung eines Vergrößerungsstrahls. Doch die Vorführung in Anwesenheit seines Chefs endet mit einem Desaster...</p> <p style="text-align: center;">21</p>
-----------------------------------	---

der reformierten Kirchgemeinde Zürich-Albisrieden spielte im Alters-Pflegeheim Bachwiesen, Zürich, in der neuen reformierten Kirche von Albisrieden, sowie in der St. Konrad-Kirche: Charpentier: Weihnachtsmesse. Josef Ignaz Schnabel: Transeamus. A. Vivaldi: Sinfonia C-Dur. G. M. Schiassi: Pastorale per il Santissimo Natale, dazu mit Chor Weihnachtslieder von F. Zipp, F. Silcher, W. C. Briegel, L. Schtöter u.a. ...

Gelesen, Dezember 1995: Christa Meves: „Kutswechsel“ (Untertitel: „Aus Irrkümern lernen“), Herderbücherei 1750. Die Autorin dieses Buches bekam vor kurzer Zeit den Anerkennungspreis der „Stiftung für abendländische Besinnung“. Sie ist Psychologin, Psychiatrin und Psychotherapeutin und erklärt die unangenehmen Erscheinungen wie Terrorismus, Drogensucht, Kriminalität aus falscher, frühkindlicher Betreuung. Diese muss nach Meves durch die liebende Mutter und nicht durch Drittpersonen, Kinderkrippe etc. geschehen.

Gelesen, Januar 1996: Jean Ziegler: „Wie herrlich, Schweizer zu sein.“ Der Autor beschreibt seine Jugend in Thun, seine Studienzeit in Paris, seine Arbeit im Kongo und in Brasilien, sowie seine Auseinandersetzungen mit den Geld-

CHRISTA MEVES: "Kurswechsel". Aus Irrtümern lernen.

Christa Meves hat über 75 Bücher geschrieben mit einer Gesamtauflage von über 4 Millionen Exemplaren. Sie ist ohne Zweifel eine der meistgelesenen Schriftstellerinnen unserer Zeit. In ihren Büchern befasst sie sich offen und zugriffig mit fundamentalen Irrtümern unserer Gesellschaft: mit der Masslosigkeit des heutigen Menschen, die zu einer kollektiven Neurose unserer Zeit geführt hat, zu schweren Störungen des seelischen Gleichgewichts, und sie legt die Ursachen dieser Entwicklung bloss: die allzu frühe Lösung aus der Bindung der Familie, die Erziehung, die ihre Massstäbe verloren hat, die Verunsicherung der Eltern und die Ideologisierung der Pädagogen. Sie weist in ihren Büchern den Weg zu einem sinnerfüllten Leben. Im Buch "Kurswechsel" sind ihre wichtigsten Aufsätze, ihre Kerngedanken und Grundthesen aus drei Jahrzehnten gesammelt. Es umfasst die Summe ihrer Lebenserfahrung. Man braucht nicht in jedem einzelnen Punkt mit Christa Meves gleich zu denken - zum fruchtbaren Nachdenken regt das Buch jedenfalls alle an.

Ich las im Dezember 1995 von **Christa Meves** das Buch „**Kurswechsel**“ (Untertitel: „Aus Irrtümern lernen“), Herderbücherei 1750. Die Autorin dieses Werks bekam vor kurzer Zeit den Anerkennungspreis der *Stiftung für Abendländische Besinnung*. Sie ist Psychologin, Psychiaterin und Psychotherapeutin und muss immer wieder Kriminelle für die Gerichte beurteilen.

Aus ihrer Praxis und Erfahrung erklärt sie recht eindrücklich die Entstehung von Drogensucht, Kriminalität und Terrorismus in der abendländischen „Kultur“.

Seit ich dieses Buch gelesen habe, empfehle ich jedermann, es in einer Bibliothek oder Buchhandlung zu beziehen und auch zu studieren. Niemand wird die aufschlussreiche Lektüre bereuen.

Karl Klenk

eräschern in der Schweiz und im Ausland.

Es ist aufschlussreich die Theorie von Christa Meves am Charakter Jean Zieglers nachzuprüfen. Ziegler schreibt, sein überkorrekter Vater habe ihm stets „das Maul verboten.“ Er fühle sich unterdrückt und musste daher - nach Meves - später im Lauf seines Lebens umso mehr reklamieren. Bei diesem Reklamieren ist vieles gut begründet und vieles nicht ganz zu Ende gedacht. Ziegler regt sich z. B. masslos auf über die deutschen Bahntransporte durch die Schweiz, durch den Gotthard, den Lötschberg und den Simplon nach Italien und umgekehrt. Die Güterwagen waren plombiert. Mit Tarndecken oder mit einer Kohlen-schicht war das eigentliche Transportgut - Waffen, Munition - gut zugedeckt. Das sagten uns im Aktivdienst ganz offen unsere Offiziere angesichts der Tag und Nacht alle fünfzehn Minuten durch unser Land rollenden Züge! Und wir diskutierten diese Sachlage mit unsern militärischen Vorgesetzten und sahen schliesslich ein, dass dies Zugeständnis des Generals und der Behörden an die Faschisten - die uns rings herum einkreiserten - notwendig war. Diese „Feinde“ hatten uns ganz in der Hand, und wir in dieser Notlage folgten unserm legitimen Selbsthaltungstrieb.

Hätten wir die Kriegstransporte - und noch viel anderes - nicht erlaubt, dann hätten wir den Krieg sofort im eigenen Land gehabt und viele Menschenleben verloren. Es ist billig, das Vorgehen der Landesregierung heute feige zu nennen. Sie wählte von zwei Übeln das kleinere!

Nicht gerade intelligent und wenig gründlich überlegt sind Jean Ziegler's Aussprüche über die Schweizerarmee. Er behauptet kühn, sie sei völlig nutzlos! Das soeben Geschilderte lässt etwas ganz anderes vermuten. Auch wenn Ziegler meint, die Schweiz habe nach Israel pro Einwohner die grösste Armee, dann vergleicht er unbekümmert Dinge, die sich so gar nicht vergleichen lassen. Unsere Soldaten sind im Grunde genommen Zivilpersonen (Milizarmee), andere Staaten jedoch besitzen jahrelang im Dienst stehende Berufssoldaten. Unsere Armee versucht, den Frieden zu erhalten, allfällige Kriegshandlungen im Umfeld der Schweiz von unserem Boden fern zu halten, Überläufer sofort zu entwaffnen und bis zum Kriegsende zu internieren.

Vieles bei Jean Ziegler ist in ähnlicher Weise nicht zu Ende gedacht. Es ist z. B. auf den ersten Blick ganz unverständlich, d. h.

nur durch Tiefenpsychologie erklärbar, dass ein so intelligenter Junge wie Ziegler mit seinem korrekten und klugen Vater nicht auskommen konnte, sich gegen ihn auflehnte und dann trotzdem behauptet, er liebe ihn!

Wie mit seinem Vater, so bricht Ziegler triebhaft mit jeder stabilen Institution, nicht nur mit dem Militär, sondern auch mit dem Staat. Er lehnt, begründet durch sein gestörtes Verhältnis zum Vater jede systematische Sozialisation ab und redet von der „Brutalität der herrschenden Klasse“! Er steigert sich geradezu in einen Wahn hinein, bis er das Gefühl hat „langsam erwürgt“ zu werden! Das ist doch krankhaft!

Er bewundert zwar die für ihre Zeit emanzipierte Ricarda Kluch, die frei und unabhängig Radionachrichten kommentierte und sagt dazu: „Für mich, dem man ständig das Wort abschnitt und den man bei jeder Gelegenheit den Mund zu halten hiess, grenzte das an ein Wunder.“

Ich halte es für wenig zeitgemäss, wenn Ziegler heute noch sagt, er glaube an den Klassenkampf. Auch redet er unverständlicher Weise von der „protestantisch-eidgenössischen Verlogenheit(!)“, ohne dies glaubhaft mit ir-

gendwelchen Beispielen zu belegen. In Zieglers Text sind doch viel zu viele hohle Schlagwörter, auf die nur noch gewisse Leute hereinfallen.

Andererseits erfahren wir aus Jean Zieglers Buch viel Interessantes aus Afrika und Brasilien, viel Wissenswertes über Trigue Lie, Dag Hammarskjöld etc. etc. Auch Literaturzusammenhänge (Yeats) werden aufgeklärt.

Geradezu sympathisch klingt der Ausspruch: „Wir sind Don Quichottes, liebenswerte, ohnmächtige Don Quichottes.“

Gelesen „Saison“ von Hugo Loetscher, der zur Abwechslung einmal humoristisch nach Lust und Laune fabuliert. Ein zwanzigjähriger Student wird in Zürich einen Sommer lang in einem Strandbad der Bademeister. Es geschehen die unwahrscheinlichsten Dinge. Die Vorgänge sind etwas „netvös“ und sprunghaft geschildert, manchmal sogar irgendwie „ordinär“, und ich verstehe nur schwer, weshalb Prof. Heintz Boxler im Volkshochschulkurs das Werk so sehr hervorhob und empfahl.

„Die Versammlung beschliesst über die Änderung der Statuten und diskutiert über den Vereinsausflug.“ Wozu das Wort „über“? Weglassen!

Bratwurst oder Frühlingsrolle?

Hugo Loetschers Roman «Saison»

Scherz, Satire, Ironie – und tiefere Bedeutung? Aber es muss nicht immer nach Grabbe, nach dem Titel seiner Komödie gehen. Nehmen wir ruhig an, dass mit dem Tiefen für einmal nur der Bereich gemeint ist, in den sich Nichtschwimmer nicht vorwagen sollen. Denn um eine Schwimmbad-Geschichte handelt es sich.

Für eine Saison übernimmt Philipp die Aufsicht über eine Zürcher Badeanstalt. Eine Gelegenheitsarbeit für den Zwanzigjährigen, dessen Gesicht zwar durch eine Käseklame und dessen Unterleib durch die Klame für eine Badehose allgemein bekannt sind, und doch ist er selbst es noch nicht. Die Badehose inspiriert ihn zur Badeanstalt.

Er leitet das altertümliche Schwimmbad zusammen mit seiner Freundin, die zwar schon eher die Freundin eines anderen ist, doch diese Saison lang teilt sie mit ihm – fast hätte ich gesagt, Freud und Leid. Jedenfalls die Leitung der Badeanstalt. Und da ereignet sich nun, zwischen Frühling und Herbst, manch Lächerliches und Lustiges, Trauriges und Schauerliches, wie das Leben es mit sich bringt.

Das klingt nach Klischee, aber man hat es fürs erste mit einer kritisch-ironischen Verarbeitung von Klischees zu tun. Loetscher schaut «dem Volk», den Schweizern «aufs Maul», und seine Wiedergabe der sprachlichen, auch der modisch-fremdsprachlichen Bestandteile ihrer Verständigung karikiert sie nicht nur, sondern charakterisiert sie auch. Etwa im «pfingstlichen» Durcheinander- und Aneinandervorbeireden von Verwandten.

Und nicht nur aufs Maul schaut er ihnen, er schaut auch auf ihr Verhalten und seine Vorprägungen. Angefangen bei einem etwas schematischen (alt- und neuspiessigen) Liebespaar, das sich am Ersten August darüber streiten muss, ob eine Bratwurst oder eine Frühlingsrolle jetzt das Richtige sei; und weiter zu der Frau, die in der Rolle einer Chefsekretärin, zu dem Hüttenwart, der als rüstiges Rauhbein, zu dem alten Lehrer, der als alter Lehrer agiert.

Typisierungen, wie eben «das Leben selbst» sie hervorbringt. Aber das Leben bringt auch die grausige Abweichung hervor, das kaum mehr kenntliche Menschenwesen, das eine Frau im «unpassendsten» (daher passendsten) Augenblick vorführt; dergleichen wird sonst versteckt, damit die anderen ungestört typisch sein können.

Typisch und doch auch besonders, oder absonderlich. Personen können nicht vierhundert Seiten lang bloss ihr Klischee sein, sie müssen sich auch etwas einfallen lassen; vielmehr, der Autor muss dafür sorgen, dass ihnen etwas einfällt. Etwas, das sie immer noch genauer, individueller kennzeichnet – oder etwas, das mehr allgemein für den Einfallreichtum des Autors zeugt?

Da ist es nicht immer leicht, die Ebenen auseinanderzuhalten. Wenn Philipp merkt, dass ein Badegast nicht Offizier, sondern Pfarrer ist, und nun sagt: «Nie wäre ich draufgekommen, dass dieser topfebene Haarboden nicht eine Piste für Helikopter ist, sondern ein Landeplatz für Engel», mag der eine oder andere Leser wohl fürchten, der Verfasser rede so spasshaft; wenn aber Philipp dann fortfährt: «... und dass das schwarze Büchlein, das der Igel (der Pfarrer) unter den Arm klemmt, kein Terminkalender ist, sondern eine Bibel, aber wo ist da der Unterschied», schenkt er dem Leser die Hoffnung wieder: solches Gewitzel soll ihm gewiss nur Philipps Mentalität näherbringen?

Dazu passt auch, dass Lotty, die Freundin, meint: «Philipp hat mit seinem Quatsch mehr Erfolg als ich»; bloss kann auch sie es nicht lassen und sagt: «... da der Kakao aus dem Amazonas-Tiefenland kommt, müsste man dem Käufer einen Ameisenbären aufbinden...» Spasshaftigkeit ist ansteckend.

Wenn aber dergleichen ohne Anführungsstriche erscheint? Am Wochenende besucht Mario «seine

n. 74 25. 8. 95.

Spaghetti-Braut, die in St. Gallen in einem Hotel arbeitet, auch sie vom Stiefel unten, vom Absatz, mit dem man schon längst zum Schuhmacher müsste...» Aber nein, vor- und nachher steht Marios Bericht in direkter Rede, es ist also offenbar doch seine Ausdrucksweise (oder vielleicht seine Parodie einer schweizerischen Sprache), die dem Leser zur Kenntnis gebracht wird.

Denn sonst müsste man ja denken, Hugo Loetscher sei unter die Lustigen gegangen. Und wer möchte das. Er nimmt aber in diesem Roman mehr Rücksicht (noch mehr als früher er selbst und viel mehr als heute üblich) auf die Nichtschwimmer unter seinen Gästen. «Lotty schwärmte: ...» Eine Äusserung so einzuleiten ist schon beinahe demonstrativ – als wollte der Autor auf die Klischees all seiner Personen antworten: zurück ins stilistische Planschbecken.



Spasshaftigkeit ist ansteckend: Hugo Loetscher.
(Bild Isolde Ohlbaum)

Und – soll man es raffiniert nennen? – nachdem die Saison alles Mögliche gebracht hat, was niemand (als eben Loetscher) sich hätte einfallen lassen, naht was? Der Abschied. Ausräumen, einwintern. Und Lotty? «Sie liess sich ihre Tasche nicht abnehmen. Stumm gingen sie nebeneinander. Bei der Weide küsstest sie sich noch einmal.» Niemand kann uns verwehren, auch das noch als Parodie zu lesen. Für andere ist es traurig und schön: «besinnlicher Ausklang» nach «turbulenter Unterhaltung», so nennt man es doch?

«Saison» könnte Hugo Loetschers populärstes Buch werden.

Hanno Helbling

Hugo Loetscher: Saison. Roman. Diogenes-Verlag, Zürich 1995. 403 S., Fr. 39.–.

Hugo Loetschers neuer Roman weist wenig Tiefgang auf, er gleicht eher einem Ausflugsboot als einem Hochseedampfer, aber er befährt ja auch lediglich den Zürichsee. Loetschers Stärke lag schon immer in der Kraft der Imagination, die er in witzige Formulierungen umzusetzen wusste. Das bestätigt sich glänzend aufs neue. Seine intellektuelle Brillanz vermag eigentlich alles interessant zu machen, auch wenn man das Strickmuster bald erkannt hat.

Wie kommt es indes, dass man sich dieses neuen Romans doch nicht so recht freuen mag, dass seine Witzigkeit gelegentlich aufgesetzt, die Virtuosität etwas schal wirkt? Dass die Handlung belanglos bleibt, mag hingehen, allein die Entschädigung für diesen Mangel fällt gering aus. Liegt es an den wenig überzeugend gezeichneten Figuren, hauptsächlich des Helden Philipp, eines zwanzigjährigen, altklugen Studenten, oder an der reichlich banalen Beziehungsgeschichte mit seiner Freundin Lotti? Im Panoptikum der Badegäste (die Konstruktion besteht darin, dass der Student Philipp einen Sommerferienjob als Bademeister annimmt, wobei ihm seine Freundin assistiert) tummeln sich unterschiedlich komische Figuren, die Loetscher reichlich Anlass zur satirischen, gelegentlich karikaturistischen Zeichnung bieten. Dabei bleibt er stets beim Einzelfall, keine «geschlossene Gesell-

L.T. 7.10.
1995.

Ein Sommervergnügen

Zu Hugo Loetschers «Saison» / Von Christoph Siegrist

schaft» will sich konstituieren. Philipp, einer bürgerlichen Durchschnittsfamilie entlaufen, kann für die Miete seiner schäbigen Bude nicht mehr aufkommen und ist froh um die Möglichkeit, für den Sommer in der Badeanstalt unterzukommen. Vorerst gilt es allerdings, einen Kurs für Rettungsschwimmen zu bestehen, den Loetscher mit detaillierter Sachkenntnis wie mit satirischer Komik beschreibt. (In bezug auf Sachkenntnis und Stimmigkeit der Details befeisst Loetscher sich gewissenhafter Recherchen, und das nicht nur in seinen glänzenden journalistischen Arbeiten: bereits sein Erstling «Abwässer» legt Zeugnis ab von seiner Genauigkeitsbesessenheit und Faktentreue.) Als Philipp sich vor Beginn seiner Arbeit langweilt, schickt ihn der Erzähler in die Zentralbibliothek, was Anlass gibt zu einem Exkurs über Balneologie.

Zur Badeanstalt gehört auch der Betrieb eines Kiosks, was Ausflüge in das Gebiet des Kulinarischen (ein weiteres Lieblingsterritorium Loetschers) gestattet. Ein gemeinsamer Flohmarktbesuch bietet einen Vorwand für eine relativ ausgedehnte Prosaetüde, virtuos, aber so beliebig wie alle Episoden in diesem Text, der gelegentlich wie ein

geplündertes Zettelkasten anmutet. Dabei handelt es sich um Einfälle, die sich hübsch lesen: «Ein Tanga ist wie eine Statistik, unerlässlich und knapp, gewährt Einblick in alles, nur nicht ins Wesentliche», oder: «Wozu es überhaupt Vulkane gebe und warum nicht bei uns. «Weil bei uns die Berge erkaltet sind, das passt besser zu uns. Da in ihrem Inneren nichts brennt, kochen sie nicht über. Wenn sie wütend sind, halten sie sich an Lawinen, Felssturz und Steinschlag. Wir sind mehr fürs Poltern gemacht.» Für die wirkungsvolle Präsentation seiner Einfälle ge-

Hugo Loetscher: Saison. Roman. Diogenes, Zürich, 1995.

nügt der schwach gezimmerte Handlungsrahmen ebenso wie die Aneinanderreihung der eindimensionalen Figuren: husch durcheinandergeschüttelt, hübsch garniert, und fertig ist der Cocktail!

Oder, um zu einem anderen Bild zu greifen: das Buch gemahnt an eine jener lockend-bunten Schachteln, in denen hübsch verpackte Pralinés liegen, es lässt sich mit entsprechendem Genuss vernaschen und liegt hinterher nicht schwer auf. Fast food, doch mög-

licherweise ist gerade das eine Qualität, die dem Buch zahlreiche Leser verschafft, da es für fast jeden etwas bereithält. Symptomatisch steht für dieses Verfahren die Beschreibung eines Familientreffens an Pfingsten in der (geschlossenen) Badeanstalt, da funktioniert das Puzzlespiel ausgezeichnet: eine Anzahl von mehr oder weniger ausgefallenen Personen, die sich eigentlich nichts zu sagen haben, aber trotzdem (oder gerade deswegen) unentwegt miteinander quatschen, streiten, witzeln, blödeln in den vielfältigsten Kombinationen von Jung und Alt, Arm und Reich, Männlich und Weiblich, dazu von den unterschiedlichen Herkunftsorten vom Thurgauischen bis ins Emmental, was Anlass zu helvetischer Satire bietet: das ist Loetschers eigentliches Terrain, da weiss er sich im Vollbesitz seiner Möglichkeiten, vermag er seinem Instrument eine virtuose Fülle von satirischen, ironischen und witzigen Tönen zu entlocken. Auch eine total danebengehende Modeschau im Bad, eine aus ihrem Altersheim entflozene skurrile Alte, die in ihrer Garderobe sich heimlich eine Katze hält, Dispute zwischen einem katholischen und einem protestantischen Geistlichen, gar die See-



Hugo Loetscher

Polizei, die nach einem Ertrunkenen sucht (vergeblich), Exotisches und Erotisches: hier kann jeder auf seine Rechnung kommen.

Doch einmal hat jede Saison ihr Ende – die Tage werden kürzer, das Thermometer sinkt, es regnet und stürmt, Zeit zum Aufräumen und Zusammenpacken, man schliesst ab, auch der Autor tut das und lässt die beiden Hauptfiguren am Ende sich trennen und in eine offene Zukunft hinaustreten – Fine stagione.

Neuer Roman □ Hugo Loetscher fabuliert nach Lust und Laune *L.T. 23.9.95.*

Unbekümmerter Held in Badehosen

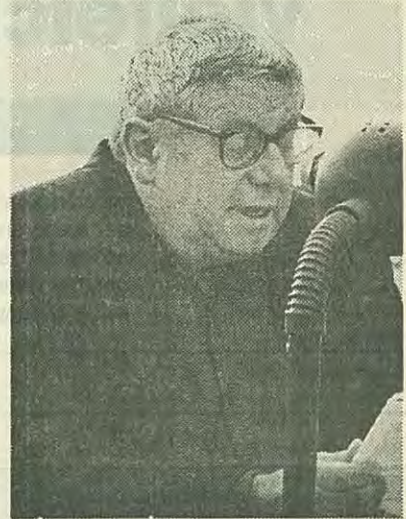
(abr.) Er ist ein zwanzigjähriger Sprücheklopfer, der «Held» in Hugo Loetschers neustem Roman «Saison». Ein Jüngling, der sich eine Saison lang als Bademeister in einer Zürcher Badanstalt versucht. Philipp weiss noch nicht so recht, was sein Ziel ist, er lebt in den Tag hinein, er beobachtet, nimmt das Leben so, wie es gerade kommt, er staunt, was es so alles gibt im Mikrokosmos Badanstalt, er stellt so seine Überlegungen an und greift hie und da handelnd ein.

Die Anlage des Romans erlaubt Hugo Loetscher, seine Fabulierlust – und Fabulierkunst! – voll auszuleben. Die Kritik allerdings sah in dem neuen Roman nicht nur Qualitäten; man störte sich unter anderem an den undifferenzierten Sprüchen des «Helden» über Frauen, über Politik. Loetscher selber erwähnte in einem Interview, diese Sprüche seien nicht seine Sprüche, sondern die des noch etwas unreifen Philipp. Und im übrigen habe er halt versucht, einen ganz neuen Stil zu finden, so wie er es immer abgelehnt habe, etwas Neues

im Stil von etwas Bisherigem zu schreiben. Wie auch immer – das Buch kommt an, steht längst schon in den Bestsellerlisten. Wir danken dem Verlag Diogenes für die freundliche Erlaubnis, den faszinierenden Roman abzudrucken.

Hugo Loetscher wurde am 22. Dezember 1929 in Zürich geboren. Nach dem Studium der Politischen Wissenschaften, von Wirtschaftsgeschichte, Soziologie und Literatur in Zürich und Paris engagierte er sich in der Studentenbewegung. Er arbeitete dann als Literaturkritiker für die «Weltwoche» und die «Neue Zürcher Zeitung», bevor er Redaktor am «Du» wurde. 1960 erfolgte die Uraufführung des Stücks «Schichtwechsel» am Schauspielhaus. Er war fünf Jahre Feuilletonredaktor und Mitglied der Chefredaktion der «Weltwoche», bevor er 1969 austrat, um fortan als freier Schriftsteller zu wirken.

Einige Werke: 1963: Abwässer. Ein Gutachten. 1964: Die Kranzflechte. 1967: Noah. 1969: Zehn Jahre Fidel Castro. Reportage und Analyse.



Hugo Loetscher.

1975: Der Immune. 1976: Kulinaritäten. Ein Briefwechsel zwischen Alice Vollenweider und Hugo Loetscher. 1986: Die Papiere des Immunen. 1989: Die Fliege und die Suppe. Fabeln. 1992: Der predigende Hahn.

Durch Trudi Wylet-Baumberger (Frauenfeld) vernahm ich am Telefon, wie es ihrem Bruder, dem armen Paul ergeht. Er schläft viel in seiner Unordnung. Da er nicht mehr gut hört, ist es schwierig, mit ihm zu reden. Er liest viel, vor allem Zeitungen, z. B. den "Blick", den er von einem Nachbarn erhält. Seine Wohnstube ist überheizt. Er verpflegt sich selbst, trinkt täglich einen Liter Milch und isst acht bis zehn Birnen, die er den Äpfeln vorzieht. Er leidet unter offenen Beinen, die nicht zu heilen, und die regelmässig von zwei Pflegerinnen neu verbunden werden. Paul kann nur noch mühsam mit der Hilfe von zwei Stöcken gehen.

Am Samstagnachmittag, 6. Januar 1996, fuhr ich mit dem Auto zu Katrin und Thomas Glauser, Frobergstr 12, 8162 Steinmaur, wo einige Leute des Volkstanzkreises die Balldekoration bastelten. Glasers haben eine sehr schöne, neue Wohnung. Ihre zwei noch sehr kleinen Kinder heissen Sven und Annika. Susi und Ernst Leissing von Küssnacht, Lore Fuchs und Caroline Hagen waren schon dort, Silvia und Willy Lamprecht von Wädenswil kamen später.



Bild Edition Exodus

Ein neues Buch erinnert an Leonhard Ragaz, den Kämpfer für ein sozial engagiertes Christentum. Seine Lehren haben an Aktualität nichts eingebüßt. Alfred A. Häsel meint: „Man ist erstaunt über die Fülle zukunftsweisender Gedanken. Ragaz glaubte unerschütterlich, dass Recht und Gerechtigkeit siegen und die totalitären Systeme... an sich selbst zerbrechen würden.“ Er meint als Sozialist auch den menschenfeindlichen diktatorischen Sozialismus in der Sowjetunion! 1921 gab der aus Graubünden gekommene Pfarrer seinen Lehrstuhl der Theologie an der Universität Zürich auf und wirkte im Zürcher Arbeiterquartier. Ich hatte eben den Autofahrausweis erworben und fühlte mich noch gar nicht sicher am Steuer. Es könnte 1933 gewesen sein. Da bekam ich von Eva und Werner Manz-Schümperli die Einladung zu ihrem Hochzeitsfest. Die Familie Schümperli spielte eine Rolle im „Gottwardbund“ und befasste sich mit Frei- bzw. Schwundgeld-Problemen. Das Flotten von Geld sollte nach ihrer Theorie unmöglich gemacht werden, es sollte rasch seinen Wert verlieren, d. h. sofort ausgegeben werden. Leonhard Ragaz sollte meinen Banknachbarn Werner Manz und Eva Schümperli in Rüdlingen besuchen und ich sollte mit meines Vaters „Adler“ den Pfarrer von seiner Wohnung in Zürich nach Rüdlingen bringen. Werner sass fahre-

lang in der Oberrealschule (heute mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium und vorher „Industrieschule“) mit mir in der gleichen Schulbank. Er vertrat schon damals progressive Ideen und wurde Primarlehrer in Winterberg, dann in Winterthur, wo er später mit Erfolg die „Guru“-Sekte „Divine Light“ bekämpfte. Werner starb vor einigen Jahren im Altersheim! Die Hochzeit in Rüdlingen ist mir noch deutlich in Erinnerung. Die sehr schöne, schneeweiss gekleidete Braut mit Werner an der Spitze wanderte die Hochzeitsgesellschaft durch die Rebberge hinauf zum Kirchlein. Es war ein schöner Anblick! Gegessen und gefestet wurde alkoholfrei im Freiland- und Freigeldheim Rüdlingen, und der berühmte Pfarrer Ragaz war immer dabei. Ich erinnere mich gut, wie viel Politisches besprochen wurde. Jemand meinte, von unserem Nationalrat sei nichts Rechtes zu erwarten. Offenbar sollte Ewas Bruder in absehbarer Zeit gewählt werden. Die Autofahrt mit Pfarrer Ragaz von Zürich nach Rüdlingen und zurück bewältigte ich mit einigem Hertzklappen!

Nun besitze ich bereits sieben Neujahrskonzerte der Wiener Philharmoniker auf Video! 1990 bis 1996! Dieses Jahr erlebte ich gleich zwei Neujahrskonzerte, denn am 2. Januar 1996 veranstaltete „Kultur im Dietikon“ auch eines, und zwar um 11.00 Uhr im neuen Gemeinde ratsaal. (Kollegium, Udorf).

Am 9. Januar 1996 war ich von den Frauen Schaffner und Kappe zum Mittagessen eingeladen.

Zum Orchester-Apéro vom Mittwoch, 10.1.96, konnte ich wegen des Schwimmens im Schulhaus Luberzen erst verspätet eintreffen. Im „runden Zimmer“ unter dem Turm der neuen Kirche Zürich-Albisrieden spendete die Kirchenpflege dem Orchester Aufschnitt mit Schwarz- und Weissbrot.

Sehr schön war auch dieses Jahr der Volkstanz-Ball im Kongresshaus Zürich. Es war der fünfundreissigste und ich habe alle vom ersten an lückenlos besucht. Um Mitternacht durfte ich, wie jedes Jahr, die Française kommandieren. Am „Ehrentisch“ sassen Klara Stern (geb. 1901) die Gründerin des Volkstanzkreises, Ernst Zürcher, ehemaliger Präsident und immer noch Gönner, Stadtpräsident Ester-

mann, STV-Delegierte sowie Vorstandsmit-
glieder des Tanzkreises. Der Stadtpräsident
von Zürich beteiligte sich an einigen ein-
fachen und einigen freien Tänzen und un-
terhielt sich mit mir über Volkstanzpro-
bleme. Wie jedes Jahr tauchten auch 1996 viele
lange nicht gesehene Bekannte wieder ein-
mal auf: ehemalige Kreismitglieder, Anita
und Dr. David Pestalozzi (Augenarzt, Olten),
Roland Galley, Leiter der Trachtenvereini-
gung etc.. NB. Klara Stern wagte nur noch
die Polonaise. Von den Kontraktänzern hatte
sie sich schon einige Tage vor dem Ball bei
mir abgemeldet!

Am Samstagnachmittag vor dem Ball
fand bei mir an der Holzmarktstrasse in
Dietikon eine Sitzung der Arbeitsgruppe „Schwei-
zer Volkstanzinventar“ statt. Martin Wey
und Dr. Cyrill Renz holte ich mit dem Auto
am Bahnhof ab. Lotti Schürch traf nicht ein.
Ich fuhr zur Ankunft des nächsten Zugs
wieder zum Bahnhof, beobachtete so gut
es ging, alle Ausgänge und fand Lotti
wieder nicht. Das Telephon an ihrem Wohn-
ort wurde nicht abgenommen, folglich war
sie unterwegs! Annelis Aemis ist schwer
krank und konnte daher nicht zur Sitzung

kommen, und Klara Stern hatte sich aus Rücksicht auf ihren bevorstehenden Ballbesuch abgemeldet. Als die Sitzung im besten Gang war, tauchte schliesslich auch Lotti Schürch auf! Wir trafen die Vorbereitungen, so dass unsere Arbeit am 16. März den Vertretern der UNESCO, der STV und der ASV vorgestellt werden kann, und zwar im Schulhaus Stettlen bei Bern, wo sich alle Computer- und Projektionsmöglichkeiten befinden.

Die Sitzung schloss mit einem fröhlichen Kuchenessen. - Bei der Festsetzung dieser Beratungen auf den Nachmittag vor dem Ball hatte der Gedanke, man könne anschliessend gemeinsam zum Kongresshaus Zürich fahren, den Ausschlag gegeben. Doch ach, Martin hatte Annemarie, seine Frau nicht mitbringen können, er musste sofort wieder nach Bern zurückfahren, und Cyrill hatte in Zürich eine andere Verpflichtung!

Am Montag nach dem Volkstanzball findet traditionsgemäss das „Fondue-Essen“ statt. Präsident Kleiniger hatte es eingeführt und man traf sich jeweils auf dem Ütliberg. Wenn es genügend Schnee hatte, liess sich dieses Fest mit einer lustigen Schlittenfahrt verbinden. In den ersten

Jahren war jeweils auch Inge Baer (1902 bis 1995) dabei, und die jungen Tanzkreis-Ehepaare brachten ihre Säuglinge mit. Als Uto-Staffel montags nicht mehr witterte, traf man sich im Kulmhotel, doch die ganze Sache befriedigte nicht mehr recht, so dass für 1996 dieses Treffen in die „Raclette stube“ beim Zentral in Zürich verlegt wurde. Ich wollte mich nicht dazu anmelden, doch Erich Fischer bearbeitete mich und meinte, ich bekomme bestimmt auch einen kleinen gemischten Salat, wenn mir Käse auf die Nacht zu schwer sei! Im allerletzten Moment sagte ich zu und verbrachte ein nettes Abendessen mit Susi und Ernst Leissing an einem Freiertisch.

Am Freitag vor dem Ball hatte im Gemeinderatsaal Dietikon ein „Konzert ohne Ski“ stattgefunden. Es begann im Stockdunkeln mit einem wunderschönen Schubertkonzert, führte dann zu den unglaublichsten Leistungen. Der Violinvirtuose konnte z. B. immer spielend die vom Notenständer gefallenen Musiknoten mit dem Fuss wieder auf den Ständer stellen! Man glaubt den Künstlern sofort, dass sie Schüler Jimmisis sind und den sie da und dort bestimmt noch übertreffen. Siehe Rückseite!

Musikalische Um- und Abwege im Stadthaus

Unzählige Kulturfreunde strömten am Freitagabend auf Einladung von «Kultur in Dietikon» in den Gemeinderatssaal, um einen musikalischen Bühnenspass zu erleben. Die Musiker und Komiker Thomas Usteri und Lorenzo Manetti überzeugten mit hoher Musikalität, umwerfender Komik und den ausgefallensten Ideen, die man sich denken kann. *L.T. 22.1.96.*

(bus.) Es fing ganz harmlos an. Ein Bratschist und ein Pianist probten vor ihrem Konzert eine Schubertsonate – nichts Besonderes in Musikkreisen. Da waren bloss wenige unkontrollierte Bewegungen, einige bizarre Töne, dazu das ständige Herumfummeln am Klavierstuhl, ein Notenständer, der sich selbständig machte, der Schluck Bier des Pianisten. Alles Dinge, die vorkommen können.

Plötzlich ein Crescendo. Die Fehlleistungen und Eigenheiten der beiden Musiker wurden zu Clownerien und steigerten sich zu akrobatischen Spielereien und absurden Zweikämpfen. Schliesslich entwickelte sich ein «Furioso» mit einer Slapstick- und Situationskomik, die einen fast vom Stuhl riss.

Haarsträubende Geschichten

Rund ums Musizieren wurden Geschichten erzählt, bei denen sich einem die Haare sträubten. Wie ist einem Musiker zumute, der nie den Mut aufbrachte, bei der Diplomprüfung vorzuspielen? Wie ergeht es einem Verliebten auf Skiern, der seine Braut küssen will und dem das Peinlichste geschieht, das geschehen kann? Was die beiden Musiker boten, überstieg das Gewohnte und Gewöhnliche. Mit traumwandlerischer Sicherheit setzten sie die Pointen und enthüllten nach und nach menschliche Unzulänglichkeiten und Geheimnisse, die

hinter gesellschaftliche Fassaden blicken lassen.

Dazu kam immer Musik vom Feinsten. Die Komik war kammermusikalisch, und die Kammermusik war so komisch, dass die Gäste im Saal mehrmals Szenenapplaus spendeten.

Musiker und Mimen

Thomas Usteri eroberte mit seinem Bratschenspiel das Publikum. Ob er am Boden liegend fiedelte, während des Spiels mit dem Fuss das Notenblatt vom Boden aufblas, eine Saite wechselte, der Bratsche die kühnsten Töne entlockte oder blitzschnell Tonart und Rhythmus wechselte, immer blieb er der Alleskönner, dem bloss sein unvergessliches Missgeschick in der Liebe hie und da die Laune gründlich verdarb.

Der Pianist Lorenzo Manetti steckte nicht nur mit seinem temperamentvollen Klavierspiel, sondern auch mit seiner Mimik das Publikum in den Sack. Unvergesslich sein hemmungsloses Lachen, das alle ansteckte. Es ist kein Zufall, dass die beiden aus dem «Teatro Dimitri» stammen. Nebenbei spielen sie klassische Musik in verschiedenen Orchestern.

Zweifelsohne haben sie Versagensängste, Rivalitäten unter Künstlern, Nervosität vor Konzerten, die Tücken der Musikinstrumente, Erfolgszwang und Stolpersteine auf dem Weg zu musikalischen Höhepunkten dem Leben selbst abgeschaut.

Nach dem überraschenden Schluss wollte man natürlich die beiden Musikclowns nicht gehen lassen. Grosszügig spielten sie noch drei Nummern lang weiter. Nur zögernd leerte sich der volle Gemeinderatssaal; noch lange hätte man den beiden Lebenskünstlern und Abenteurern mit ihrem schwerelosen Spiel zuschauen und zuhören können.



Thomas Usteri (mit Bratsche) und Lorenzo Manetti wussten ihr Dietiker Publikum zu begeistern.

FOTO: ZVG

3.1965

Prüfungsangst und Gewissenhaftigkeit

Ein Schüler behauptet nach der Prüfung: "Vor lauter Angst habe ich rein nichts mehr gekonnt! Ich habe alles falsch gemacht, und erst als es schon zu spät war, ist mir der richtige Lösungsweg eingefallen!" Ist so etwas möglich? Ist es denkbar, dass ein guter Schüler dann, wenn es einmal wirklich "drauf an kommt", dermaßen versagt?

In den allermeisten Fällen wird ein solcher oder ähnlicher Ausspruch eines Schülers stark übertrieben sein. Und doch bleibt ein Kern Wahrheit. Vor lauter Angst und Aufregung werden häufig ganz unverständliche Fehler gemacht! Woher kommt diese schädliche Angst? Was lässt sich dagegen unternehmen?

Hier sei die Rede von "normalen" Prüflingen, von Schülern, mit denen die allgemeine, öffentliche Volksschule zu tun hat, und diese allgemeine, öffentliche Volksschule ist nun einmal keine psychotherapeutische Heilanstalt für Spezialfälle. Es sei ohne weiteres zugegeben, dass ein totales Versagen bei Prüfungen in krankhaften Spezialfällen durchaus möglich ist. Doch welches Kind unserer Schule will ein "krankhafter Spezialfall" sein, und welche Eltern wollen zugeben, dass ihr Kind ein solcher Psychopath ist? Von den krankhaften Fällen, die einer Spezialbehandlung bedürfen, sei hier also nicht die Rede.

In den meisten "Normalfällen" wirkt sich aber doch die Prüfungsangst mehr oder weniger störend aus. Sie ist eine jedem Lehrer bekannte Tatsache. Wir müssen sorgfältig nach den Ursachen dieser Angst forschen, um sie wirksam bekämpfen und in ertragbaren Grenzen halten zu können. Sehr bald lässt sich feststellen, dass die Gewissenhaftigkeit eine grosse Rolle spielt, dass der gewissenhafte Schüler viel eher zu Angsterscheinungen neigt, als der gleichgültige, oberflächliche. Wenn ein Schüler den zu prüfenden "Stoff" vollständig beherrscht, dann hat er kaum, oder doch nur sehr wenig Angst. Vielleicht freut er sich geradezu auf die Prüfung, bei der er zeigen kann, wie gut er seine Sache gelernt hat! Der Schüler fühlt sich sicher, er ist überzeugt, die an ihn gestellte Anforderung erfüllen zu können. Er sonnt sich schon zum voraus im Lob des Lehrers und der Eltern! Wer aber das von ihm Geforderte nicht oder nur teilweise gelernt hat, der hat allen Grund, Angst zu haben! Je gewissenhafter der Schüler nun ist, umso bewusster wird ihm sein

3.1956

Nichtgenügen, und umso deutlicher ist in ihm die Angst. Und dieser Fall ist der häufigere. Die meisten Schüler wissen genau, dass ihre Begabung, ihr Gedächtnis, ihre geistige Beweglichkeit besser sein könnten. Sie wissen aber auch, dass sie dies und jenes nicht oder nicht gründlich genug gelernt haben, und dass mit Recht ein Tadel bevorsteht. Solche Schüler müssen mit einer zusätzlichen Aufgabe (zwecks besserer Einprägung des noch nicht Gelernten) und mit schlechten Noten rechnen. Solche Schüler werden aus Angst vor dem drohenden Ungewissen der Zukunft schlecht arbeiten.

Damit sind bereits einige wichtige Fingerzeige für das Verhalten des Schülers, der Eltern und des Lehrers gegeben. Auch ist ersichtlich geworden, dass diese "Angst" bis zu einem gewissen Grad und in gesundem Rahmen durchaus notwendig und nützlich ist, treibt sie doch den Schüler dazu, sich besser und gründlicher auf die Prüfungen vorzubereiten. Der oberflächliche Schüler muss immer wieder gefragt werden, ob er wirklich gründlich und allseitig genug vorbereitet ist, während der übergewissenhafte und überängstliche lernen muss, dass nie alle Eventualitäten vorausberechnet und vorbereitet werden können.

Der Erzieher wird also die Schüler nach ihrer Art ganz verschieden behandeln müssen. Auf der untern Volksschulstufe wird er nur solche Dinge prüfen, die wirklich gemeinsam eingeübt und allseitig behandelt worden sind. In obern Stufen muss vom Schüler eine grössere Selbständigkeit verlangt werden. Es wird daher oft etwas geprüft, das sich der Schüler ganz selbst erarbeitet haben sollte.

Karl Klönk

Im Lauf der Jahre veränderte sich meine Einstellung zu den Angst erzeugenden Prüfungen. Ich fand, es sei falsch, ein Vierteljahr lang Geographie, Geschichte, eine Sprache oder irgend ein anderes Stoffgebiet zu unterrichten und dann am Ende des Quartals in einer einzigen, grossen und begreiflicherweise Angst machenden Prüfung festzustellen, was jede Schülerin und jeder Schüler wirklich erfasst hat, noch sicher weiss und beherrscht. *in der Sekundar-
schule!*

Durch solche „Angstprüfungen“ entstehen ganz unzuverlässige Zufallsnoten. Hat der Prüfling am Tag der Prüfung vor lauter Angst zufällig Kopf- oder Bauchweh, dann entspricht sein Prüfungsergebnis in keiner Weise den wahren Tatsachen. Wenn dann gar die Zeugnisnote im entsprechenden Fach auf einer solchen einzigen Riesenprüfung beruht, dann ist sie bestimmt falsch.

Ich ging daher zu einem ganz andern Prüfungssystem über, zu einem System, das, wenn einmal eingespielt, keine Angst hervorruft, mir aber genau zeigt, was die Schüler wirklich verstanden und gelernt haben.

Am Anfang jeder Unterrichtsstunde stellte ich der Klasse zwei oder drei Fragen aus dem in der vorhergehenden Lektion, in der vorhergehenden Woche oder im vorhergehenden Monat behandelten Stoff. Ich veranstaltete also zu Beginn jeder Unterrichtsstunde eine „Miniaturprüfung“, in der die gestellten Fragen ganz kurz mit ja, nein oder mit einer lapidaren Aussage in wenigen Minuten schriftlich zu beantworten waren.

Als ich damit begann, waren die Reaktionen der Schulklassen sehr aufschlussreich. Ein

Schüler fragte: „Herr Klenk, ist das eine Prüfung?“ und ich antwortete: „Natürlich! Das ganze Leben ist eine Prüfung. Auch schon die Art, wie einer in seiner Schulbank sitzt, ist bereits eine Prüfung. Er kann nämlich faul und uninteressiert dasitzen oder aber erwartungsvoll und motiviert. Jeder wird beständig beurteilt, ob er will oder nicht. Es besteht also nicht der geringste Grund, um Angst vor diesen Kurzprüfungen zu haben. Ich will einfach erfahren, was Ihr von der behandelten Sache noch wisst und beherrscht. Wenn etwas Wichtiges von einigen Schülern nicht verstanden wurde, dann kann ich rechtzeitig auf das betreffende Problem zurückkommen und, was nötig ist, nochmals erklären. Diese alltäglichen Miniaturprüfungen sind also auch für mich, den Lehrer, eine Hilfe. Kurzprüfungen sind im Interesse aller, denn durch sie erhalte ich in jedem Fach von jedem von Euch vor dem Zeugnisschreiben zwanzig, dreissig oder gar vierzig Noten, aus denen der Durchschnitt gerechter ist als die Zufallsnote aus einer einzigen Riesenprüfung.“

So wurde das Prüfen der Schülerkenntnisse und der Leistungen zu einer ^{kaum mehr} nicht gefürchteten Alltäglichkeit.

Martin Meyer
Kornfeldstrasse 3
5200 Windisch

Windisch, 25. September 1995

Sehr geehrten Herr Klenk

Mit Freude, grossem Interesse und ebenso grosser Bewunderung las ich im Baderer Tagblatt Ihre Erzählung "Ein Lehrerleben". Mit Freude, weil mir Ihr schöner, liebenswürdiger und einfacher Schreibstil gefällt. Interessant war Ihr Bericht für mich, weil ich in den 30er Jahren regelmässig nach Dietikon in die Ferien durfte. Meine Tante wohnte an der Bertastrasse, meine Cousine Maria und mein Cousin Jakob besuchten die Sekundarschule, u.a. bei den Herren Frei und Pasternak. Ersterer starb sehr früh, Herrn Pasternak nannten die Schüler "Pflöde". Aber auch die Herren Baumann und Götz kannte ich, letzterer war gar Oberst bei den Gotthardtruppen. Mein Onkel Jakob Wiederkehr, der Cousin des Baulöwen Max, wurde bei den Einheimischen der "Weubelrot" genannt, sein Vater war Dorfweibel gewesen und er trug rötliche Haare. Herr Paravicini, der Schulverwalter, dürfte der Drogist an der Hauptstrasse gewesen sein. Willibald Völkin, Karli Hecht, aber auch Edi Gibel und Karl Haid waren für mich beliebte Dietikonerkuben die ich anstaunte.

Aus dem kleinen, ärmlichen aargauischen Birmenstorf kommend erschien mir damals Dietikon mit seinem grossen Schulhaus, den beiden Kirchen und der grossen Spielwiese als eine Stadt.

Selbstverständlich habe ich auch im Bubenbad gebadet, dort hiess mich Lehrer Baumann seinen behaarten Rücken einseifen.

Ihr Bericht führte den Lesern trefflich vor die Augen, was früher die Lehrerschaft in einem Dorfe leistete. Ihr Wirkungskreis war enorm, lange nicht jede Lehrkraft arbeitete neben der Schule soviel wie Sie, nicht jede Lehreressfrau unterstützte ihren Mann derart wie es Ihre vorzügliche Gemahlin tat. Aber der Einfluss der Lehrerschaft war damals sehr gross und - man darf das wohl so sagen - auf eine Art segensreich.

Mittlerweile bin ich nun auch 70 Jahre alt geworden und habe in den letzten Jahren mit Ihnen die grosse gesellschaftliche Veränderung erlebt. Manches, auch im Schulwesen, ist bestimmt besser geworden, für viele Dinge und Zustände finde ich hingegen kein Verständnis. Manchmal möchte ich denken "nach uns die Sintflut", aber das darf man nicht. Auch hierin ist Ihre Erzählung vorbildlich, Sie beklagen sich nicht über die neue Zeit, sondern Sie zeigen, wie Sie die Probleme laufend erkannt und gemeistert haben.

Ich wünsche Ihnen, sehr geehrten Herr Klenk, noch viele gute Jahre und danke Ihnen für Ihre Erzählung.

Mit freundlichen Grüssen

M. Meyer

Hans Stotz-Egli
Gartenstrasse 23
8902 Urdorf

Urdorf, 22. September 1995

Sehr geehrter, lieber Herr Klenk,

Mit grosser Freude und voller Spannung las ich Ihre im August im Limmattaler Tagblatt erschienene autobiographische Erzählung "Ein Lehrerleben". Sie weckte alte Erinnerungen aus meiner Sekundarschulzeit 1938 - 1941 und die damit verbundenen Freuden und Leiden eines Schülerlebens. Dass die Freuden weit obenaus schwangen, war wohl weitgehend Ihrer Lehrtätigkeit zu verdanken, die von Begeisterungsfähigkeit durchdrungen war und ansteckend wirkte. Ich denke dabei vor allem an den uns Schülern erteilten Sprachunterricht. Das gepflegte Deutsch und Französisch, das Sie uns in der Sekundarschule mit Liebe und viel Geduld beibrachten, war für diejenigen, die später eine Mittelschule besuchten oder im Beruf auf umfassende Deutsch- und Fremdsprachenkenntnisse angewiesen waren, die unabdingbare Grundlage, um sich weiter zu schulen. Während der fast 7 Jahre, die ich im französischen Sprachgebiet (Genf und die französische Kolonie Madagaskar) verbrachte, dachte ich oft und dankbar an das in der Sekundarschule erworbene Rüstzeug. Das gleiche galt für meine langjährigen beruflichen Kontakte zu zahlreichen deutschen Unternehmen. Wer wäre da nicht versucht gewesen, in sprachlicher Hinsicht alles zu unternehmen, damit die Gesprächspartner nicht sofort auf die Schweiz als Herkunftsland tippten!

Ein Leiden war allerdings mit dem Deutschunterricht verbunden. Das lag jedoch nicht an Ihnen, sondern an meiner Furcht, aufgerufen zu werden, wenn gegen das Ende der Examen Gedichte rezitiert wurden. Die Gefahr war erst vorbei, wenn Sie Ingrid Menge, deren Eltern deutscher Herkunft waren, aufforderten, den Taugenichts oder Fontanes Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland zu rezitieren. Sie tat dies in vollendetem Hochdeutsch und voller Hingabe und setzte damit ein glanzvolles Schlusslicht.

Der Geographieunterricht in der 6. Klasse beschränkte sich auf die Schweiz, und zwar hauptsächlich auf den Kanton Zürich und in Verbindung mit der Geschichte auf die Urschweiz. Bei Ihnen nahm dieses Fach dann europäische Dimensionen an. Ich erinnere mich, wie Sie unserer Klasse während der Probezeit einmal Prüfungsblätter über Deutschland verteilten, auf denen nur die Landesgrenze und die Flüsse eingezeichnet waren. Es galt etwa ein Dutzend Städte einzuzeichnen. Ich kam ordentlich ins Schwitzen und fand mich ziemlich am Schluss der Rangfolge. Es war wohl die schlechteste Arbeit, die ich Ihnen je ablieferte, und von daher rührt auch die niedrigste Zeugnisnote, eine Vier, die Sie mir während der 3 Jahre erteilten.

Unsere Klasse war im Vergleich mit späteren Jahrgängen wohl noch recht diszipliniert. Ich glaube kaum, dass wir Schüler Sie in dieser Hinsicht in Schwierigkeiten brachten. Wenn der Lärmpegel ausnahmsweise einmal zu stark anschwell, ertönte Ihr "Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht", und die Ordnung war wieder hergestellt.

Hätten wir je schwimmen gelernt, wenn Sie sich nicht dafür engagiert hätten, mit uns an heissen Sommernachmittagen auf klappernden Stahlrössern nach Wettingen ins Freibad zu fahren? Die Bademöglichkeiten in Urdorf waren nämlich genau so prekär wie in Dietikon. Wohl gelang es den Primarschülern der oberen Klassen Urdorfs, im oberen Reppischtal den Bach entlang eines felsigen Abhangs so zu stauen, dass eine 10 - 15 Meter lange Rinne von gut einem Meter Tiefe entstand. Zu mehr als ein paar Schwimmzügen reichte es allerdings nicht. Sie gaben sich alle Mühe, uns neben dem Brust- auch das Rückenschwimmen und den Sprung vom Turm beizubringen, doch erreichten wir wohl kaum die Fertigkeit, die die Seebuben als Wasserratten auszeichnet. Die 95 Sekunden für eine Länge von 50 Metern, die Sie mir im Zeugnis im Fach Turnen attestierten, waren wohl keine Glanzleistung.

Erinnern Sie sich noch, wie die Strasse nach Baden uns Velofahrern gehörte? Kaum ein Auto unterwegs auf der Fahrt, erst recht nicht nach Kriegsbeginn und Benzinrationierung. Das kam auch uns Urdorfer Schülern gelegen, die wir auf dem Schulweg die Strasse in Zweier- oder Dreierkolonne beherrschten. Im Winter bei damals häufigem Schneefall war es dagegen weniger gemütlich. In meiner Erinnerung bleibt ein Morgen mit vollständig vereisten Strassen haften, an dem ich trotz vorsichtiger Fahrt mindestens ein halbes Dutzend Stürze zu verzeichnen hatte und prompt das Schulzimmer mit einer halben Stunde Verspätung betrat. Das Unglück wollte es, dass mein Vater, der damals als Schulpfleger die Gemeinde Urdorf vertrat, an diesem Morgen ausgerechnet einen Schülbesuch absolvierte und Dietikon mit dem Frühzug von Zürich aus pünktlich erreichte. Er war recht erbost, dass sich sein Sohn eine derartige Blösse gab. Zum Glück nahmen Sie es recht gelassen, so dass sich mein Vater wieder beruhigte.

Erst später im Leben realisiert man, wie wichtig ein gründlicher, vielseitiger und auch lebendiger Unterricht für das weitere Fortkommen ist. Sie haben uns Schülern in dieser Hinsicht Ihr Bestes gegeben und dafür sind Ihnen unzählige Ehemalige dankbar. Es ist auch erstaunlich, wie viele zusätzliche Aufgaben Sie sich teilweise freiwillig aufgeladen haben, um den Schülern Möglichkeiten zur Entfaltung auf kultureller Ebene zu bieten oder damalige soziale Missstände zu mildern. So etwas wäre heute undenkbar. Wer würde seine Freizeit hierfür opfern und erst noch ohne Entgelt?

Was mich am Ende Ihrer Erzählung tief beeindruckt hat, ist die Wertschätzung Ihrer Gattin, welche Sie neben ihren vielfältigen Familien- und Haushaltpflichten auf den verschiedensten Gebieten Ihres Berufslebens uneigennützig unterstützte. Dies wird viele ältere Frauen freuen, die wie damals üblich nach der Heirat ihren Beruf nicht länger ausüben konnten, dafür aber ganz für die Familie da waren und ihre Männer von vielen Familienpflichten und Nebenaufgaben entlasten konnten.

Lieber Herr Klenk, ich hoffe, dass es Ihnen gesundheitlich gut geht und wünsche Ihnen weiterhin einen sinnerfüllten Lebensabend.

Mit herzlichen Grüssen

H. Stutz



6900 Auggano, in Sepdenbe
 Via Canale 8
 95

In dieser Sommerferien
 Wir reisen den "Auggano"
 angeschlossen, mit dem Auto-
 fahrer, mit dem eigenen Wagen,
 Balm, Schiff wird vor allen
 zu tun. Die Schönheit
 des Ausgebirges von Auggano,
 als Landchaftliche Charakte-
 ristik nur auf einige es
 freut und es findet. Es
 geht während der Warten
 das Zeit doch kann es das
 schön zu sehen als
 einen kleinen See in kleinen
 die, das keine Arme hier
 und dort ausgestreckt, wenn
 umgeben von grünen Wäldern,
 von Palmen und Zypressen,
 prächtige Villen aus Gestein
 und viele Eben, macisid

gelegenen, kleine Dörfer
mit schönen, alten Kir-
chen, von Italienern es-
baut, wie Francesco troc-
ken bemerkt; diese Seen
Landschaft eingebettet
in sanft ansteigende
Hänge und Hügel, die bla-
Berge im Hinterland - oft
auch dramatisches, als
dunkler Wald oder schroff
Fels in den See einfallen
immer wechselnde Bilde
von Ruhe und Würde prägen
eine Welt für sich!

- Könnte man allen Kleintrau-
vergessen, man würde sich im
Paradies befinden!
- Wäre die Glückseligkeit
von der Schönheit der aus-
eren Umgebung abhängig,
man müsste sie hier per-
manent erleben!

6900

Lugano, 26. Okt. 95

Via Cantù 8

Lieber Herr Kleuk!

Herzlichen Dank für die Zusendung Ihres so sympathischen geschilderten "Episoden eines Lebens" sowie für Ihre persönlichen Zeilen. Hab es gerne gelesen! Das für mich Anrührende ist Ehrlichkeit und Bescheidenheit die durchdringt. Sie werden noch berühmt! Hermann Hesse hat ja auch so wunderbar geschrieben und gemalt.

- Volkstanz würde mir auch gefallen; gibt es im Tessin nicht auch eine Gruppe?

PS. Schreiben Sie mit Tinte Ihre Briefe oder so gutes Stills?

Gestern ruf mich Tel.
Haeseli: tel. an, ob ich
spielen könnte an der
Abdankung von Herrn
D. Wiederskeles. Ich
möchte aber nicht soweit
fahren, nur ein paar
Minuten zu spielen.

Lieber Herr Klenk, Sie
sind immer noch ein
feines Lehrer und
grosses Vorbild!

Ein jeder nimmt den
Lohn gleich mit der Tat
hinweg!" Schiller

Ich schickte Hasli Mehler, eine
Schulreife vor 60 Jahren, worauf
sie mir am 7.6.97 telephonierte. Sie spielte im Schloss Rap-
perswil, erkundigt sich nach dem Gatten, lässt den Sini-
genten Alphons Meier grüssen.

Herzliche Grüsse.
Hasli Sacchi

Eine Schulreise vor 60 Jahren

Noch gar nicht lange amtierte ich als jüngster Sekundarlehrer des Kantons Zürich in Dietikon. Da sollte im Sommer 1935 oder 1936 mit den beiden grossen ersten Klassen der Sekundarschule, also mit den beinahe hundert Schülerinnen und Schülern des siebten Schuljahrs, wieder einmal eine **eintägige Schulreise** durchgeführt werden. Der damals aus fünf Kollegen bestehende Konvent beriet die Reise- und die Wanderroute, die von Wettingen aus über das Gebensdorfer Horn und die Habsburg zum Schloss Wildegg und schliesslich durchs Tal der Bünz zur Bahnstation Othmarsingen führen sollte.

Obwohl mir die Gegend völlig unbekannt war, wurden mir die Landkarten anvertraut. Ich sollte mit deren Hilfe die richtigen Wege finden und als Wanderleiter vorausmarschieren. In dem als völlig ungefährlich erachteten Gelände kam eine Rekognoszierung, die etwas gekostet hätte, nicht in Frage. Auch damals war Krisenzeit, und es musste gespart werden.

Herr **Sekundarlehrer Pasternak** erfragte am Bahnhof Dietikon den Preis für das Kollektivbillet nach Wettingen und zurück ab Othmarsingen. Doch ach, die geringen Kosten von etwa Fr. 1.10 pro Schüler waren der Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf in der damaligen Krisenzeit offenbar doch zu hoch. Die Herren der Pflege waren drauf und dran den Zuschuss abzulehnen.

Glücklicherweise waren damals sämtliche Lehrkräfte mit beratender Stimme an den Pflagesitzungen anwesend. Ich sah, wie Herr Pasternak angesichts der langen Spardebatte mit finsterem Gesichtsausdruck mehrmals unwillig den Kopf schüttelte. Schliesslich wurde ihm der Streit um den kleinen Geldbetrag zu bunt. Er, der sich immer für das Wohl der Schüler einsetzte, erhob sich von seinem Stuhl, ergriff mit beiden Händen wütend einen Schirm, der in der Ecke stand, und schmetterte ihn mehrmals klatschend auf den Tisch. Dazu rief er: „Was seid Ihr doch für eine knauserige Schulpflege! Alles ist Euch wichtig, nur für das Wichtigste, für die Schüler, bewilligt Ihr nichts! Auf die paar Rappen, welche die Reise dieses mal mehr kostet als vor drei Jahren, kommt es doch bestimmt nicht an!“ Daraufhin wurde der Betrag endlich bewilligt.

Als nach einiger Zeit schönes Wanderwetter vorausgesagt war, konnten die Schulmädchen für das gemeinsame Mittagessen der riesigen Schülerschar Suppenwürfel, Wienerli und Kräutertee einkaufen, denn unterwegs musste selber abgekocht werden. Dazu besass die Sekundarschule mehrere grössere und kleinere Aluminiumkessel mit den dazu gehörenden zusammenklappbaren Metallständern, wie sie damals von Pfadfindern und Wandervögeln gebraucht wurden. Diese Ausrüstungsgegenstände lagen sorgfältig aufbewahrt auf dem Estrich der Turnhalle

Am Abend vor der Abreise wurden sie hervorgeholt und den grössten und stärksten Buben, vor allem den Pfadfindern, anvertraut, weil diese besonders gut wussten, wie man im Freien abkocht.

Früh morgens, mit einem der ersten Züge, reisten wir dann erwartungsvoll und frohgestimmt nach Wettingen und wanderten von dort hinauf aufs **Gebensdorfer Horn**, von wo aus wir die interessante Flusslandschaft, den Zusammenfluss von Aare, Reuss und Limmat betrachteten.

Abgekocht wurde etwa um elf Uhr, kurz bevor wir die **Habsburg** erreichten. Im Wald sammelten wir möglichst trockenes Brennholz. In einem Bauernhof erbettelten wir das benötigte Wasser. Die Mädchen brachten Suppenwürfel, Wienerli und Teekräuter herbei, und die Nähschullehrerin, Fräulein Luisoni, dirigierte das spektakuläre **Abkochen**. Es vergingen gut zwei Stunden, bis die rund hundert Sekundarschülerinnen und Schüler schichtweise verpflegt waren. Angesichts der finstern Habsburg konnte die spannende Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft ausführlich besprochen und repetiert werden.

Die politischen Verhältnisse im Zusammenhang mit **Rudolf von Habsburg** sind leider auf den Inschriften an der heute sehr schön renovierten Burg wenig hervorgehoben. Die 1997 an den Mauern angebrachten Tafeln berichten ausführlich von den Besitzverhältnissen, wem wann das Bauwerk gehörte und welche Eigenheiten die Burg aufweist. Wir erfahren z.B., wie tief der Sodbrunnen ist (86 Meter), etc.....

Nach der Massenverpflegung auf der damaligen Schulreise wurden noch einige lustige, heute mehr oder weniger vergessene Spiele organisiert wie z.B. „Fuul Ei“ und das besonders beliebte „Blinzeln“, auch spontan wurde immer wieder gesungen, besonders beim Abwaschen der Kochkessel am Brunnen des Bauernhauses. Und die Familie des Landwirts freute sich über das unerwartete „Ständchen“. Besonders beliebt waren: „S`Schwizerländli isch nu chly, aber schöner chönd`s nöd sy“, „Wo Berge sich erheben...“, das „Zigeunerleben“ und ähnliches. Es fiel den Schülerinnen und Schülern damals gar nicht schwer, sich selbst zu unterhalten.

Endlich war alles wieder aufgeräumt. Die sauber mit Sand, Gras und Brunnenwasser gereinigten Aluminiumkessel wurden neu verteilt. Es war eine grosse Ehre, sie ein Stück weit tragen zu dürfen. Man kann sich gut vorstellen, dass die grosse Schülerzahl eine kilometerlange Kolonne bildete. Ich marschierte, die Wanderkarte in der Hand, voraus. In der Mitte der fröhlichen, immer wieder unterbrochenen Kolonne folgte die Nähschullehrerin mit dem Sanitätsmaterial, das Schlusslicht bildete Herr Pasternak mit dem grossen Geldbeutel. Er bezahlte das Kollektivbillet, den Eintritt ins Schloss Wildegg, die eingekauften Esswaren und das Glass Süssmost, das jeder am späten Abend in einem Gasthaus von Wildegg bekam. Das war, zusammen mit dem selbst mitgebrachten Stück Brot das bescheidene Nachtessen.

Doch so weit sind wir noch lange nicht! Nach der Besichtigung der damals noch nicht renovierten Habsburg stiegen wir hinunter aufs **Birrfeld**. In Birr betrachteten wir die **Pestalozzi-Erinnerungstafel** an der Kirche und stiegen dann, ohne einem Weg zu folgen, in Einerkolonne durch den Wald hinauf auf den **Kestenberg**. Wir folgten dem Grat westwärts bis zum **Schoss Wildegg**, das wir in drei Abteilungen gründlich besichtigten.

Nach dem bereits erwähnten „Nachtessen“ war unsere Tageswanderung noch lange nicht beendet. Frisch gestärkt wanderten wir in der Abenddämmerung durchs Tal der Bünz und schliesslich durch einen stockdunkeln Wald zur Bahnstation **Othmarsingen**, wo wir auf dem Vorplatz und im kleinen Wartsaal, von den vielen Erlebnissen ganz übermütig, auf den letzten Zug warteten. Alle waren sehr aufgeregert und erzeugten einen riesengrossen Lärm. Im Wartsaal konnten lange nicht alle einen Sitzplatz finden, was Anlass gab zu einem tollen Spiel. Es entstand eine Art „Sesseltanz“. Man zog und stiess sich von einer Seite zur andern. Wer Glück hatte setzte sich auf die Bank, und jeder freute sich dabei, dass der Zug mit den reservierten Wagen ganz ordentlich verspätet eintraf. Von Müdigkeit keine

Spur! Alle hätten dieses selbst erfundenbe Spiel gerne noch lange Zeit weiter gespielt.

Ich war sehr erleichtert, als kurz vor Mitternacht alle Schüler wohlbehalten in Dietikon den Zug verlassen konnten. Es gehörte damals zu einer währschaften Schulreise, dass sie früh morgens begann und erst spät in der Nacht endete. Alles andere wäre keine rechte Schulreise gewesen! Viele der Kinder hatten die Wanderung **barfuss** zurückgelegt. Zwischen Spreitenbach und Dietikon wurde zur grossen Freude der Schüler offiziell verkündet, dass der Schulunterricht am Tag nach der Schulreise ausnahmsweise eine Stunde später beginnt.

Jede Schülerin und jeder Schüler bekam am Schluss noch einen Händedruck von den Lehrkräften mit dem Ausspruch: „En Gruess diheim, und es sig schön gsi!“ Auch der Heimweg so spät in der Nacht durchs Dorf Dietikon, oder mit dem Fahrrad nach Urdorf, war für viele ein weiterer wichtiger Teil der unvergesslichen Schulreise. Doch darüber hatte die Lehrerschaft keine Kontrolle mehr. Viele der jugendlichen Wanderer wurden daher von ihren Eltern am Bahnhof abgeholt.

Man fragt sich unwillkürlich, ob Schulklassen von heute so ausgedehnte Wanderungen wie die hier beschriebene ebenso fröhlich und ausdauernd wie die Jugendlichen von 1935 bewältigen könnten.

Karl Klenk

LETTERS, Cont.

*Society for international Folk Dancing
News Feb. 1997*

Dear Lily Avery,

In the SIFD NEWS of December 1996 I saw the simplified music for "our" folkdance, "Hirschegräbler" (not "Hirschene Grabeler"). Our folkdance group at Zurich in Switzerland "invented" this dance in the year 1955 together with our folkdance teacher Klara Stern, who had the idea for this dance. It was created for the Jubilee Folkdance Festival, 150 years since 1805. At Unspunnen, near Interlaken, there had been in 1805, after the French revolution, a festival with all kinds of folkloristic activities, with old and new songs and with old and new dances. The "high" families had invited the whole people to bring the former enemies together.

Klara Stern, born in 1901, is still very healthy and interested in folk dancing. She created not only a lot of dances but also our folkdance group at Zurich. I saw her last week at her home, in Zurich.

"Hirschegräbler" is a word in our dialect, in our idiom of Zurich. "Hirsch" is "red deer" and means "stag". "Graben" is "ditch", "trench", "moat", "dyke". The place where we dance twice every week is situated in the Hirschengraben Street, and this street is in the place where formerly, outside the city, there were stag and deer in a moat. The folkdance "Hirschegräbler" is the dance which was invented and which is danced in the Hirschengraben school-house at the street with the name "Hirschengraben" at Zurich.

I enclose the not-simplified music and I hope you will like it.

With all my best wishes, Yours,

KARL KLENK
Holzmatt 15, CH-8953 Dietikon
Zurich, Switzerland

Ed.Note: Many thanks, Karl, for this information. The "not-simplified" music has been passed to our musician, Wilf Horrocks, and he has asked me to thank you.

=====

BULGARIAN FOLK DANCE & MUSIC HOLIDAY with Delyan Demirev in Pavlikeni, in August 1997. Another chance to sample Bulgarian hospitality, meet Delyan's friendly young dance group "Nastroenie", and to learn/revise some of his folk dances. Based in a pleasant North Bulgarian town, there will be sightseeing excursions, including wine factories, as well as the chance to experience local culture. For a provisional programme leaflet, contact me at 47 Jordan Hill, Oxford OX2 8EU. For other information ring Galina Turker on 0181 349 4291.

ROGER WICKSTEED

=====

S.I.F.D. DAY COURSES

I have been told that because Nick Green's name appeared at the foot of the article under the above heading last month, members may be under the impression that he is responsible for organizing the S.I.F.D. Day Courses, and I have been asked to point out that this is not the case. Nick was asked to write the article (except for the first paragraph) as he was able to give us the information about our guest teacher, Emil Urcan, but it is of course the Badge & Day Course Sub-Committee who are responsible for the organization of S.I.F.D. Day Courses. Ed.

Karl Klenk, Holzmatt 15,
CH -8953 Dietikon-Zürich.
Tel. 01/740 86 87 (Wenn zu Hause nicht erreichbar,
dann vielleicht im Ortsmuseum: Tel. 01/740 48 54).

May
Dietikon, April 14, 1997

Dear English friends.
(Society for International Folk Dancing)

Dear Lily Avery.

Manchester

In the „SIFD -NEWS“ of April 1997 I read on page 7:

Jörg Brenner in Annieste „Manchester“ in
England... und eine deutsche Gruppe tanzte diesen
Tanz anderswo. Doch Sue Clark kann sich nicht er-
innern wie der Tanz geht, hat aber ein Tonband.

In **Switzerland** our Folkdance-Pioneer **Louise Witzig** (1901 -1969)
found at Engelberg and at Stans two not very different „**Swiss**“ **Folkdances**
with the name „**Manchester**“. She published both dances in the year 1950, and I give you
a copy of this first publication for those who are interested in this folkdance.

Yours sincerely

Karl Klenk

Während der Heimfahrt von der Wanderung zur Kapelle Michaelskreuz vernahm ich zwischen Wohlen und Bremgarten auch noch, was ein **Gentleman** ist. Eine Frau erzählte, ein Lehrer in Bern habe seine kleinen Buben aufgefordert, ihm zu erklären, wie sich ein Gentleman verhalte. Einer seiner Schüler erinnerte sich an ein Gedränge im Tram, wie wir es eben auch erlebten. Als er damals aufstand, um einer mit Gepäck beladenen schwangeren Frau Platz zu machen, lobte ihn diese und sagte zu ihm: „Danke sehr. Du bist ja schon ein richtiger Gentleman!“ Der Kleine erklärte nun seinem Lehrer die Sache in berndeutscher Mundart so: „En Gentleman, das isch en Maa,, wo e schwangeri Frou hocke lat!“

In letzter Zeit musste auch fleissig das **Violinspielen** geübt werden. Dabei staune ich oft, dass es mir immer wieder gelingt, mit der Zeit auch solche Stellen zu meistern, die mir beim ersten Antreffen als viel zu schwierig für mich erscheinen.

Am 16. März 1997 spielte unser Albisrieder Orchester im Alters- und Pflegeheim Zürich Bachwiesen. Am 19. März 1997 probten wir in Zürich-Albisrieden mit dem reformierten Kirchenchor weiter an unserm Konzertprogramm (Hauptprobe für das Passionskonzert eine Woche vor Karfreitag), am 20. März 1997 fuhr ich zur Probe nach Wettingen und nahm eine mit der Bremgarten-Dietikon-Bahn kommende Geigerin mit. Am Freitagabend, 21. März 1997, folgte dann schon unser Konzert in der reformierten Kirche Ginsterstrasse Zürich mit dem folgenden Programm:

J. Haydn: Drei Stücke aus „Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuz“, d.h. „Introduction“, „Sonata 1“ und „Sonata 7“. Leider fiel das „Terremoto“ weg, das ich in den Herbstferien jeden Tag fleissig geübt hatte. Offenbar war ich nicht der einzige, der ursprünglich damit Mühe hatte. Dann folgten von M. Haydn, dem Bruder Josefs, „Tristis est anima mea“, von S. Scheidt „Paduan“ und „Courant Dolorosa“, von H. Schütz „Ehre sei dir Christe“ und vier Stücke aus der Markuspassion von R. Keiser.

Dies Konzert war recht gut besucht. Anschliessend bekamen die Mitwirkenden, der Chor und das Orchester sowie einige Gäste, belegte Brötchen, Kuchen und Getränke.

Eine Woche später, am Karfreitag, spielten wir einige der schon erwähnten Musikstücke vormittags im reformierten Gottesdienst.

Herr David, der Dirigent des katholischen Kirchenchors St. Konrad in Zürich-Albisrieden, war am 26. März 1997 mit der einzigen Probe unseres Orchesters sehr zufrieden. Seine Kirchgemeinde besitzt wohl einen sehr grossen Chor mit vielen guten Männerstimmen aber kein Orchester. Daher werden wir an Weihnachten und an Ostern zur Mitwirkung eingeladen und gelten wahrscheinlich als leistungsfähiges Orchester, obwohl an so grossen Festtagen meist nie alle unsere Mitglieder anwesend sein können.

Das Programm vom Ostersonntag, 30. März 1997, bestand aus einer nicht allzuschwierigen Messe von Eberlin (1702 bis 1762), dem „Ave verum...“ von Mozart und dem berühmten „Halleluja“ von Händel.

Anschliessend daran fuhr ich nach **Wetzikon**, wo ich zur Mittagszeit bei meiner Schwester eintraf. Sie hatte wie an Weihnachten ihre Leute eingeladen, und es war eben ein grosses „Hallo“ im Gang. Die einen hatten für die andern in verschiedenen Stockwerken des Einfamilienhauses Nuga- und Schokoladeeier versteckt. Doch eines konnte auch mit vereinten Kräften nicht mehr gefunden werden.

Als auch Richi Schlatter sein letztes Eilein nicht fand, sagte einer seiner Söhne, er solle doch dem Osterhasen telephonieren, der wisse sicher, wo es steckt. Richi ergriff sogleich den Hörer und fragte nach dem Ei. Da natürlich kein Osterhase antwortete, legte er ihn wieder auf den neuartigen Telephonapparat, worauf ein grosses Gelächter ausbrach. Richi hatte nicht bemerkt, dass das gesuchte Ei mit einem Klebeband unten am Hörer, den er an sein Ohr gehalten hatte, befestigt war.

Zum Mittagessen gab's die versprochenen „Maultaschen“, d.h. die von Martha selbst hergestellten Ravioli und einen phantastischen Dessert von Rägi. Während Martha und ich ein Mittagsschlafchen genossen, räumte die Jungmannschaft auf. Cornelius arbeitete mit seinen beiden Schwestern und mit Stefan in der Küche, Richi und sein anderer Sohn rekognoszierten einen Radweg. Als sich nach getaner Arbeit die fleissigen Helfer in der Stube mit einem mir unbekanntem Würfelspiel, bei dem sie sechs Würfel benötigten, die Zeit vertrieben, da entstand fröhlicher Lärm. Ich erwachte und sah dem Treiben eine Zeilang zu. Auch Martha kam vom ersten Stock herunter, und wir räumten wie an Weihnachten die Stube aus, damit wir „Rosentor“ von Karl Lorenz, sowie die einfachen Wechselstänze „Siebenbürger Rheinländer“ und „Münchner Polka“ tanzen konnten. Rägi schrieb sich die Tänze genau auf und entlehnte meine Tonbänder, um sich zu Hause die benötigte Musik zu überspielen.

Zum Nachtessen brachten Brigitt und Rägi unter Applaus einen in Lebensgrösse gebastelten Osterhasen aus geriebenem Kartoffelsalat aus der Küche. Der hockte in einer Wiese aus Nüsslisalat,

seine Ohren bestanden aus halben, längs geschnittenen Servelat-Würsten, seine possierlichen Schnauzhaare aus Schnittlauch. Dazu gab's Spargeln, Schinken und verschiedene Käsearten.

Den Vormittag des Ostermontags verbrachte ich am Computer des Ortsmuseums. Zum Mittagessen trafen dann **Brigitt und Ueli** bei mir in Dietikon ein. Daniela und Barbara jedoch blieben in Meilen; sie wollten sich in Ruhe auf ihre in Aussicht stehenden Prüfungen vorbereiten. Zu meinen „geschwellten Kartoffeln“ und der Käseplatte steuerte Brigitt Schinkenschnitten und grüne Spargeln bei.

Unser Spaziergang führte dann bei schönstem Wetter am nun wirklich sehenswerten „Knäcki-Areal“ mit den riesigen Baumaschinen und haushohen Häckselhaufen vorbei zum „Marmorweiher“ und auf Umwegen durch die moderne Freizeitanlage zurück zur Holzmatt. Unterwegs konnte gemütlich geplaudert werden.

Während der Sportferien, im Februar 1997, weilte Ueli mit seiner ganzen Familie auf einer der kanarischen Inseln, auf **Lanzarote**. Käri war ungefähr gleichzeitig mit seinen Schülerinnen und Schülern beim Ski- und Langlauf in **Reckingen**, Goms.

Und schon wieder spielte das Essen eine Rolle. Ich hatte vorgesorgt und vor Ostern sechs Nussbrötchen eingekauft, so dass meine Gäste vor ihrer Abreise noch mit einem guten Nachtessen bewirtet werden konnten. Die selbst eingemachte Quittenmarmelade und der Bienenhonig aus Israel ergaben einen vorzüglichen Brotaufstrich, und dazu gab's „Meilener Fährtee“.

Am Karfreitagabend, 28. März 1997, abends 20.00 Uhr, sah ich am Fernsehen den äusserst eindrücklichen, ja niederschmetternden Spielfilm „**Schindlers Liste**“ von Steven Spielberg, USA 1993, mit Liam Neeson, Ben Kingsley, Ralph Fiennes und vielen andern. Der Industrielle Schindler im Nazireich erkennt nach und nach, was da eigentlich mit den Juden vor sich geht. Er verlangt auf seiner Liste möglichst viele „Zwangsarbeiter“, auch Kinder, für seine Fabriken und Betriebe, um sie so vor dem Untergang in der Gaskammer oder durch Erschiessen zu retten. Der Film macht sehr nachdenklich.

Gerhard Jack veranstaltete mit seinen Schülerinnen und Schülern der Oberstufe im alten Stadthaus Dietikon zweimal einen **Vorleseabend**. Ich besuchte den ersten, der am Dienstag, 8.4.1997, durchgeführt wurde. Ausser den vielen grossen Schülern waren nur wenige Erwachsene Gäste anwesend, d.h. einige wenige Eltern, der Schulpräsident und Pfarrer Uwe Kaiser, der sich über meine Anwesenheit wunderte. Weshalb er da war, das konnte ich erst im Lauf des Abends feststellen.

In der im ehemaligen Stadthaus neu eingerichteten Bibliothek waren für etwa dreissig Personen Stühle bereitgestellt, die der mitwirkenden Schulklasse und den vereinzelt Erwachsenen Platz boten. Ich war rechtzeitig, fünfzehn Minuten vor Beginn, eingetroffen, um vor der Lesung die an den Wänden hängenden neuesten Kunstwerke Christa Jordis zu besichtigen.

Der Abend begann nach einer kurzen Begrüssung des Publikums durch Kollege Jack mit Klaviermusik, vorgetragen von Beatrice Kaiser und Sheila Metzler. Dies erklärt die Anwesenheit Uwe Kaisers. Schülerinnen und Schüler trugen dann ihre selbst erarbeiteten Texte, meist spannende „Liebesgeschichten“, vor. Man staunt, wenn man hört, was junge Leute heute offen und vor fremdem Publikum vortragen. Vor einem halben Jahrhundert wurden ähnliche Gedanken und vor allem ähnliche Gefühle von jungen Leuten streng geheim gehalten. Zwischen den einzelnen Vorlesungen spielten die beiden Musiklehrerinnen ihr vierhändiges Dvorak-Stück. Der Abend war angezeigt unter dem vielsagenden Titel: „*Geschriebene Sprache zeigt den Reichtum des Gedachten!*“

Am Sonntag, 13.4.1997, unternahm ich eine Tageswanderung auf den **Lindenberg**. Früh morgens fuhr ich von Dietikon nach Brugg und von dort nach Lenzburg, wo ich zur Zürcher (ZAW) - Wandergruppe stiess, die bereits in den Zug Richtung Luzern eingestiegen war. Insgesamt nahmen 176 Leute an dieser sehr schönen Frühlingswanderung teil.

Von Hitzkirch brachten uns Autobusse nach **Müswangen**, wo die Wanderung über den breiten Rücken des Lindbergs begann. Die Sonne begleitete uns den ganzen Tag. Überall blühten die Kirsch-, Birn- und Apfelbäume. Die Wiesen und Felder waren frisch grün und voll besät mit Frühling Blumen. Abseits des Verkehrs und ausserhalb der Siedlungen wanderten wir über den Berg zwischen Reuss- und Seetal. Bis gegen Mittag wehte ein recht kalter Wind, der sich aber nachmittags legte, so dass ich mich des Pullovers und der Jacke entledigen konnte. Immer wieder öffnete sich die Aussicht auf den Alpenkranz und rechts hinunter auf den grünen Baldeggersee.

Nach einer Stunde erreichte ich das sehenswerte **Schloss Horben**, das 1700 bis 1701 durch Abt Plazidus Zurlauben als Erholungsheim des Klosters Wettingen erbaut wurde. Es ist ein stattliches Herrschaftshaus, das sich heute in Privatbesitz befindet. Von hier aus sieht man Rigi und Pilatus aus ungewohnter Blickrichtung.

Die hübsche kleine St. Wendelin-Schlosskapelle mit ihrem Régence-Rokoko-Altar ist zugänglich.

Ob Lieli erhebt sich die wuchtige **Burgruine Nüegg**, die im 13. Jahrhundert Sitz der Herren von Lieli war, und die 1386 durch die Luzerner zerstört wurde, offenbar im Zusammenhang mit dem Sempacherkrieg, als die Eidgenossen gegen die Habsburger zogen, um von diesen unabhängig zu bleiben.

Bald gelangte ich zu einem kleinen, etwa zwei Meter hohen, ganz neuen Obelisk am Wegrand, der anzeigt, dass hier die Wanderung ein Stück weit den ehemaligen **St. Jakobs-Pilgerweg** nach Santiago di Compostela benützt. In grösseren Abständen folgen weitere Obeliske, und in jeden ist ein frommer Spruch eingemeisselt.

Auch die Wallfahrtskapelle „**Maria zum Schnee**“ und der hübsche neue Brunnen davor erregen das Interesse der Wanderer. Nicht nur hier, auch schon vorher und anderswo, z.B. in Italien (Rom) soll an eng begrenzter Stelle Schnee gefallen sein als Zeichen, dass an diesem Ort eine Kirche erbaut werden muss.

Auf dem Brunnenstock steht aus Bronze gefertigt ein etwa 60 Zentimeter grosser Pilger mit seinem Wanderstab und seiner Pelerine (le pelerin = der Pilger). Ausser dem Brotsack trägt er in einem hohlen Kürbis ein Getränk mit sich. Seine Pelerine und sein Hut sind verziert mit der Meer- oder Kamm-Muschel. Wie kam eigentlich dieser heilige Jakobus nach Spanien? Auch da wurde ein ganz einmaliges „Wunder“ erfunden und eine riesige Pilgerbewegung in Gang gebracht, von der viele Herbergen und Händler aller Art profitieren konnten. Nachdem Jakobus in Palästina enthauptet worden war, sei auf wundersame Weise ganz plötzlich für ihn ein Schiff erschienen, das ihn durchs ganze Mittelmeer und durch die Enge von Gibraltar hinaus in den atlantischen Ozean und schliesslich nach Nordspanien in die Gegend von Santiago gebracht habe. Dort sei er ins Meer gestürzt und schliesslich bedeckt mit Schlamm und Muscheln an Land gezogen worden. Santiago di Compostela, die Stadt, die von den vielen Pilgern lebte, liegt komischerweise ziemlich weit vom Meer entfernt; Hauptsache, man hat einen Grund, der die Leute anzieht.

Hier, in der Gegend der Wallfahrtskapelle, befand sich auch das 1472 entstandene, heute aber verschwundene, **Bad Ibenmoos**.

Recht interessant ist die **Johanniterkommende** (oder Kompturei) **Hohenrain**, ein Riesenkomplex mit Schulen aller Art, besonders für Behinderte. Der Ort Hohenrain ist sehr schön auf einer Anhöhe gelegen. Aus der Ferne gesehen gleicht die Siedlung dem Städtchen Regensberg an der Lägern. Die Kompturei Hohenrain wurde 1180 gegründet und erlebte im 13. Jahrhundert als Pilgerherberge und Verwaltungszentrum seine Blütezeit. Sie ist wohl der schönste Bau aus der Ritterzeit des Kantons Luzern. Der rote Turm ist nicht zu übersehen, die Kirche sehens- und die Panoramatafel auf der Westseite beachtenswert. Die Geschichte des Johanniterordens kann hier genau studiert werden.

Der Weg nach **Ballwil** führte durch unzählige in voller Blüte stehende Kirschbäume. Am Wegrand fand ich für meinen Garten zwei schöne gut handgrosse, rundgeschliffene Steine, die ich in meinen Rucksack packte. Von Ballwil brachte mich der Zug nach Luzern und über Zug nach Zürich. Dort dröhnten die Lautsprecher und verkündeten einen Stromausfall im Bahnhof Stadelhofen und grosse Verspätungen. Als ich drei Viertelstunden lang auf meinen Zug von Zürich nach Dietikon gewartet hatte, und als endlich mein verspäteter Zug eintreffen sollte, da wusste die freundliche Lautsprecherstimme ausser der Bitte um Verständnis und um Entschuldigung auch noch zu verkünden: „Dieser Zug fällt aus, der nächste aber folgt fahrplanmässig.“ Werktags verkehrt jede Viertelstunde ein Zug. Da aber Sonntag war, musste ich mit meinem schweren Rucksack auf dem Rücken in der riesigen Menschenmenge noch eine halbe Stunde warten.

Am 11.4.1997 brachte ich mein Auto zur Giftgaskontrolle und zum Pneuwechsel nach Schlieren und wanderte, da wieder sonniges Frühlingswetter herrschte, auf Umwegen zurück zur Holzmatt. Weil eine andere Arbeit ausfiel, telephonierte der Garagist und meldete, der Jahres-Service könne auch gleich besorgt werden. Von 16.15 bis 17.00 Uhr wanderte ich wieder nach Schlieren, um den Wagen abzuholen. Die ganze „Geschichte“ kostete Fr. 1060.40. Doch ach, seit dem „Service“ funktionieren Heizung und Lüftung nicht mehr, so dass das Auto nochmals in die Garage gebracht werden muss.

Wenn es nicht regnet, verbringe ich wenn irgend möglich, jeden Tag mindestens eine Stunde im Garten. Das prächtige Frühlingswetter der letzten Tage lockte mich sogar drei oder gar vier Stunden lang hinaus. Ich siebte den ein Jahr alten **Kompost** und verteilte die gewonnene dunkle Erde im Garten und auf der uneben gewordenen Wiese. Mutig begann ich dann den neuen Komposthaufen umzuschaukeln und dort aufzubauen, wo der alte gewesen war. Um ihn vor Regen zu schützen, konstruierte ich ein Gestell über ihm und deckte ihn mit der für Wasser undurchlässigen grünen Kunststoffdecke. Am Abend spürte ich meinen Rücken. Doch bis zum nächsten Morgen verschwand der Schmerz jeweils wieder.

Zweimal jedes Jahr bestellt mich **Zahnarzt Dr. Aeppli**, Bahnhofstrasse, Dietikon, zur Zahnreinigung und zur Kontrolle, und wie gewohnt fand er auch diesmal etwas das geflickt werden muss. Zu einer Wurzelbehandlung musste ich noch zweimal zur Behandlung erscheinen, was dann schliesslich Fr. 831.35 kostete.

Im Krankenhaus Baden spielte ich mit dem **Seniorenorchester** am 14.4.1997 von W.A.Mozart (1756 bis 1791) Sechs deutsche Tänze, KV 509, von Leo Delibes (1836 bis 1891) Scène du bal „Le Roi sàmuse“, von Joseph Eibler (1765 bis 1846) Vier Menuette, von Leo Fall (1873 bis 1925) „Heinerle, Heinerle, hab kein Geld“ aus „Der fidele Bauer“ und von Josef Ivanovici (1845 ? bis 1902) Donauwellenwalzer. Der Applaus war riesengross, galt aber viel mehr den genialen Komponisten als uns Spielern.

Vor der Ausstellung „Dietikon vor fünfzig Jahren“ im **Ortsmuseum** galt das Hauptinteresse der Heimatkundekommission und des Landesmuseums den Ausgrabungen aus der Römerzeit, die während Jahren im Zentrum Dietikons vor sich gingen und welche die Bautätigkeit längere Zeit blockierten. Im 439 Seiten umfassenden Buch „Der römische Gutshof in Dietikon“ (=Chrisa Ebnöthers Dissertation, herausgegeben von der Direktion der öffentlichen Bauten des Kantons Zürich, Monographie der Kantonsarchäologie, Fortsetzung der Reihe *Zürcher Denkmalpflege*) schildert die Verfasserin mit wissenschaftlicher Genauigkeit nicht nur jeden einzelnen aufgefundenen Gegenstand, sondern auch die gezogenen Folgerungen und Zusammenhänge.

Mit der Hilfe Frau Dr. Ebnöthers gestaltete die Heimatkundekommission in einem Zimmer des Ortsmuseums Dietikon eine spezielle **Römerausstellung**. Unser Schreinermeister Ueli Tobler konstruierte eine geschweifte Stellwand, die geschickt verhindert, dass der ins Zimmer Eintretende gleich das ganze Zimmer überblickt. Seine Aufmerksamkeit wird so zuerst auf ein grosses Gemälde gelenkt, das einen Ausblick in den **römischen Gutshof** darstellt. Das prächtige Werk reicht vom Boden bis hinauf zur Zimmerdecke. Im Garten des Gutshofs arbeitet ein Gärtner. Der römische Grossvater und Gutsbesitzer im Vordergrund schaut seiner Tochter oder Schwiegertochter zu, die mit den Enkelkindern spielt. Die Künstlerinnen und Künstler, die sich „**Zum Bunten Hund**“ nennen, gestalteten noch ein zweites beinahe ebensogrosses Gemälde, das einen Blick ins Innere eines der etwa zwanzig teils ausgegrabenen, teils vermuteten Gebäude gewährt, die zur Römerzeit längs der rechteckigen Umfassungsmauer des Gutshofs errichtet waren.

Anhand der vielen Texte, Zeichnungen und Bilder, sowie anhand der verschiedenen ausgestellten Gegenstände lässt sich die Römerzeit genau studieren. Besonders sehenswert sind die vom Landesmuseum herausgegebenen Funde aus Dietikon, eine Votivaxt und ein Säuglingsgrab.

Am Freitag, 18.4.1997, zur offiziellen Eröffnung dieser Spezialausstellung „*Römerzeit in Dietikon*“ waren alle an der Ausstellung beteiligten Institutionen eingeladen. Frau Dr. Ebnöther, die Vertreter des Landesmuseums, der Denkmalpflege, der Heimatkundekommission, sowie die Künstlerinnen und Künstler des „Bunten Hundes“, mit ihren Kindern besichtigten das gelungene Werk.

Da prächtiges Frühlingswetter herrschte, konnten die Gäste mit ihren Angehörigen im Park des Museums versammelt und begrüsst werden. Jean Stauber hielt eine witzige Ansprache, bedankte sich bei den hilfsbereiten Institutionen, und Regula Stauber überreichte Blumen und Geschenke. Dann mundete allen das feine Nachtessen an den Tischen, die vor dem Museum im Garten aufgestellt waren.

Schon am folgenden Abend, am Samstag, 19.4.1997, kam ich wieder zu einem feinen Nachtessen. Eva Manz-Leuthold, deren Pate ich ja bin, hatte mich eingeladen. Daher fuhr ich kurz vor 18 Uhr zur Lehenstrasse in Zürich. Ich brachte Erdbeeren und Kivi-Früchte mit. Bald tauchte auch Peter Manz auf, und nach dem Nachtessen bat man mich, zu warten, bis auch Karin eintraf.

Als Karin endlich auftauchte, musste ich anstandshalber noch ein Weilchen ausharren. Ich schenkte ihr eine Anzahl Vorbereitungen für Aufsatzlektionen auf der Sekundarschulstufe, die ich ja schon längst nicht mehr brauche. Ziemlich spät kam ich nach Hause und schaute mir noch an, was der Videoapparat während meiner Abwesenheit aufgezeichnet hatte. Es sind dies vor allem Gesundheitssendungen.

Ich kann mir nicht erklären, wie die letzten noch nicht ausgedruckten Tagebuchseiten aus dem Computer verschwinden konnten. Da sie trotz stundenlangem Suchen nicht mehr aufzufinden sind, muss ich sie wohl oder übel neu schreiben.

Am Sonntag, 20.4.1997, holte mich Ernst Vetsch um 12.30 Uhr ab, um mich mit nach **Thiengen** (in Deutschland, wenig nördlich von Waldshut, Koblenz und Zurzach) mitzunehmen. Johanna Gärtner hatte uns zum **Tanzfest am Oberrhein** eingeladen. Wir wurden von Herrn Reinhold Fink und von den Musikanten, die nach dem Zürcher Volkstanzball bei mir übernachtet hatten, sehr freundlich empfangen.

Bald trafen weitere Schweizer ein, vor allem aus dem Kanton Aargau, sowie verschiedene Leute, die ich in den St. Moritzer Volkstanzwochen kennen gelernt hatte. Getanzt wurden zwei Drittel deutsche und ein Drittel schweizerische Volkstänze. Dazwischen organisierte der geschickte Tanzleiter Fink auch sehr geeignete Tänze für die vielen anwesenden Kinder, die grosse Freude ausstrahlten.

Da entsprechende bei uns nicht bekannte Literaturverzeichnisse auflagen, nahm ich für Ruth Hauser einiges Material mit. Sie betreut ja in den schweizerischen Singwochen die Kinder.

Im Lauf des Nachmittags war das sonnige Wetter mehrmals durch Schnee- und Regenschauer unterbrochen worden. Ernst Vetsch brachte mich nicht direkt zur Holzmatt nach Dietikon zurück. Er fuhr zu seinem Haus nach Zürich-Altstetten. Ich konnte ihn durch keine Überredungskunst davon abbringen. Offenbar hatte er schon am Sonntagmorgen oder im Lauf des Nachmittags telephonisch mit seiner Frau vereinbart, er bringe mich zum Nachtessen mit. Das feine Essen stand jedenfalls fix fertig bereit, und es war auch schon für drei Personen gedeckt.

Nach dem Essen brachte mich Ernst Vetsch zurück nach Dietikon.

Peinliche Zwischenfälle haben für Unbeteiligte meist etwas Lustiges an sich. Als letzthin bei unserm **Orchesterauftritt im Regionalen Krankenhaus Baden** bei einem Da Capo im Mozartstück plötzlich der ganze Bass fehlte, da stellte dies im Publikum kaum jemand fest. Ganz zaghaft schlichen sich die Cellisten wieder ein. Wir schmunzelten, brachten ohne Unterbruch das schöne Stück zu Ende und ernteten trotz allem einen tosenden Applaus.

Bei solchen Orchesterpannen kommt mir jeweils unweigerlich eine **Weihnachtsfeier in der reformierten Kirche Dietikon** in den Sinn. Es war in den Vierzigerjahren. Martin Schmid hatte mit dem noch unerfahrenen, von ihm neu ins Leben gerufenen Orchester der reformierten Kirchgemeinde Dietikon hinter einem riesigen Christbaum in der Vorprobe zwei Stücke repetiert. Als es dann ernst galt, begann Martin zu dirigieren. Die Weihnachtsmusik begann aber mit hässlichen Misstönen, denn die eine Hälfte unseres Orchesters spielte das erste, die andere gleichzeitig das zweite Stück. Es war offenbar nicht klar genug vereinbart worden, was zuerst gespielt werden muss. Martin brach aber nicht ab, er dirigierte mutig weiter und zählte dabei mit lauter Stimme, die nur das Orchester hören konnte, die Takte: „2,2,3,4 / 3,2,3,4 / 4, 2,3, / 5..... /...“ Die Orchestermitglieder, die mit dem falschen Stück begonnen hatten, schalteten nacheinander um, und die chaotische Musik ging mehr und mehr in schöne Weihnachtsharmonien über. Es ist nicht bekannt, was die Zuhörer dachten. Für einige spielten wir wahrscheinlich ein ganz modernes Stück, das den Übergang vom Chaos zur wohlthuenden Harmonie darstellte.

Einen andern **Musikzwischenfall** verschuldete ich selber ganz allein. Inge Baer hatte vom „*Skandinavischen Club der Schweiz*“ den Auftrag angenommen, bei einer Gartenparty am Zürichberg schwedische Geigenmusik zu spielen. Es war ein angenehm sonniger Nachmittag. Ich hatte mit Inge im Auto Beni Erne an seinem Wohnort abgeholt. Mit meinem VW-Käfer waren wir zu dritt zur Villa am Zürichberg gefahren, wo die Gäste im grossen Garten promenierten, plauderten und sich auch schon mit den ausgewählten Speisen und Getränken am Schwedenbuffett bedienten.

Zwischen blühenden Sträuchern packten wir unsere drei Geigen aus, denn nun sollten wir die vorbereiteten dreistimmigen Stücke der Spielmannsmusik vortragen. Doch ach, wir hatten wohl drei Geigen aber nur zwei Geigenbogen; ich Esel hatte meinen dummerweise zu Hause gelassen. Ich kann

mir bis heute nicht erklären, wie dies passierte. Inge schaute ganz verdutzt drein und ärgerte sich natürlich. Ausgerechnet jetzt, wo es dringend nötig gewesen wäre, hatte auch sie keinen zweiten Bogen in ihrem Etui. Auch überlegte sie bereits, was sie „solo“ oder mit Beni ein- und zweistimmig spielen könnte.

Beni überlegte zuerst blitzschnell, wie er in kurzer Zeit aus der Nachbarschaft einen Geigenbogen auftreiben könnte. Doch auch er kannte keinen Violinisten in der Gegend. Schliesslich kam er auf die Glanzidee, seinen Bogen mir zu geben und mit meinem Auto bei sich zu Hause (in etwa einem Kilometer Entfernung) seinen Cellobogen zu holen.

Rasch gab ich Beni die Autoschlüssel, und während er unterwegs war, spielte Inge mit mir einige zweistimmige Stücke. Bald tauchte der Retter in der Not wieder auf, und die vorbereitete dreistimmige Geigenmusik konnte dargeboten werden. Benni spielte einwandfrei mit dem Cellobogen auf seiner Geige. Zum Abschluss durften auch wir uns am Schwedenbuffett bedienen. Dabei konnten wir uns von unserer grossen aber kaum von jemandem bemerkten Aufregung erholen.

Ein ganz anderes Erlebnis soll hier auch noch kurz erzählt werden. Es handelt sich ums „**Zu spät-Kommen**“ und ums „**Schwänzen**“. Es gibt natürlich Gründe, um zu einem Vortrag, zu einer Theatervorstellung oder zu einem Konzert zu spät einzutreffen. Man denke z.B. an verspätete öffentliche Verkehrsmittel, die wegen Stromunterbruch stecken blieben und an ähnlichen unvorhergesehenen Zwischenfälle.

Ist es richtig, mit dem Beginn einer Veranstaltung zuzuwarten, weil immer noch verspätete Teilnehmerinnen und Teilnehmer eintreffen? Einige Minuten zuzuwarten ist sicher richtig. Doch die Geduld der pünktlich Anwesenden wird allzuoft wegen einigen nachlässigen Leuten über Gebühr strapaziert. Warten die Veranstalter ohne plausiblen Grund mit ihrem Beginn zehn oder gar zwanzig Minuten, dann bestrafen sie die grosse Zahl der Pünktlichen und belohnen die rücksichtslosen Nachzügler. Richtiger wäre doch, die rechtzeitig Anwesenden durch pünktlichen Beginn zu belohnen.

Einen noch viel schlimmeren Fall erlebte ich in den Dreissigerjahren. Ich hatte mich für einen Kurs im **Institut für angewandte Psychologie** eingeschrieben. Wir waren etwa fünfzehn Teilnehmer, und der von Berufsberater Böhni geleitete Kurs war sehr spannend und aufschlussreich. Erwartungsvoll reiste ich an einem heissen Sommernachmittag nach Zürich und wartete mit drei andern Kursteilnehmern auf den Referenten, der auch pünktlich im Institut eintraf.

Als er uns vier treue Kursteilnehmer in den Bänken dasitzen sah, bekam er einen hochroten Kopf und begann sogleich laut zu schimpfen: „Was glaubt Ihr eigentlich. Meint Ihr tatsächlich, ich halte meinen Vortrag vor nur vier Leuten, wo sich doch fünfzehn zum Kurs eingeschrieben haben? Ich reise extra von Bern nach Zürich, und die faulen Herren Studenten hocken mit den Studentinnen, weil zufällig die Sonne scheint, im Strandbad. Das gibt's doch nicht. Da mache ich nicht mit.“ Der wütende Dozent schritt aufgebracht wie er war aus dem Hörsaal und schmetterte hinter sich die Türe zu, während wir uns verdutzt ansahen

Der hinter mir sitzende Kursteilnehmer sagte ganz ruhig: „Mit so kleiner Zuhörerzahl könnte der Psychologiekurs doch auch ganz schön sein. Er wäre vielleicht sogar persönlicher, intimer. Nun sind ausserdem die Kursschwänzer belohnt und wir, die pünktlich Anwesenden, wir sind bestraft. Wie Böhni reisten auch wir vier umsonst nach Zürich. Nächste Woche, wenn es dann regnet, wird er wohl dort weiterfahren, wo er vor einer Woche mit allen Teilnehmern aufhörte. Die heute nicht Anwesenden verlieren also rein nichts vom Kursinhalt, obwohl sie schwänzen. Das ist eigentlich gar nicht psychologisch und erst noch in einem Psychologiekurs.“

Ich musste diesem Studenten recht geben und fuhr enttäuscht nach Dietikon zurück. Durch diese Geschichte mit dem für den Vortragenden zu kleinen Publikum kommt mit unweigerlich der **Pfarrerwitz von Ernst Brunner** in den Sinn, den ich hier auch noch einmal erzählen will:

Mitten im kalten Winter bei Sturmwetter mit viel Schnee und Regen sollte ein Geistlicher in einer etwas weit abgelegenen kleinen Kirche predigen. Kein einziges Gemeindeglied erschien zum Gottesdienst, nur der Mesmer war da. Der Herr Pfarrer fand, es habe doch wirklich keinen Sinn, den leeren Kirchenbänken zu predigen. Daher schlug er vor, das Gotteshaus wieder abzuschliessen und nach Hause zu gehen.

Damit war aber der Sigrist gar nicht einverstanden. Er sei doch auch jemand, und die vorbereitete Predigt müsse nun eben für ihn allein abgehalten werden. Wohl oder übel bestieg der Pfarrer die Kanzel und predigte. Beim Verlassen der Kirche meinte dann der Sigrist, es sei nun doch trotz des schlechten Wetters ein recht schöner und eindrücklicher Gottesdienst gewesen, nur so zu **dritt**. Da stutzte der Pfarrer und es ergab sich der folgende Dialog:

Pfarrer: „Was? Wie chömed Si uf drüü? Mir sind doch nu z`zweite i de Chile gsii und suscht isch doch niemer da“

Sigrist: „Nei, mir sind z`dritt gsii: Sii, ich und de Herrgott.“

Pfarrer: „A däa hani gar nüd dänkt.“

Als Brigitt und Ueli bei mir zu Besuch waren, spielten wir auch Erich Kästners „Drei Männer im Schnee“ von der **Videokassette** ab. Doch ach, die Schwarz/weiss - Bilder wurden schlechter und schlechter. Es entstanden immer mehr weisse Querstreifen über den ganzen Bildschirm, so dass wir mehrmals drauf und dran wren, die Filvorführung abzubrechen. Ausserdem krachten und rauschten die Dialoge. Wir nahmen an, die Kassette sei kaputt.

Doch an einem der nächsten Tage steckte ich die Unglückskassette in meine Mappe und liess sie im Fachgeschäft Blaser kontrollieren.....und siehe da, die Aufnahme war einwandfrei. Herr Blaser meinte, es fehle wahrscheinlich an der Übertragung zwischen Videogerät und Fernsehschirm. Am 22.4.1997 kam Blasers Fachmann, Herr Steiner, und untersuchte den Fall an Ort und Stelle. Da er aber nichts Fehlerhaftes herausfand, nahm er den Videoapparat und zwei meiner Kassetten mit ins Geschäft. Nun ist alles wieder in Ordnung. Es ist mir aber nicht möglich nachzukontrollieren, was gemacht werden musste. Ich muss blind vertrauend die Rechnung (Fr. 176.-) bezahlen.

Da denkt man unwillkürlich an die bekannte Geschichte, in der ein Fabrikant eine riesige Maschine, die nicht mehr funktioniert, von einem Fachmann „reparieren“ lässt. Der herbeizitierte Ingenieur klopft mit einem kleinen Hämmerchen auf einen vorstehenden Bolzen, und die Maschine läuft wieder einwandfrei. Die Rechnung lautet z.B. auf stolze Fr. 3786.20. Als der Eigentümer der Maschine die Höhe der Rechnung beanstandet und meint, der Fachmann habe ja kaum eine Viertelstunde versäumt und nur kurz einmal klopfen müssen, da nimmt der Spezialist die Rechnung zurück und verspricht, eine neue, abgeänderte, zu schicken. Diese lautet:

Einmal klopfen.....	Fr.	1.20
Wissen, wo zu klopfen.....	“....	3785.--
	<u>Total Fr.</u>	<u>..3786.20.</u>

In irgendwelchen Zusammenhängen kommen mir immer wieder interessante Erlebnisse in den Sinn, die ich noch nicht aufschrieb. In dieses Kapitel gehört z.B. auch Hans Clavadetschers Laufbahn als Hobby-Schauspieler.

Sekundarlehrer **Hans Clavadetscher**, der gern und leicht auswendig lernt, ist seit vielen Jahren Mitspieler in einer Laien-Theatergruppe, die jedes Jahr mit gutem Erfolg in Bremgarten ein Stück aufführt. Das erste Mal sah ich Kollege Clavadetscher in einem Stück, in dem er überzeugend einen etwas komischen Soldaten spielen musste. Nun schickte er mir wieder eine Einladung, und zwar zu den Aufführungen der neuesten Produktion „**Bätteropere**“, die vom 20. April bis 8. Juni 1996 aufgeführt wurde. Der einzige mir passende Abend war Freitag, der 3. Mai 1996. Mit der BDB fuhr ich über den Mutschellen und bekam im Theater einen der allerbesten Plätze. Bald trafen auch Frau und Herr **Dr. Walser** von Dietikon ein. Sonst kannte ich niemanden im Publikum. Peter Walser, einer der Söhne des verstorbenen Kollegen Adolf Walser, besuchte die Sekundarschule in einer meiner Klassen. Er war ein hervorragender Schüler und ist jetzt gefürchteter Deutsch-Professor.

Das gewählte Stück „Brätteropere“ von Alan Ayckbourn (A chorus of Disapproval) ist ein Stück mit Musik und Originaltexten der „Beggars Opera“ von John Gay (1728) nach Gerhard Dilliers „Soo...es Theater“. Eine Amateurtheatergruppe führt die im 18. Jahrhundert von John Gay geschriebene „Beggars Opera“ (die Vorlage für Brechts „Dreigroschenoper“) auf. Bei den Proben stösst ein Neuling zur Truppe, der im Verlauf der Proben von einer Ein-Satz-Nebenrolle zur Hauptrolle aufsteigt, mehr geschoben als durch eigenes Zutun, denn man braucht ihn, und er lässt sich brauchen: als Schauspieler, als Liebhaber und als interessanter Informant in einem Immobilienhandel. Am Schluss hat er aber alle enttäuscht und steht, selber nicht ganz unschuldig, wieder allein da. Eine grotesk-komische Geschichte rund um das Theater und das Theaterspielen, mit Musik und Gesang, nicht ohne Tiefgang.

Am Freitag, 25. April 1997, besuchte ich wieder einmal den Altersnachmittag im reformierten Kirchgemeindehaus. Herr Aebischer zeigte Lichtbilder und erzählte von seiner **Reise nach Südvietsnam**.

Barbara Klenk feierte am Sonntag, 27. April 1997, ihren 18. Geburtstag. Erst lag sie noch als neugeborener Säugling in der Wiege und nun ist sie schon „volljährig“. Ich war zum Mittagessen nach Meilen eingeladen, und Dr. Boessingers kamen im Lauf des Nachmittags.

Am 3. Mai 1997 konnte unsere Ortsmuseums-Ausstellung „**150 Jahre Eisenbahn bei uns**“ im Stadthaus eröffnet werden. Vor grossem Publikum hielt Regula Stauber eine witzige Ansprache, ehrte und beschenkte Michael Maier, den Bahnfachmann und Sammler von allem, was mit der Eisenbahn zu tun hat. Auch Michael Maier ergriff das Wort und erklärte die Ausstellung. Stadtpäsident Bohnenblust dankte der Heimatkundekommission und Jean Stauber wies auf wichtige Neuerscheinungen hin.

Auch Dr. H. Boxler, unser ehemaliges Kommissionsmitglied, war von Feldmeilen zu unserer Eröffnungsfeier gekommen. Anlässlich der anschliessenden Besichtigung interessierte er sich vor allem für die ganz neu gestaltete „**Römerzeit in Dietikon**“.

Herr **E.Eng** übernahm die Aufgabe, den Text für das nächste Neujahrsblatt zu schreiben. Dieses wird sich mit der *Presse* in unserer Gegend befassen. Als unser Lokaljournalist irgend etwas im Zusammenhang mit dem Thema „amtliches Publikationsorgan“ nicht datieren konnte, fragte er mich, ob vielleicht in unserem Archiv etwas zu finden wäre. Im Archivkeller suchte er dann ohne Erfolg bei den Stadtratsbeschlüssen und den Meldungen aus dem Gemeinderat verschiedener Jahre nach Angaben zu seinem Thema. Als ich ihm schliesslich den Ordner „Wirtschaft, Kapitel Presse“ vorlegte, begann er zu jubeln, denn er fand genau das, was er suchte. Für seine Arbeit nahm er 38 Blätter für etwa einen Monat mit. Jeden Tag arbeite ich etwa zwei Stunden für unsere Oetschronik und bin natürlich froh, wenn gelegentlich jemand einen Nutzen aus der Riesenarbeit ziehen kann.

In **beiden Orchestern** gab es in der in der Karfreitags-, Oster- und Auffahrtszeit 1997 viel zu tun. Wir spielten nach zusätzlichen Extra- und Hauptproben mit und ohne Chor im Alters- und Pflegeheim Bachwiesen, in der neuen reformierten Kirche Ginsterstrasse, in der alten reformierten Kirche, sowie in der katholischen Kirche St Konrad, d.h. viermal in Zürich-Albisrieden. Mit dem andern Orchester spielte ich in den Krankenhäusern Baden und Gnadental. Der anspruchvollste, grösste Auftritt fand aber in der Trinkhalle des Thermalbads in Baden statt, und zwar mit Stücken von Mozart Délibes, Eybler, Brahms, Schubert und Strauss. Der Strauss-Walzer „Morgenblätter“ erforderte wegen den vielen unregelmässigen Wiederholungen die allerhöchste Konzentration. Mit all diesen Konzerten gelang es uns, den Zuhörern viel Freude zu machen.

Meine **Enkel** sind nun, d.h. 1997, keine Kinder mehr. Einzig **Joel Klenk**, Steffisburg, ist noch nicht stimmberechtigt, d.h. noch nicht 18 Jahre alt. Er möchte (momentan) Polizist werden und befasst sich gegenwärtig mit einer „Schnupperwoche“ in der Gemeindeverwaltung.

Adrian Klenk, Steffisburg, der Seminarist, arbeitet nebenbei in MacDonaldis Fast-Food-Restaurant, besorgt bei einem Handball-Wettkampf die Billett-Kontrolle und macht sich offenbar da und dort nützlich.

Joachim Klenk, Steffisburg, brachte soeben die Maturitätsprüfung glücklich hinter sich. Er befindet sich nun auf seiner Car-Maturitätsreise durch England, Schottland und Irland. Anschliessend wird er in die Rekrutenschule einrücken müssen. Für seine Militärlaufbahn wünsche ich ihm gute Kameraden und verständnisvolle Vorgesetzte.

Daniela Klenk, Meilen, lud mich zusammen mit Trudi und Dr. Dölf Boessinger, d.h. mit ihren Eltern und allen ihren Grosseletern ein zu ihrer Diplomfeier, die am Dienstag, 1. Juli 1997, 16.00 Uhr in der Kantonsschule Zürich Hottingen stattfindet. Anschliessend soll gemeinsam zum Nachtessen eingekehrt werden.

Barbara Klenk, Meilen, besucht die Berufsmittelschule. Ich freue mich stets, wenn ich etwas vom Nachwuchs erfahre.

Seit unserem **Familihtag 1997**, dem 54sten, sind auch schon wieder 50 Tage vergangen. Dies beliebte Treffen wurde diesmal organisiert von Regula Gubler und fand daher in ihren Wohnort Belp statt. Da wir etwas zu früh beim Ortsmuseum eintrafen, und da der ältere Herr, der uns die Exponate erklären sollte, noch nicht zur Stelle war, konnten wir vorher *Regulas Schulzimmer* im benachbarten Schulhaus besichtigen. Das in einem alten Turm untergebrachte Museum befasst sich schwerpunktmässig mit den *Bädern* der Gegend, mit dem Kurbetrieb und mit allerlei Verkehrsfragen. Von den Pferdefuhrwerken, von der Bahn durchs Gürbetal und vom Flughafen Bern-Belp ist viel Interessantes zu erfahren.

Nach dem Mittagessen im Landgasthof spazierten die beweglichen Familienmitglieder dem Fluss entlang durch den prächtigen Frühlingswald mit seinem „maifrischen Grün“ und übers Feld zu Regulas neuer Wohnung. Leider war die Beteiligung am Volkstanz etwas mager, so dass die amerikanische „Windmill“ nicht organisiert werden konnte. Wir begnügten uns daher auf der Wiese neben dem Haus mit Siebenbürger Rheinländer, Münchnerpolka, Fenster und Everywhere Mixer.

Seit 1979 befasse ich mich mit der **Ortschronik Dietikons**, wobei Herr Dr. Bruno Maier seit einiger Zeit mithilft. Wir haben nun bereits 93 dicke Ordner mit Texten zu den 31 Hauptthemen gefüllt, wobei jedes Thema wieder vielfach unterteilt ist. Im Ordner „Vereine“ z.B. werden 12 politische Parteien und 195 Einzelvereine unterschieden. Viel interessanter Stoff kommt so zusammen, der leider viel zu wenig ausgewertet wird. Herr Eng, der auf der vorhergehenden Seite erwähnt wurde, bildet eine erfreuliche Ausnahme.

Am 16. Mai 1997 wurde Kollege **Walter Mühlich** beerdigt. Nach der Urnenbeisetzung auf dem Friedhof fand die Gedenkfeier in der reformierten Kirche statt.

Der **Verkehrsverein** Dietikon führte seine 83. ordentliche Generalversammlung am Samstag, 24. Mai 1997 im Schloss Greifensee durch. Vom Bahnhof aus erreichten die Teilnehmer das Schloss in zwanzig Minuten. Die interessante Kirche daneben ist dreieckig und als Hochzeitskirche beliebt. Während wir im Schloss unsere Versammlung durchführten, fandnen nebenan nacheinander drei Trauungen statt. Eine Historikerin erklärte die Anlage und die Geschichte des Schlosses. Die Befestigungsmauern reichten bis zum See, wo heute eine hübsche Parkanlage ist.

Eine Schulklasse hatte mich auf den gleichen Tag zu ihrer **Klassenzusammenkunft** eingeladen. Nach Zeitplan sollte sich diese Klasse zur Zeit meiner Rückkehr nach Dietikon im Hotel Sommerau befinden, wo ich sie kurz begrüßen wollte. Doch sie war noch nicht dort, verweilte immer noch bei Kollege Wiederkehr in ihrem ehemaligen Schulzimmer. Offenbar handelte es sich um eine der ersten Klassen, die Karl Wiederkehr in Dietikon mit mir zusammen führte. Er zeigte Lichtbilder von unserer zweitägigen Schulreise ins Welschland, wo wir beim Kloster *La Valsainte* vorbeikamen. Ich erinnere mich deutlich an die Diskussion einiger Mädchen mit dem Pförtnermönch. Sie fragten ihn, was denn das Mönchsleben heute noch für einen Sinn habe. Schweigen und beten in der Einsamkeit nütze doch niemandem. Früher, als es keine Spitäler, keine Schulen, keine Universitäten und keine Armenpflege gab, da hätten die Klöster noch einen Sinn gehabt....Der Mönch gab sich alle Mühe, offerierte den Knaben und Lehrern sogar eine Besichtigung des Klosters, Mädchen dürften allerdings die Anlagen nicht betreten. Zwei Mädchen (Sidler und Lucchini) mit kurzen Haaren und Jeanshosen mischten sich kühn unter die Knaben. Ich war der Meinung, die Mönche hätten davon nichts bemerkt, Karl Wiederkehr jedoch war der Ansicht, die Mönche seien grosszügig gewesen, sie hätten ja mit dem Aussprechen des Verbots ihre Pflicht getan, alles andere sei dann Sache der Mädchen...

Auf dieser Wanderung fand ich mit meinen Zöglingen und mit der Hilfe der Landkarte die bestellte Unterkunft auf dem direkten Weg, während der mit seinen Schülerinnen und Schülern vorauswandernde Karl Wiederkehr in ein Nebental und in eine tiefe Schlucht hineingeriet. Die Klasse, die in die Irre geraten war, traf erst einige Stunden später in der Unterkunft ein. All dies wurde bei Lichtbildern im Schulzimmer genauestens aufgefrischt. Als sich die Klasse schliesslich zum Nachtessen in die Sommerau begab, verabschiedete ich mich, denn grosse Festessen spät abends sind nichts für mich.

Schon am 31. Mai 1997 traf sich eine weiteren ehemalige Schulklasse. Ich begrüßte die ins Seniorenalter aufgerückten Ehemaligen, als sie das Restaurant „Bären“ beim Bahnhof Dietikon verliessen, um mit der BDB nach Bremgarten zu fahren.

Jahrelang hatte ich bedauert, das Büchlein „**Humor im Tornister 1914 - 1918**“ verlegt zu haben. An der Soldatenweihnacht 1939 oder 1940 hatten wir Soldaten dieses Büchlein auf Lägern-Hochwacht erhalten. Ich war nie dazu gekommen, es ganz zu lesen und vergass, wo ich es bei meinen Büchern einordnete. Endlich, am 1.5.1997, entdeckte ich es in der Ecke eines Büchergestells und verschlang es in einem Zug bis gegen Mitternacht.

Ende Juni und anfangs Juli 1997 gelangten Joachim Klenk, Steffisburg, und Daniela Klenk, Meilen, zu ihren ersten wichtigen Prüfungsabschlüssen. Joachim bestand die **Maturitätsprüfung** des Gymnasiums Thun, und Daniela die **Diplomprüfung** der Kantonsschule Zürich-Hottingen. Daniela bekam ihr Handelsdiplom. Sie wird weiterstudieren, um auch noch die Handelsmatur zu erwerben, begreiflich, war sie doch die beste Diplomandin ihrer Klasse. Joachim begab sich mit seiner Schulklasse auf die Maturreise nach England, Schottland und Irland.

Schon einen Monat vor der Diplomfeier lud Daniela alle ihre Grosseltern zu ihrem grossen Fest ein, und am 16. Juni 1997 schrieben mir die „Meilener“ ausserdem: „...Wie Dir Daniela schon sagte, bist Du herzlich zur Diplomfeier eingeladen. Anschliessend werden wir in einem Restaurant im Zentrum von Zürich das Nachtessen einnehmen. Es würde uns freuen, wenn Du auch kommen könntest. Mit herzlichen Grüssen von uns allen. Deine Meilener.“

Danielas Diplomfeier am 1. Juli 1997 war sehr spannend. Vor 16 Uhr wanderte ich vom Bahnhof Zürich-Stadelhofen zur Minervastrasse 14, wo sich die Kantonsschule Zürich-Hottingen befindet. Vor dem Hauptportal und in der Eingangshalle vermischten sich viele festlich gekleidete Kantonsschülerinnen und -Kantonsschüler mit ihren Angehörigen. Daniela entdeckte mich sogleich, begrüsst mich herzlich und zeigte mir, in welcher Ecke sich ihre Eltern, Dr. Boessingers, (ihre Grosseltern) und Frau Kindlimann befanden. Im grossen Festsaal mit Bühne begann die Abschlussfeier mit einer Musikdarbietung von Schülerinnen und Schülern des Blesorchesters unter der Leitung von Angelo D'Amelio. Gespielt wurde „Cake-Walk Phantasy“ von Peter Milray (arr. Johan de Mey), ein rassiges, modernes und abwechslungsreiches Musikstück. Nach der Begrüssung durch den Rektor folgte die Ansprache von Herrn Prof. Dr. Hans Ruh, des Professors für Sozialethik an der Universität Zürich. Sein hochinteressantes Thema lautete „Markt und Solidarität“.

Zur Auflockerung diente die Produktion des Schreibmaschinenlehrers mit dem Musikstück „The Typewriter“ für Blesorchester und Schreibmaschine von Leroy Anderson (arr. Hans van der Heide). Dann aber stieg die Spannung bei der Bekanntgabe der Prüfungsergebnisse und der Übergabe der Diplomzeugnisse durch die Klassenlehrer.

Da kam mir wieder einmal in den Sinn, wie spannend es **bei meiner eigenen Maturitätsfeier** zugeht. Eltern und Angehörige waren zwar keine eingeladen, auch wurde nicht musiziert. Einzig einige Klassenlehrer und die beiden Abschlussklassen 5A und 5B waren versammelt. Ich gehörte zur Klasse 5A, die zusammen mit der Parallelklasse eine witzige Maturitätszeitung herausgegeben hatte. Herr Regierungsrat Prof. Dr. Wettstein betrat mit einer dicken Aktenmappe die Aula, wo wir alle gespannt auf seine Mitteilungen warteten. Hatten wir die Prüfungen bestanden? Wer hatte versagt? Nach einer kurzen Ansprache mit Aufmunterung, Blick in die Zukunft und Glückwünschen für die, welche bestanden hatten, sagte er mit vielsagendem Blick: „Von der Klasse 5B haben alle die Maturitätsprüfungen glänzend bestanden, von der Klasse 5A hingegen....“ Da zögerte der Herr Regierungsrat, und wir von dieser Klasse bekamen eine Heidenangst, bis er schliesslich weiter redete, um seinen begonnenen Schicksalssatz fertig zu machen „...von der Klasse 5A hingegen...“ Er blätterte noch ein Weilchen in seinen Akten und runzelte drohend seine Stirn. „...von der Klasse 5A hingegen **auch**.“

Bei Danielas Feier war die Spannung anderer Art. Der Herr Rektor - sein Name wurde leider nie genannt - erklärte, an der Handelsschule gehe es bei den Diplomfeiern zu wie an einer Olympiade. Die drei Besten jeder Klasse würden mit Bronze, Silber und Gold ausgezeichnet. Zuerst wurde der Bronze Gewinner beklatscht, dann der, welcher die Silbermedaille bekam. Schliesslich als Siegerin mit der Goldauszeichnung wurde Daniela Klenk aufgerufen. Welch freudiges Erschrecken für uns alle. Nicht einmal Daniela hatte gewusst, dass sie die Beste ihrer Klasse mit einem Notendurchschnitt von 5,5 war. (Die Siegerin der Parallelklasse erreichte sogar einen Durchschnitt von 5,7)

Nach witziger Beschenkung der Lehrer und Schlussmusik verweilten Schülerinnen, Schüler, Lehrkräfte und Angehörige noch eine Zeitlang plaudernd bei einem Apéro in der Eingangshalle. Dann wanderten wir zum Nachtessen, das im Hotel „Neumarkt“ neben dem berühmten „Haus zur Deutschen Schule“ bestellt war. Daniela war, besonders von Dr. Boessingers, mit Geschenken überrascht worden: Blumen, Ohrringe, einige hundert Franken bar, ...NB. In diesem offenbar berühmten Hotel war weder weisser noch roter Traubensaft erhältlich, die Speisen jedoch waren vorzüglich.

Ich kann mich nicht erinnern, dass ich als Kind einmal „richtig krank“ war, obwohl auch ich wahrscheinlich die „obligatorischen Kinderkrankheiten“ durchmachte und dadurch zu den notwendigen Abwehrkräften kam.

Kleinere **Unfälle** sind mir viel deutlicher in Erinnerung geblieben. Einmal, beim Holzspalten an der Seestrasse in Meilen, schlug ich mit der scharfen Axt kräftig vorn auf ein Stück Holz, wobei wegen der Unebenheit der Unterlage, d.h. des „Scheitstocks“, der hintere Teil des Holzstücks ebenso kräftig nach oben gegen den Griff der Axt geschlagen wurde, ausgerechnet an die Stelle, wo die Finger meiner rechten Hand das gefährliche Werkzeug umfassten. Mir schwanden augenblicklich die Sinne, und ich sank bewusstlos neben dem „Scheitstock“ zu Boden.

Obwohl mir oberhalb des rechten Auges in Dürren beim sogenannten „Stöcklispiel“ im Sumpfgelände mit einem Stück Metallrohr der Schädelknochen eingeschlagen wurde, verlor ich eigenartiger Weise bei diesem Unfall das Bewusstsein nicht, wohl aber bei verschiedenen andern Vorkommnissen, so z.B. bei der Vorführung der Venenklappen durch Professor Wettstein und später bei der Geburt von Ueli Klenk in der Pflegerinnenschule.

Offenbar besitze ich doch eine gewisse Veranlagung leicht bewusstlos zu werden. Auch beim Sturz mit dem Motorrad bei Dübendorf war mein Bewusstsein so plötzlich weg wie das elektrische Licht, wenn man den Schalter betätigt.

Krank war ich, wie schon erwähnt, eigentlich nie, fehlte während 50 Jahren in der Sekundarschule Dietikon nur ein einziges Mal wegen **Krankheit** (Nierensteinoperation), und ein weiteres Mal wegen des Töffunfalls. Unvorhergesehene Ferien durch Ausfall des Klassenlehrers hätten vielen Schülern gefallen, doch schon am dritten Tag war jeweils ein Vikar zur Stelle. Ich höre heute noch deutlich die Schülerfrage: „Herr Klenk, sind Sie eigentlich nie krank?“

Als ich noch die Universität in Zürich besuchte, bekam ich einmal Halsweh, und da meine Mutter und wahrscheinlich auch meine Schwester gelegentlich beim weltberühmten **Dr. Bircher-Benner** behandelt wurden, kam irgend jemand auf den Gedanken, auch mich wegen meiner vergrösserten Rachenmandeln in die Birchersche Klinik zu schicken. Der freundliche Arzt gab mir seinen in einer Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz über die „**Elektro-Thermo-Koagulation der Rachenmandeln**“ zum Studium. Er vertrat die Ansicht, Mandeln hätten eine wichtige Funktion, und es sei nicht richtig, sie bei allfälligen Beschwerden gleich total zu entfernen. In seiner Praxis habe er ein ganz neues System eingeführt. Er elektrisiere beinahe schmerzlos die kranken Stellen der Mandeln durch einen kurzen Stromstoss. Die vom dünnen Stab berührte Stelle werde ganz weiss und die kranken Zellen lösten sich im Lauf einer Woche auf. Etwa zwei Monate lang jede Woche ein kleiner Stromstoss von der Dauer einer Hundertstelssekunde dürfte genügen, dann sei alles Kranke von meinen Mandeln weg, diese könnten sich erholen und ihre Funktion wieder einwandfrei erfüllen.

Ich musste jede Woche für zwei oder drei Minuten bei Dr. Bircher vorbeikommen. Er liess mich nie warten, nahm mich „zwischen hinein“ in sein Büro, leuchtete mit einer Taschenlampe in meinen Rachen, berührte mit seinem dünnen Stab eine kranke Stelle und löste mit dem Fuss den kurzen Stromstoss aus. Nach einigen Wochen sagte er zu mir: „So, jetzt ist nur noch gesundes Mandelgewebe in Ihrem Hals, und wir können mit der Behandlung aufhören“.

Von der Familie Lüchinger-Grob, den Gründern und Betreuern des Ortsmuseums Urdorf, bekam ich eine schöne Postkarte aus der **Bretagne**. Etwa im Jahr 1921 war ich auch einmal in Dol und Pontorson, besuchte die vielen übereinandergebauten Kirchen des Mont St. Michel und wanderte mit einem Studenten, den ich in Paris kennen gelernt hatte, dem Strand entlang nach Cancale. Da langsam aber sicher während des Badens im Meer die 18 Meter hohe Flut anrollte, mussten wir unsere Kleider immer höher hinauf retten.

Beim Schwimmen hatte ich in der Eile vergessen, meine Armbanduhr auszuziehen. Das Salzwasser bekam ihr nicht. Ich musste sie in **Paris** bei einem Uhrmacher reinigen lassen.

Die Studienzeit in Paris war sehr erlebnisreich. Da waren nicht nur der Eiffelturm, die Ste. Chapelle, die Notre Dame, der Dôme des Invalides und all die vielen andern Sehenswürdigkeiten, da reizten mich vor allem die antiquarischen Bücher, in den Kisten auf der Mauer längs der Seine und die Theatervorstellungen klassischer Stücke (Molière, Corneille, Racine,...), die jede Woche zu günstigen Preisen für Studenten gegeben wurden. Wenn ich dann nach Mitternacht harmlos und ahnungslos zu meiner Unterkunft wanderte, dann konnte es schon einmal passieren, dass sich plötzlich eine jener gewissen „Damen“ an meinen Arm hängte und mir ein „Cinéma spécial“ anbot, und ich musste beinahe Gewalt anwenden, um sie los zu werden. Ich war damals noch nicht einmal 20 Jahre alt und hielt mich viel lieber stundenlang im Louvre auf.

Einmal märchenhaft – einmal schauderhaft

1. August-Geschichten Zum Schmunzeln und zum Nachdenken

L.T. 29. 7. 97.

Als meine Schwester, die ausgerechnet an einem 1. August zur Welt kam, noch ein kleines Mädchen war, glaubte sie felsenfest, all das Festliche, das jeweils am 1. August veranstaltet wurde, geschehe nur ihretwegen. Wir wohnten in Meilen und genossen von unserem Garten aus eine prächtige Aussicht

Es war nicht einfach,
der Kleinen zu erklären,
dass nicht nur sie
Geburtstag feiere

auf den Zürichsee. Zum Geburtstag meiner kleinen Schwester hängten wir jeweils am Abend Lampions auf, Nachbarn liessen zur Feier des 1. August Raketen steigen, und von Zürich her erschien auf dem See bald auch der märchenhaft beleuchtete Salondampfer, von dem die heitere Musik bis zu uns herüberdrang.

Es war schliesslich gar nicht so einfach, der Kleinen zu erklären, dass nicht nur

sie, sondern gleichzeitig auch unser ganzes Land Geburtstag feiere.

Mit einer Folkloregruppe weilte Mich einst an einem 1. August in Dänemark, wo die dänischen Freunde tatkräftig bei den Vorbereitungen zur Feier unseres Nationalfeiertags mitwirkten. Sie schleppten grosszügig Holz herbei, so dass wir auf einer Wiese am Meeresufer ein prächtiges Augustfeuer entfachen konnten. Wir sangen zur Freude unserer Freunde Schweizerlieder und tanzten schweizerische Volkstänze zur Musik unserer beiden Violinistinnen. Es war ein hübsches kleines Fest, wie es bestimmt auch 1997 von Schweizern in allen Weltteilen gefeiert wird.

Spät in der Nacht, als unser Augustfeuer niedergebrannt war, schwammen wir noch einmal weit ins Meer hinaus und packten dann unsere Siebensachen zusammen, um in die dänische Volkshochschule zurückzukehren. Doch, ach, eine unserer Geigerinnen vermisste eines der vier kleinen Gummifüsschen an der Menuhin-Stütze ihrer Geige. Es

hatte wirklich keinen Sinn, in der Dunkelheit im Gras nach dem kaum reissnagelgrossen Gegenstand zu suchen.

Am nächsten Morgen jedoch ergriffen die Dänen die Initiative. Sie ermutigten uns, mit ihnen zusammen in der Nähe der Feuerstelle das winzige verlorene Gummistücklein zu suchen. Wir hielten das Unterfangen für völlig aussichtslos. Doch siehe da, durch das sorgfältige und systematische Vorgehen konnte das kleine Ding tatsächlich wiedergefunden werden. Die Freude war riesengross, und wir hatten einen Grund um ein weiteres Fest zu feiern.

Dort, wo heute das Gewerbeschulhaus Dietikon steht, befand sich in den Dreissiger Jahren das Bauernhaus des Fuhrhalters Näf und dahinter die Spielwiese, die allerdings etwas tiefer lag als heute und von einem Kranz hübscher Parkbäume umgeben war.

Am 1. August schwangen sich farbenfrohe Girlanden von Baum zu Baum, und in den untersten Zweigen leuchteten festlich die Lampions. Hier versammelte sich beim Einachten die Bevölkerung, um die

Ansprachen und die Musikdarbietungen anzuhören und um die bengalisch beleuchteten Kunststücke und Pyramiden der Turnvereine zu bewundern.

All diese Festlichkeit wurde zwar empfindlich gestört durch die Schwärmer und die Knallfrösche, welche grössere Buben ganz unvorsichtig in die Menschenmenge schleuderten. Darüber schrieb nach den Sommerferien einer meiner Sekundarschüler, er habe sich mit

Die traurige Geschichte
endete im Spital mit
der Amputation
des Fingergliedes

Klassenkameraden oben bei der reformierten Kirche aufgehallen und von dort aus Raketen und anderes Feuerwerk abgeschossen. Schliesslich seien sie auf die Glanzidee verfallen, eine Mutprobe zu wagen, die darin bestand, einen gezündeten Schwärmer möglichst lange in der Hand zu halten und erst in der

allerletzten Sekunde vor der Explosionsrichtung Spielwiese zu schleudern. sei zwar der Mutigste gewesen, doch an ihm sei der Knallkörper zwischen Daumen und Zeigefinger explodiert. Er habe sofort einen sehr starken schneidend und stechenden Schmerz verspürt. Laufend aufschreiend sei er zum Brunnen bei der Kirche gerannt und habe verzweifelt seine stark blutende Hand im Wasser zur Kühlung rasch hin und her geschwenkt. Inzwischen seien auch seine beiden Klassenkameraden mit der Taschenlampe zum Brunnen gekommen.

Der Ärmste schrieb in seinem Autobiographen: «Ich sah meine blutende rechte Hand. Der Daumen war noch da, aber am Zeigefinger fehlte das Fleisch des vordersten Glieds. Es schaute nur ein dünnes Knöchelchen hervor.» Leider weiss ich nicht mehr genau, wie die Schilderung weiter ging. Wahrscheinlich wurde das Nastuch um den Finger gewickelt, nach Hause gerannt, der Hausarzt aufgesucht.

Die traurige Geschichte endete im Spital mit der Amputation des Fingergliedes.

Karl Klenk, Dietikon

Wenn auf diesen „Tagebuchblättern“ irgend etwas **aus alten Zeiten** erzählt wird, d.h., wenn Vorkommnisse erwähnt werden, bei denen auch meine Schwester Martha dabei war, dann schicke ich gelegentlich eine geeignete Seite nach Wetzikon. Auf meinen Bericht Seite 1672 reagierte Martha sofort mit einem Telephonanruf. Auch sie erinnert sich deutlich an mein „Holzspalten“ an der Seestrasse 500 in Meilen. Wahrscheinlich befand sie sich in der Nähe, brachte Holzklötze herbei oder versorgte, was schon gespalten war.

Laut Marthas Erinnerung soll ich vor dem Bewusstloswerden und dem Umsinken neben dem „Scheitstock“ noch kaltes Wasser verlangt haben. Hilfsbereit rannte meine Schwester sofort weg, um das Verlangte herbeizuschaffen. Als sie etwas später zurückkehrte, fand sie mich bleich und wie leblos am Boden liegend und wusste nicht, was sie nun mit dem Wassere machen sollte. Kurz entschlossen goss sie es mir über den Kopf, was wahrscheinlich nicht einmal so falsch war. Ich soll mich nach meiner Rückkehr ins Bewusstsein sehr über meinen nassen Kopf und über meine nassen Kleider gewundert haben.

Pfingsten 1997 verbrachte ich in Steffisburg. Als ich am Pfingstmontag, 19. Mai, mit der Bahn heimreiste, blieb der Schnellzug in Langenthal wegen einer Signalstörung 45 Minuten lang stehen. Auch alle nachfolgenden Züge wurden dadurch aufgehalten. Endlich konnte die Fahrt fortgesetzt werden. Wegen einiger zusätzlicher Halte betrug die Verspätung in Baden eine ganze Stunde.

Verabredungen können nicht genau genug vereinbart und nicht genau genug eingehalten werden. Was passieren kann, zeigt die ungenaue Abmachung über die Fahrt zur zusätzlichen Probe vom 22. Mai 1997. Um 09.20 Uhr wollten wir beim Altersheim Ruggacker in Dietikon zu viert in einem Auto abfahren, und ich war auch pünktlich am vereinbarten Treffpunkt. Da aber bis 09.25 weder Ruth Beurer noch Verena Schmid mit einem Fahrzeug auftauchte, eilte ich heim, um allein mit meinem Wagen nach Wettingen zu fahren. Ich wollte nicht zu spät zur Probe erscheinen. Als ich eintraf, befand sich Verena Schmid bereits im Probenlokal. Sie war rechtzeitig von Lenzburg kommend herbeigereist. Bald tauchten auch unabhängig von einander Frau Beurer und Frau Zuberbühler auf. Für vier Personen hatten wir wegen Unpünktlichkeit und ungenauer Verabredung vier Autos gebraucht. Eine gemeinsame Unternehmung, vor allem im Vereinsbetrieb, kann nur dann reibungslos funktionieren, wenn immer alle alles wissen.

Meine nächsten **Nachbarn** hatte ich mit einem Rundschreiben auf Freitagabend, 23. Mai 1997, 20 Uhr, für etwa 20 Minuten zu einer Besprechung eingeladen. Sie trafen ziemlich vollzählig in meiner Wohnstube ein, und ich teilte ihnen mit, dass ich diesen Sommer einen „**halbrunden Geburtstag**“ feiern könne. Zu diesem Anlass wolle ich ihnen allen und mir selber eine kleine Freude verschaffen, die aber niemanden etwas kosten dürfe.

Auf einer quadratischen Fläche meiner Wiese (etwa vier auf vier Meter), die ich dieses Jahr regelmässig gemäht und ausgeebnet hatte, wollte ich mit acht Personen einen Kontra- oder Square-Tanz einüben, was für alle ein Spass werden sollte. Vorgesehen wurde die Zeit von 15 bis 16 Uhr am ersten richtig trockenen Sonntag. Doch ach - es regnete stets an den Wochenenden, und als das Wetter einigermassen annehmbar gewesen wäre, dann weilte ich in der Singwoche Wildhaus. Endlich, eine Woche vor der Volkstanzwoche St. Moritz, d.h. für Sonntag, 27. Juli 1997, war trockenes Wetter vorhergesagt. Nach dem Wetterbericht vom Samstag 18.15 Uhr, hängte ich als Einladung auf den Sonntagnachmittag meine Schweizerfahne hinaus und lud alle erreichbaren Nachbarn auch noch telefonisch ein.

Wer es einrichten konnte, erschien in meinem Garten, setzte sich auf die Bretter, die ich über drei Harasse gelegt hatte oder auf die mit Polstern versehenen Gartenstühle. Den grossen Sonnenschirm hatte ich aufgespannt und alkoholfreie Getränke auf meinem Campingtischchen und beim Brunnen bereitgestellt. Leider musste der vorgesehene Square-Tanz, (Windmill, Amerika) mit zwei „Geistern“ getanzt werden, was die Sache erschwerte, aber trotzdem allen viel Spass machte.

Das **Gartenfest** vom 27. Juli 1997 zu meinem 85sten Geburtstag war also ein Dreiviertelserfolg. Als endlich das vierte für den Tanz benötigte Paar eintraf, musste sich leider ein vorher anwesendes Paar verabschieden, so dass wir den hübschen einfachen Tanz wieder nur lückenhaft tanzen konnten.

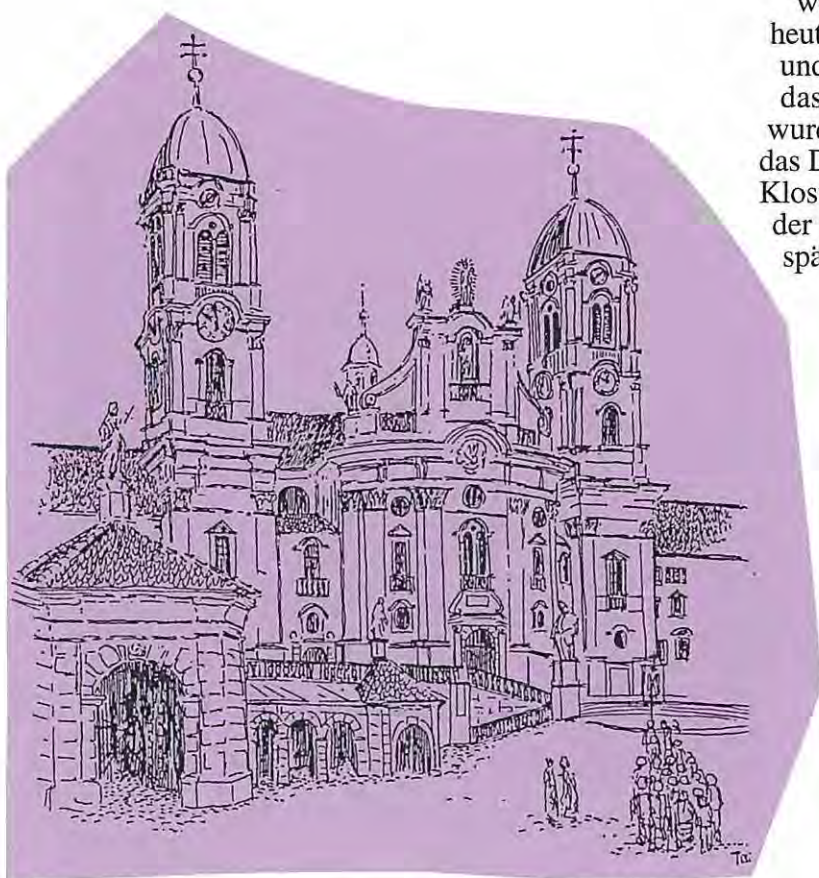
Wir alle, die beim Holzmattfest dabei waren, hatten, wie ich hoffe, trotzdem Freude an der fröhlichen, harmlosen Sache. Grund zur Zufriedenheit und zum Fröhlichsein ist ja reichlich vorhanden, haben wir doch weder Hochwasser wie in Polen und Brandenburg durch die Oder., noch Waldbrände wie in Südfrankreich. Auch fehlt bei uns das Ungemach, das andernorts ganze Völker in Hass und Krieg zerstört. Es wurde der prüfenswerte Vorschlag gemacht, das Gartenfest ausserhalb der Ferienzeit an einem Wektagsabend zu wiederholen.

Der für protestantische und katholische Theologie, Ethik und Gesellschaftslehre grundlegend wichtig gewordene **Aurelius Augustinus** (13.11.354 bis 28.8.430) lobt in einem Aufsatz den Tanz. Er meint, der Tanz verbinde Geist, Seele und Körper, und der Text gipfelt im Ausspruch: „Mensch, lerne tanzen, sonst wissen die Engel im Himmel nichts mit dir anzufangen.“

An der **Generalversammlung des Gemeindestubenvereins** vom 30. Mai 1997 bekam ich die Gelegenheit, im reformierten Kirchgemeindehaus Dietikon meine Dias aus Skandinavien vorzuführen. Ich hatte schon früher eine Auswahl dieser Reiseerinnerungen im Blaukreuzverein vorgeführt, und die Bilder waren noch nicht wieder zu den betreffenden Reisen zurückgestellt. So konnte ich ohne besondere Vorbereitung den Vortrag wiederholen. Im Blaukreuzverein hatten nur sechs Personen zugehört und zugeschaut, und im Gemeindestubenverein waren es nur etwa dreissig, so dass das Thema ohne Hemmungen 1998 am Altersnachmittag ein drittes Mal aufgegriffen werden kann. Da es kaum mehr möglich war, die Bilder den verschiedenen Nordlandfahrten richtig zuzuordnen, entschied ich mich den Stoff nicht mehr nach Reisen, sondern nach Themen neu einzuteilen. Und so steht der Vortrag nun bereit für 1998.

Mit dem „Schweizerischen Protestantischen Volksbund“ fuhr ich am 14. Juni 1997 nach **Einsiedeln**, um dort die renovierte Klosterkirche zu besichtigen. Die Führerin erklärte nicht nur den **Marienbrunnen** auf dem Klosterplatz und die **Barockkirche** aussen und innen, sie führte auch durch viele weitere Räume der Klosteranlage, wobei die **grosse Geigensammlung** in einem speziellen Raum besonders stark beeindruckte. Jede der zahlreichen Violinen ist vollständig besaitet und wahrscheinlich auch stets gut gestimmt.

Im Jahr 835 baute sich der Einsiedler Mönch **Meinrad** eine Klausel in der damals unbewohnten und dichtbewaldeten Gegend des heutigen Einsiedeln. Andere Mönche folgten und gründeten schliesslich um das Jahr 940 das **Benediktinerkloster**. Nach und nach wurde die Gegend besiedelt, und es entstand das Dorf Einsiedeln. Beim heutigen barocken Kloster handelt es sich um den sechsten Bau, der 1704 begonnen und knapp fünfzig Jahre später vollendet wurde. Seit dem Mittelalter zählt Einsiedeln zu den bedeutendsten **Wallfahrtsorten** Europas.



Eine Schulreise vor 60 Jahren

Limmattal Ein Dietiker Sekundarlehrer erinnert sich

DONNERSTAG, 29. MAI 1997
LIMMATTALER TAGBLATT

KARL KLENK, DIETIKON

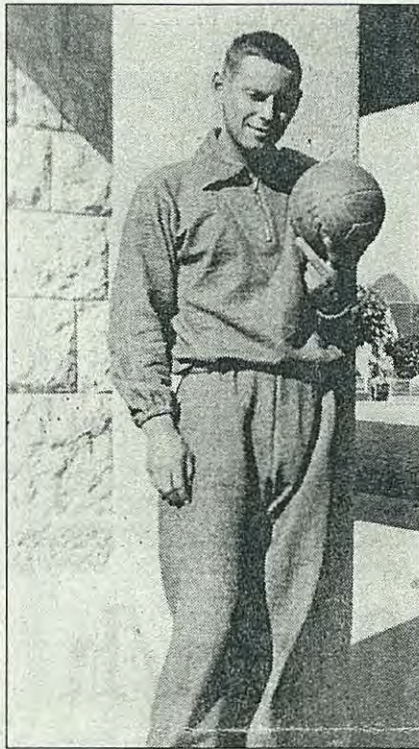
Noch gar nicht lange amtierte ich als jüngster Sekundarlehrer des Kantons Zürich in Dietikon. Da sollte im Sommer 1935 oder 1936 mit den beiden grossen ersten Klassen der Sekundarschule, also mit den beinahe hundert Schülerinnen und Schülern des siebten Schuljahrs, wieder einmal eine eintägige Schulreise durchgeführt werden. Der damals aus fünf Kollegen bestehende Konvent beriet die Reise- und die Wanderoute, die von Wettingen aus über das Gebensdorfer Horn und die Habsburg zum Schloss Wildegg und schliesslich durchs Tal der Bünz zur Bahnstation Othmarsingen führen sollte.

Obwohl mir die Gegend völlig unbekannt war, wurden mir die Landkarten anvertraut. Ich sollte die richtigen Wege finden und vorausmarschieren. In dem als völlig ungefährlich erachteten Gelände kam eine Rekognoszierung, die etwas gekostet hätte, nicht in Frage. Auch damals war Krisenzeit, und es musste gespart werden.

Sekundarlehrer Pasternak erfragte am Bahnhof Dietikon den Preis für das Kollektivbillet nach Wettingen und zurück ab Othmarsingen. Doch ach, die geringen Kosten von etwa 1.10 Franken pro Schüler waren der Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf in der damaligen Krisenzeit offenbar doch zu hoch. Die Herren der Pflege waren drauf und dran den Zuschuss abzulehnen.

Pasternak wurde es zu bunt

Glücklicherweise waren damals sämtliche Lehrkräfte mit beratender Stimme an den Pflegesitzungen anwesend. Ich sah, wie Herr Pasternak angesichts der langen Spardebatte mit finsterem Gesichtsausdruck mehrmals unwillig den Kopf schüttelte. Schliesslich wurde ihm der Streit um den kleinen Geldbetrag zu bunt. Er, der sich immer für das Wohl der Schüler einsetzte, erhob sich von seinem Stuhl, ergriff mit beiden Händen wütend einen Schirm, der in der Ecke stand, und schmetterte ihn mehrmals klatschend auf den Tisch. Dazu rief er: «Was seid Ihr doch für eine knauserige Schulpflege! Alles ist Euch wichtig, nur für das Wichtigste, für die Schüler, bewilligt Ihr nichts! Auf die paar Rappen, welche die Reise dieses mal mehr kostet



Lehrer Karl Klenk 1934

als vor drei Jahren, kommt es doch bestimmt nicht an!» Daraufhin wurde der Betrag endlich bewilligt.

Als nach einiger Zeit schönes Wandewetter vorausgesagt war, konnten die Schulmädchen für das gemeinsame Mittagessen der riesigen Schülerschar Suppenwürfel, Wienerli und Kräutertee einkaufen, denn unterwegs musste selber abgekocht werden. Dazu besass die Sekundarschule mehrere Aluminiumkessel mit den dazu gehörenden zusammenklappbaren Metallständern, wie sie damals von Pfadfindern und Wandervögeln gebraucht wurden. Diese Ausrüstungsgegenstände lagen sorgfältig aufbewahrt auf dem Estrich der Turnhalle. Am Abend vor der Abreise wurden sie hervorgeholt und den grössten und stärksten Buben, vor allem den Pfadfindern, anvertraut, weil diese besonders gut wussten, wie man im Freien abkocht.

Wasser erbettelt

Früh morgens, mit einem der ersten Züge, reisten wir dann erwartungsvoll und frohgestimmt nach Wettingen und wanderten von dort hinauf aufs Gebensdorfer Horn, von wo aus wir die interes-

sante Flusslandschaft, den Zusammenfluss von Aare, Reuss und Limmat betrachteten.

Abgekocht wurde etwa um elf Uhr, kurz bevor wir die Habsburg erreichten. Im Wald sammelten wir möglichst trockenes Brennholz. In einem Bauernhof erbettelten wir das benötigte Wasser. Die Mädchen brachten Suppenwürfel, Wienerli und Teekräuter herbei, und die Nähschullehrerin, Fräulein Luisoni, dirigierte das spektakuläre Abkochen. Es vergingen gut zwei Stunden, bis die rund hundert Sekundarschülerinnen und Schüler schichtweise verpflegt waren. Angesichts der finstern Habsburg konnte die spannende Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft ausführlich besprochen und repetiert werden.

Nach der Massenverpflegung auf der damaligen Schulreise wurden noch einige lustige, heute mehr oder weniger vergessene Spiele organisiert wie zum Beispiel «Fuul Ei» und das besonders beliebte «Blinzeln», auch spontan wurde immer wieder gesungen, besonders beim Abwaschen der Kochkessel am Brunnen des Bauernhauses. Und die Familie des Landwirts freute sich über das unerwartete «Ständchen». Besonders beliebt waren: «'s Schwizerländli isch nu chly, aber schöner chönd's nöd sy», «Wo Berge sich erheben...», das «Zigeunerleben» und ähnliches. Es fiel den Schülerinnen und Schülern damals gar nicht schwer, sich selbst zu unterhalten.

Kessel mit Sand gereinigt

Endlich war alles wieder aufgeräumt. Die sauber mit Sand, Gras und Brunnenwasser gereinigten Aluminiumkessel wurden verteilt. Es war eine grosse Ehre, sie ein Stück weit tragen zu dürfen. Man kann sich gut vorstellen, dass die grosse Schülerzahl eine kilometerlange Kolonne bildete. Ich marschierte, die Wanderkarte in der Hand, voraus. In der Mitte der Kolonne folgte die Nähschullehrerin mit dem Sanitätsmaterial, das Schlusslicht bildete Herr Pasternak mit dem grossen Geldbeutel. Er bezahlte das Kollektivbillet, den Eintritt ins Schloss Wildegg, die eingekauften Esswaren und das Glas Süssmost, das jeder am späten Abend in einem Gasthaus von Wildegg bekam. Das war, zusammen mit dem selbst mitgebrachten Stück Brot, das bescheidene Nachtessen.

Doch so weit sind wir noch lange nicht! Nach der Besichtigung der damals noch nicht renovierten Habsburg stiegen wir hinunter aufs Birrfeld. In Birr betrachteten wir die Pestalozzi-Erinnerungstafel an der Kirche und stiegen dann, ohne einem Weg zu folgen, in Einerkolonne durch den Wald hinauf auf den Kestenberg. Wir folgten dem Grat westwärts bis zum Schoss Wildegg, das wir in drei Abteilungen gründlich besichtigten.

Nach dem bereits erwähnten «Nachtessen» war unsere Tageswanderung noch lange nicht beendet. Frisch gestärkt wanderten wir in der Abenddämmerung durchs Tal der Bünz und schliesslich durch einen stockdunklen Wald zur Bahnstation Othmarsingen, wo wir auf dem Vorplatz und im kleinen Wartsaal, von den vielen Erlebnissen ganz übermütig, auf den letzten Zug warteten. Alle waren sehr aufgeregt und erzeugten einen riesengrossen Lärm. Im Wartsaal konnten lange nicht alle einen Sitzplatz finden, was Anlass gab zu einem tollen Spiel. Es entstand eine Art «Sesseltanz». Man zog und stiess sich von einer Seite zur andern. Wer Glück hatte, setzte sich auf die Bank, und jeder freute sich dabei, dass der Zug mit den reservierten Wagen ganz ordentlich verspätet eintraf. Von

Müdigkeit keine Spur! Alle hätten dieses selbst erfundene Spiel gerne noch lange Zeit weiter gespielt.

Ich war sehr erleichtert, als kurz vor Mitternacht alle Schüler wohlbehalten in Dietikon den Zug verlassen konnten. Es gehörte damals zu einer währschaften Schulreise, dass sie früh morgens begann und erst spät in der Nacht endete. Alles andere wäre keine rechte Schulreise gewesen! Viele der Kinder hatten die Wanderung barfuss zurückgelegt. Zwischen Spreitenbach und Dietikon wurde zur grossen Freude der Schüler offiziell verkündet, dass der Schulunterricht am Tag nach der Schulreise ausnahmsweise eine Stunde später beginnt.

Händedruck vom Lehrer

Jede Schülerin und jeder Schüler bekam am Schluss noch einen Händedruck von den Lehrkräften mit dem Ausspruch: «En Gruess diheim, und es sig schön gsi!» Auch der Heimweg so spät in der Nacht durchs Dorf Dietikon, oder mit dem Fahrrad nach Urdorf, war für viele ein weiterer wichtiger Teil der unvergesslichen Schulreise. Doch darüber hatte die Lehrerschaft keine Kontrolle mehr. Viele der jugendlichen Wanderer wurden daher von ihren Eltern am Bahnhof abgeholt.



Emanuel Pasternak war der Herr des Geldbeutels.

FOTO: E

Schon am folgenden Tag, am Sonntag, den 15. Juni 1997, fand man mich bei der „Kantonsschule Zürcher Unterland“ (KZU) in Bülach, wo die jublierende örtliche Trachtengruppe (50 Jahre) den kantonalen **Volkstanzsonntag** mit der Hilfe des Ländlerquartetts „Vetsch-Marty“ durchführte. Es war ein heisser, sonniger Tag, und als ich am Abend mit der Haarbürste über meine Glatze fuhr, bemerkte ich mit Schmerzen, dass die Sonne sie ganz ordentlich verbrannt hatte. Das Tanzprogramm des Fests bestand schwergewichtig aus neuen, wenig beherrschten Tänzen.

Im Haus und im Garten der Familie Hüscher, Holzmattstrasse 4, Dietikon, fand am 20. Juni 1997 ein sogenannter „**Hochzeitsapéro**“ statt, zu dem auch die Nachbarn mit einer mehrfarbigen, bebilderten Muster-Computerarbeit eingeladen worden waren. Zwei grosse, gelbe, zeltartige Vorbauten verbanden Wohnraum und Garten, wo sich etwa dreissig mir völlig unbekannte Personen unterhielten. Ich gratulierte dem Brautpaar „Sylvia und Ueli“ und verabschiedete mich nach wenigen Minuten wieder. Ich weiss nicht einmal, wie der Familienname der Brautleute lautet. Hat sich da ein Sohn oder eine Tochter verlobt?

Der Gemeindestubenverein Dietikon ermöglichte mir, mit der neuen Aktuarin Frau Bühlmann und mit der Quästorin Frau Nikles die **Jahresversammlung der GASTA** vom 2. Juli 1997 in der Kulturmühle Lützelflüh, Emmental, zu besuchen. Die Delegierten aus der ganzen Schweiz trafen sich um 09.50 Uhr beim Bahnhof Burgdorf und fuhren mit einem Car zur interessanten Kulturmühle. Die Jahresversammlung im Parterre neben dem sich leise drehenden Mühlrad dauerte von 10.15 bis 11.45 Uhr. Ausser den üblichen Geschäften, geleitet von Rosmarie Michel und Barbara Erb, gab vor allem der schwere Stand des Hotels Zürichberg und der alkoholfreien Hotelbetriebe in den Ferienorten Lugano und Arosa etc. zu diskutieren.

Im allgemeinen Restaurationsbetrieb soll die Alkoholfreiheit beibehalten werden, es wird aber erwogen, in geschlossenen, privaten, vor allem geschäftlichen Tagungen das Alkoholverbot leicht zu lockern, um so den Fortbestand der alkoholfreien Hotels zu ermöglichen.

Der Apéro fand im Freien, das Mittagessen im ersten Stock der Kulturmühle statt. Anschliessend erzählte **Fritz von Gunten** etwas über „*Essen und Trinken bei Jeremias Gotthelf*“. Etwa um 14 Uhr konnte am Selbstbedienungsbuffett die berühmte „Emmentaler Meringue“ bezogen werden. Bis man sich um 16.15 Uhr beim Bahnhof Lützelflüh zur Rückfahrt im Car nach Burgdorf besammelte, blieb genügend Zeit zu einem Spaziergang durch „**Lützelflüh im Gotthelfjahr**“ (Kirche, Gotthelf-Gedenkstein, Gotthelf-Museum, Skulpturenweg mit 30 Skulpturen unter freiem Himmel, alle von Schweizer Künstlern zu Gotthelfzitatzen).

Mit der verbilligten SBB-Tageskarte, die sonntags schon vor 09.00 Uhr gültig ist, reiste ich am 22. Juni 1997 nach Steffisburg. Am Nachmittag fuhren Mirjam und Karl mit mir im Auto nach **Trubschachen** zur aufsehenerregenden Kunstaussstellung in den beiden Schulhäusern.

Eine grosse Turnhalle war gefüllt mit wunderschönen Originalgemälden von **Albert Anker**, die alle Besucher stark beeindruckten. Vielen weitem Künstlern bis zur Gegenwart stand jeweils ein ganzes Schulzimmer in einem der beiden Schulhäuser zur Verfügung. Der Aufsatz von **Hans Baumann** im „Kleinen Bund“ vom 21. Juni 1997 schildert die aussergewöhnliche Gemäldepräsentation recht gut, weshalb ich den Zeitungsartikel und die Einladung kopiere und hier als Seite 1677 und 1678 diesem Tagebuch beifüge

Da meine SBB-Tageskarte ja nur einen Tag lang zu Fahrten mit den öffentlichen Verkehrsmitteln berechtigte, musste ich am gleichen Abend noch nach Dietikon zurückreisen. Kurz vor Mitternacht traf ich zu Hause ein.

Die **Juni-Seniorenwanderung** führte am 24. 6. 1997 von Kollbrunn über Unter-Schlatt und Ober-Schlatt zum Restaurant Guebwilmlüli und nach dem Mittagessen durchs Farenbachtobel nach Elgg. Erwähnenswert ist vor allem mein „Spurt“ am frühen Morgen. Der auf 06.00 Uhr gestellte Wecker hatte versagt. Ich schlief daher wunderbar, bis um 06.45 Uhr mein Schlafzimmer-Radio wie jeden Tag Musik erklingen liess. Doch ach, wir sollten uns ja schon um 06.45 Uhr am Bahnhof Dietikon versammeln, und ich lag noch friedlich in meinem Bett. Hurtig schlüpfte ich in meine Hosen,

Der kleine Bund

KULTURBEILAGE ZUM «BUND» VOM SAMSTAG, 21. JUNI 1997, NR. 142

HANS BAUMANN

Immer wieder ist es bewundernswert: Grosse Teile der Bevölkerung von Trubschachen beteiligen sich an der Organisation und Durchführung einer Gemäldeausstellung, welche Besucherinnen und Besucher in Scharen anzieht. *Bund, 21.6.97*

Auftakt mit Anker

Im Schulhaus Hasenlehn setzt sie diesmal mit einem Schwerpunkt ein, mit 27 Werken von Albert Anker, welche die Lebensalter von der Geburt zum Tod abschreiten und die Gesellschaft wie deren Aussenseiter darstellen.

Schon hier zeigt sich, was man als Trubschachener Methode bezeichnen könnte: Besucherinnen und Besucher werden bei Bekanntem abgeholt und allmählich zum weniger Gewohnten hingeführt.

Dies geschieht nicht nur durch geläufige Stilrichtungen, sondern auch durch Motive, die vom Alltag her vertraut sind und durch die sich die Werke der verschiedenen Künstler miteinander in Verbindung bringen lassen.

Der Lebensbogen

So führt der Weg von Anker weiter zu Max Buris Menschendarstellungen aus der bäuerlichen Welt und zu Ferdinand Hodler, wo vom Bildnis von Augustine Dupin mit seinem Sohn Hector bis zur sterbenden Valentine Darel ebenfalls der Spannungsbogen des menschlichen Lebens und zugleich der künstlerische Weg des Malers sichtbar werden, dieser auch durch eindrückliche Landschaften.

Mit Edouard Vallets Bergbildern und Dorfszenen kommt, was bewusst angestrebt wurde, eine andere Landesgegend in den Blick, das Wallis; es wird aber auch auf einen bedeutenden, zu wenig beachteten Maler aufmerksam gemacht.

Es folgen Werke, die einem weniger kunstgewohnten Publikum, an das man sich besonders richtet, auf Anhieb kaum leicht zugänglich sein mögen; um so wichtiger, dass auch sie im Sinne einer Herausforderung gezeigt werden.

Dies gilt schon für die verhaltene Malweise und Farbigkeit von René Auberson, doch mag hier das Inhaltli-

che eine Brücke zum Verständnis schlagen. Eine Kostbarkeit bildet die Werkgruppe des kaum bekannten Wilhelm Schmid, dessen Bilder aus den zwanziger Jahren mit ihrer eigentümlichen Farbigkeit zwischen magischem Realismus und *pittura metafisica* angesiedelt sind.

Eigenwillig nicht nur als Künstlerin, sondern auch als Mensch war Carlotta Stocker, ein Beispiel dafür, dass neben dem Werk auch biographische Momente die Auswahl bestimmen haben.

In die Gegenwart

Mit Robert Indermaur gelangt man in die Gegenwart. Der Bündner Künstler hat die meisten Bilder im Hinblick auf die Ausstellung gemalt, eine Art *Comédie humaine*, in der die Menschen auf der Suche nach ihrer Identität zu sehen sind.

Auch der Berner Rolf Iseli hat die Auswahl seiner Arbeiten selbst getroffen. Formal hebt er sich deutlich von den übrigen Malern ab, doch durch die

Themen Mensch und Landschaft ergeben sich wiederum innere Bezüge.

Im Dorfschulhaus begegnet man fünf Malerinnen und Malern, die auf persönliche Art eine traditionellere Bildsprache vertreten und damit deren Vielfalt sichtbar machen: Helene Pflugshaupt, Max Hunziker, Fritz Pauli, auch er ein zu Unrecht fast Vergessener, Eugen Fröh und Paul Freiburghaus. Mit seinen Landschaften aus dem Emmental schliesst sich der Kreis, denn schon im Schulhaus Hasenlehn sind im Eingangsbereich Arbeiten von Emil Zbinden, Werner Gfeller und Fritz Ryser mit diesem naheliegenden Motiv zu sehen.

Die innere Welt

Überblickt man die Ausstellung, mag die Frage auftauchen, wodurch sie denn zusammengehalten werde. Der Präsident des Kulturvereins, Oscar A. Kambly, und die Gruppe, die für das Konzept verantwortlich ist, Ueli Berger, Margrit Naef und Hans Perren, geben die Antwort – ein Zitat von Jeremias Gotthelf: «Die innere Welt, das Allerheiligste im Menschen, ist die unsichtbare Werkstätte, aus welcher das äus-

sere Leben tritt; sie zeigt auch vor Gott über des Menschen Wert und Bedeutung.»

Nicht um eine inhaltliche oder formale Thematik geht es also in erster Linie, sondern um eine Haltung. Ausgewählt wurden Künstlerinnen und Künstler, bei denen die ernsthafte Suche nach dem Wesen des Menschen und seiner Welt spürbar ist. Dass dabei nur eine zahlenmässig sehr beschränkte Auswahl berücksichtigt werden konnte, versteht sich von selbst.

Beeindruckend ist trotzdem der Reichtum an inhaltlichen und gestalterischen Lösungen, der dadurch erfahrbar wird, aber ebenso die künstlerische Qualität der Bilder, von denen viele sonst selten oder nie in der Öffentlichkeit zu sehen sind. So wird die Ausstellung nicht zuletzt zu einem Fest von herrlicher Malerei, das auch erfahrene Betrachterinnen und Betrachter anziehen vermag.

Die Ausstellung ist heute Samstag, von 13 bis 21 Uhr und anschliessend bis zum 13. Juli täglich von 10 bis 21 Uhr geöffnet.

Ansichten
einer
inneren
Welt

*Heute wird im Emmentaler Dorf Trubschachen die 15. Gemäldeausstellung eröffnet,
die hervorragende Schweizer Kunst von Albert Anker bis heute zeigt.*



me im Ateliergarten» aus dem Jahre 1917 in Trubschachen.

KUNSTMUSEUM SOLOTHURN, MÜLLER-DÖBI-STIFTUNG

Einladung zur 15. Gemäldeausstellung Trubschachen

Bald ist es wieder soweit, vom 21. Juni bis 13. Juli 1997 öffnet die 15. Gemäldeausstellung Trubschachen ihre Türen. Erneut ermöglicht die Begeisterung der Dorfbewölkerung, der Künstler, der privaten und öffentlichen Leihgeber sowie aller Freunde und Besucher das Erlebnis «Schweizer Maler» in Trubschachen. Entsprechend unserem Leitbild möchten wir «die Kunst dahinbringen, wo das Leben ist» und bei uns im Emmental wieder zur Auseinandersetzung mit Kunstwerken, den darin enthaltenen Werten und Anschauungen anregen.

Die Gemäldeausstellung Trubschachen 1997 setzt sich aus Anlass des 200. Geburtstages von Jeremias Gotthelf zum Ziel, dessen Botschaft und reiches Vermächtnis am Beispiel von Schweizer Malerinnen und Malern sichtbar zu machen, welche von denselben Leitmotiven beseelt waren bzw. sind. Ein Gotthelf-Zitat diene als Leitmotiv: «Die innere Welt, das Allerheiligste im Menschen, ist die unsichtbare Werkstätte, aus welcher das äussere Leben tritt; sie zeugt auch vor Gott über des Menschen Wert und Bedeutung.» Des Schriftstellers Glaube an die Einheit von Himmel und Erde, von Glück und Leid, das tief Menschliche und zu jeder Zeit aktuelle Suchen nach Erkennen und höheren Werten, spricht ebenso aus Werken der bildenden Kunst.

Im Konzept der Ausstellung haben wir uns bemüht, sich diesem Geiste, den uns der Schriftsteller ins Bewusstsein gerufen hat, zu nähern und so den Besuchern ein bleibendes Erlebnis zu vermitteln. Es werden Werke gezeigt von:

Albert Anker (1831–1910) Max Buri (1868–1915) Edouard Vallet (1876–1929) Ferdinand Hodler (1853–1918)
René Auberjonois (1872–1957) Wilhelm Schmid (1892–1971) Robert Indermaur (*1947) Rolf Iseli (*1934)
Carlotta Stocker (1921–1972) Helene Pflugshaupt (1894–1991) Fritz Pauli (1891–1968) Max Hunziker (1901–1976)
Paul Freiburghaus (*1932) Eugen Früh (1914–1975)

Trubschachen freut sich auf Ihren Besuch und heisst Sie im Emmental herzlich willkommen!

Kulturverein Trubschachen

Trubschachen vous invite à sa 15^e Exposition de peinture

Le moment sera vite arrivé où, du 21 juin au 13 juillet 1997, la 15^e Exposition de peinture ouvrira ses portes à Trubschachen. Une fois de plus, l'enthousiasme de tout un village, des artistes, des propriétaires privés et publics ainsi que de tous les amis et visiteurs va permettre de revivre l'événement que constitue l'exposition «Peintres suisses». Fidèles à notre philosophie, qui est de «rapprocher l'art des lieux d'existence», nous souhaitons susciter parmi la population de l'Emmental une rencontre avec certaines œuvres, de même qu'avec les valeurs et visions qu'elles expriment.

A l'occasion du 200^e anniversaire de la naissance de Jeremias Gotthelf, l'Exposition de peinture de Trubschachen, cuvée 1997, aura pour but de mettre en évidence le message et l'héritage puissant que l'illustre écrivain nous a laissés, utilisant à cet effet la participation de peintres suisses qui furent ou sont encore transcendés par les mêmes idées-forces. Une phrase-clé de J. Gotthelf a été choisie comme leitmotiv: «Le monde intérieur, le sanctuaire de l'être, est le creuset invisible d'où jaillit la vie extérieure; elle témoigne également devant Dieu de la valeur et de la signification de l'homme.» La foi de l'écrivain en l'unité du ciel et de la terre, du bonheur et de la souffrance, du profondément humain et de la recherche, à toute époque présente, du sens de valeurs supérieures, transparait aussi dans les œuvres de l'art créatif.

En concevant l'exposition, l'effort a été de s'approcher de cet esprit que J. Gotthelf a voulu éveiller en nous et, ce faisant, d'en laisser aux visiteurs un souvenir vivant. Les œuvres des artistes suivants seront exposées:

Trubschachen se réjouit de votre visite et de vous souhaiter la bienvenue en Emmental!

Centre culturel de Trubschachen



Unten ist ein Streifen weg-
geschnitten mit „Max Böttz“
1913“

hängte den bereitgestellten Rucksack um und rannte, so schnell ich konnte, zum Bahnhof, den ich erreichte, als keine Wanderer mehr auf dem Bahnsteig standen. Die ganze Seniorengruppe sass bereits gemütlich plaudernd im Zug, der fahrplanmässig um 07.02 Uhr eingetroffen war. Niemand stellte fest, dass ich ohne Morgentoilette und ohne Frühstück im Magen bei der Gruppe eingetroffen war.

An der Thur studierten wir bei einigen Stationen die interessanten Angaben des Thur-Flusslehrpfads, bewunderten später in einem Tobel die „Teufelskirche“ und einige sehenswerte Wasserfälle. Die beiden wichtigsten Dinge einer solchen Seniorenwanderung sind aber die frische Luft und die ausdauernde Körperbewegung, die den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen ganzen Tag lang verschafft werden.

Das Fest „**Zwanzig Jahre Jugendmusikschule Dietikon**“ wurde am 5. Juli 1997 von morgens zehn Uhr bis Mitternacht gefeiert. Da es sehr stark regnete, verzogen sich um zehn Uhr die anwesenden Gäste zur Begrüssungsrede Frau Schenks in einen zeltartigen Anbau des Bauernhauses, das sich vis-à-vis der neuen Musikschule, des ehemaligen Arzthauses Grendelmeier, an der Bühlstrasse, befindet. Als Verfasser der Vorgeschichte, d.h. des Neujahrblatts von 1987, wurde auch ich in der Rede erwähnt. Ausser Frau Schenk, der Schulleiterin, meldeten sich auch Stadtpräsident Hans Bohnenblust, sowie der Architekt des Umbaus, Robert Iten, zum Wort. Die umgebaute Villa Grendelmeier konnte anschliessend besichtigt werden. Den ganzen Tag fanden Führungen, Workshops, Informationen, Probelektionen, Rundfahrten, etc. statt und am Abend im Saal des Stadthauses ein grosses von der Lehrerschaft der Musikschule gegebenes Konzert. Herr Peter Bühlmann bereicherte diesen Grossanlass mit einer originellen Jubiläumsansprache. Ob um Mitternacht das vorgesehene Feuerwerk abgebrannt wurde, weiss ich nicht.

Zur **Schlussfeier des Schuljahrs 1996/97**, die am 8. Juli 1997 wieder im Schützenhaus Reppischtal durchgeführt wurde, waren wie jedes Jahr ausser den Behördemitgliedern die Jubilare, die wegziehenden und die pensionierten Lehrkräfte eingeladen. Schulpräsident Buchli nahm die verschiedenen Ehrungen vor, verriet aber nicht allzuviel vom gegenwärtigen Schulbetrieb. Vor Mitternacht brachte ich zwei in Zürich wohnende Lehrkräfte mit dem VW zum Bahnhof Dietikon.

Schon lange vor den Sommerferien begann der Rummel mit meinem „**halbrunden**“ **Geburtstag**. Ich hatte selbst ein wenig dazu beigetragen, indem ich da und dort bekanntgab, ich könne nächstens meinen **85sten Geburtstag** feiern. Natürlich wollten dann verschiedene Leute das genaue Datum wissen, worauf ich stets erklärte, ich hätte am gleichen Tag Geburtstag wie der Zürcher Dichter Gottfried Keller (1819 bis 1990).

Die *Senioren-Volkstanzgruppe Dietikon* schenkte mir Blumen, Kuchen sowie Reka-Reisegutscheine im Wert von Fr. 150.-, und Rosmarie Kamber brachte zur Melodie „Meiteli wänn du witt go tanze...“ drei auf mich gemünzte Strophen vor, die sie mit der Gitarre begleitete:

1. „Fraue, wänn er wänd go tanze / ladet nu de Karl Klenk y./ Zerscht en Schwyzer, dänn en andre, alli werdet zfride sy. (Refrain: Zoge, zoge, zogen am Boge, tanzen isch en gesunde Sport, und wä mir so zäme tanzet, flüget alli Sorge fort ... jä, jä, jä, jä, ... flüget d`Sorge fort.“
2. „Tanze, das isch euses Läbe / macht eus fröhli und au gesund. Schwänke, hopse und au dräie, Achtig, Fraue, jetz gahts rund“
3. „Zu dim 85-zgische wünschted mer der alles Gueti hüt. Blyb schön glücklich und au zfride und tanz no e Wyli wyter---- und tanz no e langi Zyt“

Schon zu Beginn des Jahres 1997 traf ich selbst auch Vorbereitungen für zwei Festanlässe.

Erstens für ein Fest am Sonntag, 20. Juli 1997, mit meinen nächsten Verwandten. Die lud ich ein, bevor irgend jemand auf den Gedanken kommen konnte, mich einzuladen. Da ich aber bei mir zu Hause keine Gesellschaft bewirten kann, musste ich schon im Januar ein geeignetes Lokal suchen und möglichst früh Einladungen versenden, um festzustellen, wer in der Ferienzeit zu meinem Fest kommen kann. Um planen zu können, musste natürlich auch das Gasthaus die Zahl der Teilnehmer und unsere Wünsche rechtzeitig erfahren.

Zweitens für ein Gartenfest an einem schönen Sonntagnachmittag mit meinen Nachbarsleuten. Vier Paare, d.h. mindestens acht Personen sollten zum „Plausch“ eine Quadrille oder einen Squaredance erlernen. Ich mähte also jede Woche die benötigte Fläche und ebnete sie mit Komposterde sorgfältig aus.

Dieses Gartenfest wurde bereits auf der Seite 1674 beschrieben, noch nicht aber verschiedene weitere Geburtstagsaktionen, wie z.B. die, welche mich in der **Sing-, Musizier- und Volkstanzwoche Wildhaus** überraschte. Diese musische Woche wurde vom 12. bis 19. Juli 1997 durchgeführt. Erstmals hatte ich mich für die vegetarische Verpflegung angemeldet, was den Vorteil hatte, dass ich alle Mahlzeiten im neuen, kleinen und etwas ruhigeren „Stübli“ einnehmen konnte und so vom Lärm des grossen Speisesaals verschont blieb. Die vegetarischen Mahlzeiten waren ganz vorzüglich, und ich beschloss, nach der Singwoche auch von der Stadtküche Zürich die vegetarische Verpflegung zu bestellen und auszuprobieren.

Dieses Jahr waren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus organisatorischen Gründen in gleich grosse Gruppen eingeteilt, die nach verschiedenen Vogelarten benannt waren. Ich gehörte zu den Wandervögeln (Namensschild und Tischkärtchen dunkelgrün). Es gab aber auch Papageien (rot), Spassvögel (lila), Pfauen (gelb), Schwäne (blau), Hühner (hellgrün) und Nachtenten (braun).

In den Singstunden, geleitet von Ueli Trautweiler, wurde vor allem lateinisch gesungen. Was er vorbrachte, war für die Durchschnittsteilnehmer zu schwierig, doch er rettete alles dank seiner sicheren Stimme. Das grosse Orchester der Erwachsenen unter der Leitung von Daniel Spörri spielte Frank Martin und Ivanovici („Donauwellenwalzer“). Der Volkstanz wurde von Andreas Wirth und dem Ehepaar Susmann betreut. Ich hatte gehofft, niemand wisse, wann genau mein Geburtstag ist, doch ach, irgend jemand hatte ausgeplaudert, dass ich ihn wie Gottfried Keller (19.7.1819 bis 15.7.1890) am 19. Juli, also am letzten Tag der Singwoche, feiern werde. Das veranlasste die Kindergärtnerinnen, die mit den Kleinen ausser den Schnäbeln und den Flügeln, die sie für ihr Spiel benötigten, auch einen etwa zehn Meter langen und siebenzig Zentimeter breiten Packpapierstreifen bemalen und beschriften zu lassen. Jedes der 53 Kinder trug ein Bild bei. Da waren Häuser, Berge, Bäume, Sonnen, Monde, Sterne, Tiere aller Art, Kinder, Fahrzeuge, Spielsachen, Kuchen und Getränke aber auch Glückwünsche in verschiedenen Sprachen. Diesen langen Streifen, ihre Arbeit einer ganzen Woche, trugen die Kinder während des Morgenessens am Samstagmorgen, jedes hinter seinem Bild, langsam und feierlich an mir vorbei. Natürlich sangen sie auch „Happy birthday...“, und hintennach folgten, sich an den Schultern haltend, die 73 Erwachsenen. Ein Teil des Kuchens, der als Dessert für das Mittagessen vorgesehen war, wurde hereingetragen, geschmückt mit 85 brennenden Kerzen, die ich nun ausblasen sollte. Ich bat die Kleinsten, herbeizukommen und mir zu helfen. Als sie dicht gedrängt nahe beim Meisterwerk des Konditors standen, kommandierte ich: „Achtung - fertig -los“, und mit einem einzigen gewaltigen Luftstoss waren alle Kerzen ausgelöscht, was mit grossem Applaus verdankt wurde.

Am freien Nachmittag, bei schönstem Wetter, wanderte ich ganz allein und ohne ein einziges Mal anzuhalten zwei Stunden lang bergauf, Richtung Schafberg. Dann rastete ich zehn Minuten lang und kehrte dann auf einem sehr steilen Weg durch eine Schlucht nach Wildhaus zurück. Es blieb mir gerade noch genügend Zeit, um vor dem Nachtessen kurz zu duschen.

Da die Wildhauser Singwoche sehr viele Hilfskräfte für die Flötengruppen, die verschiedenen Orchester und die Kinderbetreuung benötigt, wird der Kursbeitrag recht hoch, was für Familien mit mehreren Kindern finanziell kaum mehr tragbar ist. Es wurde daher beschlossen, einen Verein zu gründen, der einzig den Zweck hat, Geld zusammenzubringen, um kinderreichen Familien die Teilnahme an der Woche zu ermöglichen.

Als ich am 19. Juli 1997 von Wildhaus nach Dietikon zurückkehrte, fand ich auf meinem Wohndiellentisch u.a. viel Geburtstagspost. Familie Schaeren hatte mir jeden Tag den Briefkasten geleert und die Post auch sofort sortiert. Die Briefe waren schön sauberlich aufgeschichtet, daneben die Zeitungen in chronologischer Reihenfolge, und auf einem dritten Haufen lagen die vielen Reklamedrucksachen. Auf meinem Stubentisch erwartete mich sogar ein mit farbigen Seidenpapierrüschen verzierter Gugelhopf von Familie Schaeren. Natürlich setzte ich mich zuerst hinter die vielen mehr oder weniger inhaltsreichen Briefe, die Geburtstagswünsche aus dem In- und Ausland, von Verwandten und Bekannten.

Auf den 20. Juli 1997 hatte ich meine engsten Verwandten zu einem gemeinsamen **Mittagessen ins Hotel Zürichberg** eingeladen. Schon ein halbes Jahr vorher hatte ich mit den Vorbereitungen begonnen, wanderte nach einem Kurs in Oerlikon mit dem Stadtplan in der Hand zum Waldrand am Zürichberg und weiter bis zum alkoholfreien Hotel, das sich in der Nähe des Zürcher Zoos befindet. Die Leiterin des Hotels, Frau Brigitte Düsel, reservierte mir den Raum „Kakadu“ und

offerierte mir ein Menü zu Fr. 32.- pro Person. Da das Fest in den Sommerferien stattfinden sollte, war die Zahl der Teilnehmenden lange Zeit ungewiss, was viele Telefonate notwendig machte.

Wir waren aber schliesslich doch 19 Personen, davon zwei Kleinkinder, Rico Wyler, geb.18.1.95, der Sohn von Hans, der mit seiner übrigen Familie in Amerika weilte, und der ganz kleine Sohn Sven, geb.28.1.97, von Marlis Wyler. Die übrigen Teilnehmer waren, ausser mir meine Schwester Martha Altorfer-Klenk, meine Schwägerin Trudi Wyler, Mirjam und Käri Klenk mit Joachim, Adrian und Joel, Brigitte und Ueli Klenk mit Daniela und Barbara, Rägi Gubler-Altorfer, Peter Loppacher, Marlis Wyler mit den Kleinkindern, Evi und Peter Manz-Leuthold. Die zuletzt Genannten lud ich ein, weil Eva Manz meine Patentochter ist.

Schon zu Beginn des Mittagessens begann die Familie aus Steffisburg mit der ersten Produktion. Alle fünf beteiligten sich an der vorgebrachten fröhlichen **Volksmusik**. Joel z.B. spielte auf seiner Trompete, und Adrian auf seiner Gitarre. Mirjam und Karl flöteten, während Joachim den Takt angab. Das Mittagessen bestand aus Tomaten-Mozzarellasalat mit Balsamicovinaigrette, Kalbsnierensteak mit grüner Pfeffermousseline, Röstikroketten und marktfrischem Gemüse, und als Nachtisch wurde der leckere „Coupe Kiebitz“ serviert.

Obwohl ich im Einladungsbrief deutlich geschrieben hatte: „Ich bitte Euch, ausser allfälligen verbalen oder musikalischen Beiträgen nichts mitzubringen“, trafen doch Geschenke aller Art ein. Da waren z.B. Beiträge zur Tischdekoration, d.h. prächtige Blumen von Meilen und von Steffisburg. Ich selbst hatte die Tischkärtchen und für jeden Platz dunkelrote Malvenblüten und dunkelgrüne Eibenzweige mitgebracht. Schwester Martha Altorfer-Klenk schenkte mir ein Paar selbstgestrickte wollene Socken und Cornelius Altorfer, ihr einziger Sohn, trug dazu in witziger Weise die folgenden Verse vor: *„Fest ist heute / grosse Meute. / fünfundachtzig und gesund / Karl ist schlank, nicht rund. Trotz fortgeschrittenem Alter / ist noch sportlich halt er. / Karl liegt nicht auf Ranzen, / geht archivieren, geigen, tanzen, schnell marschieren, wandern, schneller noch als alle andern. Auch wenn Weg nicht führt durch Sumpf, strapaziert wird doch der Strumpf. Regengüsse, kalte Füsse, deine Socken kaum mehr trocken. gibt's ein Loch, sind sie halt - die Zehen - kalt. Zieht's im Schuhe? Jetzt gibt's Ruhe, kannst frohlocken: neue Socken. (Wenn sie jucken - drauf musst spucken). Warmer Fuss, trotz Regenguss, so schmeckt viel besser 's Apfelmus.“*

Die Familie Manz-Leuthold, Eva und Peter mit Karin und Thomas, hatte ich, weil Eva, geb. 1945, meine Patentochter ist, auch eingeladen,. Leider konnten ihre Tochter Karin (Sekundarlehrerin und Violinistin) und ihr Sohn Thomas wegen Ferienabwesenheit nicht kommen. Seit Marias Tod wurde ich von Eva mehrmals zum Nachtessen in ihr Reihenhaus an der Lehenstrasse in Zürich eingeladen. Auch Peter Manz, Ingenieur, meldete sich während meines Geburtstags-Mittagessens zum Wort und trug im Namen seiner Familie zur Unterhaltung bei. Dass man nichts mitbringen sollte, hatte die Familie Manz übersehen oder bewusst missachtet. Ich bekam im Laufe der Tischrede zwei interessante **Bücher** und einen **Kirschbaum**, den ich natürlich nicht in den Zoo und anschliessend ins Tram und in den Zug mitnehmen konnte. Das veranlasste Eva und Peter, mit ihrem Auto nach Dietikon zu fahren, um den Baum in meinen Garten zu stellen.

Auch Regula Gubler-Altorfer brachte ein Geschenk. Mit allen Anwesenden organisierte sie einen lustigen **Sitztanz** und übergab mir anschliessend die dazu gehörende Tanzbeschreibung und das Tonband.

Nach dem Mittagessen wanderten wir zum **Zoo**, in dem viele Neuerungen beobachtet werden konnten. Vor allem lustig war die Familie der Brillenbären. Ein junger übermütiger Bär erkletterte eine hohe Tanne und hatte die grösste Mühe, wieder herunter zu kommen, was aber seine Mutter gar nicht kümmerte

Hoffentlich hat mein Geburtstagsfest allen Beteiligten einigermaßen gefallen. Die Abrechnung sieht so aus: Vorbereitung Fr. 22.-, Essen Fr. 667.-, Zoo Fr. 168. Das ergibt ein Endtotal von Fr. 857.-. Die Erinnerung an den schönen Tag, aber auch das Glück, so alt und so gesund zu sein, beides ist viel mehr wert.

Mein Geburtstag wurde auch im Seniorenorchester Baden bei einem „Monatshöck“ gefeiert. Da keiner der Organisatoren meine drogenfreie Lebensweise vermutete, schenkte man mir eine Flasche teuren Wein mit dem folgenden Gedicht: *„85 Nimmst Du täglich Deinen Tropfen, wird Dein Herz stets freudig klopfen; wirst im Alter wie der Wein stets begehrt und heiter sein.“* Als wir das Probenlokal verlassen hatten, zeigte ich mein Geschenk und den Trinkvers Verena Schmid, der Präsidentin des Dietikoner Blaukreuzvereins, die im Seniorenorchester Baden als Bratschistin mitwirkt, und wir hatten dabei viel zu lachen. Bei Maria Wernle, der Präsidentin des Seniorenorchesters, bedankte ich mich für die Anteilnahme und das Wohlwollen und erläuterte ihr meinen Fall. Ich erklärte ihr, dass ich gewöhnt

sei, solche wohlgemeinte Geschenke mit Humor entgegenzunehmen und an den ehemaligen Blindenlehrer Ernst Schaufelberger weiterzugeben, der mir jeweils gerne den Wein in Traubensaft umtausche....und Maria Wernle zeigte viel Verständnis. Ihr Begleitbrief zum Geschenk mit sechszwanzig Unterschriften lautet: *„Lieber Karl. Schon heute gratulieren wir Dir zu Deinem markanten Geburtstag und wünschen von Herzen Glück und Segen. Wir freuen uns, dass Du zu uns Musizierenden gestossen bist und Dich wohl fühlst in unserem Kreise. Offenbar hast Du es zeitlebens verstanden, mit Musik, Volkstanzen, Schreiben u.a.m. beste aller Medizinien auszuwählen, die Dich allesamt geistig, seelisch und körperlich rege und fit erhalten. Dies möge noch lange so bleiben. Mit allen guten Wünschen für ein frohes Geburtstagsfest und auf viele gute und gesunde Jahre. Deine Kolleginnen und Kollegen vom SENIOREN-ORCHESTER.*

NB. Das **Rauchen** gab ich in der Studentenkolonie Ausserberg 1920 auf, als einer behauptete, ich sei nikotinsüchtig, und siehe da, ohne Zigaretten und ohne Tabakpfeife fühlte ich mich viel besser. Mit dem **Trinken alkoholischer Getränke** begann ich dank Lehrer Stalder, dem Hoffnungsbundleiter in Meilen, überhaupt nicht. Er konnte mich schon im Primarschulalter überzeugen, dass Alkoholgenuss in jeder Form und in jeder Menge gesundheitsschädlich ist, so dass ich es nicht einmal nötig hatte, mich einem Abstinenzverein anzuschliessen. Als ich später im Leben feststellte, dass **Kaffee** nicht nur aufmuntert, sondern auch Herzzucken und Herzklopfen verursacht, verzichtete ich auch definitiv auf Koffein. Seit mindestens zwanzig Jahren rührte ich keinen Kaffee mehr an, und ganz schwachen **Schwarztee** brauche ich nur in ganz kleinen Mengen und nur, wenn ich wieder einmal den Magen verdorben habe.

Der zweite von mir selbst organisierte Geburtstagsanlass war also das **Gartenfest** mit meinen Nachbarn des Holzmattquartiers, auf das ich noch einmal zurückkommen muss, siehe auch Seite 1674. Zuerst dachte ich, die Einübung der Squarefigur eigne sich gut als Vorbereitung zur Quartier-Erstaugustfeier, denn in dieser Figur wird ja ein richtiges „Schweizerkreuz“ getanzt. Diese Figur sollte aber schon vor dem 1. August von einer kleinen Gruppe erlernt werden. Der 1. August fiel 1997 auf einen Freitag, und ich wäre alsdann wieder einmal in Dietikon anwesend, denn die Singwoche fand ja vorher und die Tanzwoche nachher statt.

Doch ach, die Zeit verstrich. Das Wetter, besonders an den Wochenenden, war stets regnerisch, und als es endlich besserte, war ich in der Sing-, Musizier- und Volkstanzwoche Wildhaus. Der August-Tanz konnte also nicht vorbereitet werden. Da beschloss ich, das Tanzfest in meinem Garten am erstbesten sonnigen Sonntagnachmittag ganz unabhängig vom Nationalfeiertag durchzuführen.

Nach einer ersten Orientierung von Mitte Januar 1997 schickte ich meinen Nachbarn einige Monate später eine Einladung auf Freitagabend, 23.5.1997, 20Uhr, zu einer kurzen Besprechung von etwa zwanzig Minuten. In meiner Wohnstube erklärte ich den zwölf anwesenden Personen, der vorgesehene Volkstanz müsse 1997 auf alle Fälle, d.h. unabhängig von 1. August, in meinem Garten auf dem vorbereiteten Wiesenstück getanzt werden, und zwar zur Feier meines halbrunden Geburtstags. Die ganze Veranstaltung dürfe aber niemanden auch nur einen einzigen Rappen kosten. Es brauche nur die Anwesenheit von mindestens acht Personen, trockenes Wetter und frohe Stimmung. Ich war überzeugt, dass diese kleine Quartierveranstaltung bestimmt für alle Beteiligten ein „Plausch“ werde, für die Tanzpaare beim Erlernen, für mich beim Instruieren des Tanzes.

Da alle mit meinem Vorschlag einverstanden waren, beschlossen wir ein Alarmsystem. Sollte an einem Samstag der Wetterbericht für den Sonntag gut und der Termin auch sonst günstig sein, dann würde ich auf der Strassenseite meines Einfamilienhauses die grosse Schweizerfahne hinaushängen. Einige Tage später verteilte ich das beiliegende Protokoll mit den folgenden Grundsätzen und Beschlüssen:

„A. Eingeladen ist jedermann. Auch Kinder dürfen mitkommen, zusehen oder vor meiner Haustüre spielen.

B. Der Anlass darf keinen Rappen kosten, d.h. nichts mitbringen, nur kommen und fröhlich mitmachen.

C. Ich garantiere, dass wir alle beim Tanzen in gute Laune geraten werden.

D. Haben Sie bitte keine Hemmungen. Es werden keine tänzerischen Kenntnisse oder Begabungen vorausgesetzt. Mitwirken kann, wer fähig ist rechts und links zu unterscheiden und acht Schritte abzuzählen.

E. Für die Tanzprobe in Frage kommen nur die folgenden **Daten**: 22. und 29 Juni, 6. und 27. Juli, (1.), 17. und 31. August. (Nur bei geeigneter Witterung)

F. Die Tanzprobe wird einzig und allein zum „Plausch“ aller durchgeführt. Sollte der Tanz am 1. August wiederholt werden, dann wäre dies keine Vorführung, sondern eine Einladung an andere, auch mitzuwirken.

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon

Protokoll

der Nachbarschafts-Besprechung vom 23. Mai 1997 bei Karl Klenk an der
Holzmattstrasse 15, 8953 Dietikon.

Vertreten waren die Familien Böschenstein und Hari, Häfliger, Hemri, Hübscher, Klenk, Meier, Schaeren, Schaffhauser und Zortea.

Thema: Unabhängig von der allfälligen Durchführung einer „Quartier-Erstaugustfeier“ soll in einer einmaligen Probe „zum Plausch“ ein einfacher, Spass machender „Erstaugust-Volkstanz“ erlernt werden. Die benötigte Tanzprobe wird an einem trockenen Sonntagnachmittag von 15 Uhr 30 bis etwa 16 Uhr 30 im Garten, Holzmatt 15 als *Fest zur Feier des halbrunden Geburtstags von Karl Klenk* durchgeführt.

Grundsätze und Beschlüsse:

A. Eingeladen ist jedermann. Auch Kinder dürfen mitkommen, zusehen oder vor meiner Haustüre spielen.

B. Der Anlass darf keinen Rappen kosten, d.h. nichts mitbringen, nur kommen und fröhlich mitmachen.

C. Ich garantiere, dass wir alle beim Tanzen in gute Laune geraten werden.

D. Haben Sie bitte keine Hemmungen. Es werden keine tänzerischen Kenntnisse oder Begabungen vorausgesetzt. Mitwirken kann, wer fähig ist rechts und links zu unterscheiden und acht Schritte abzuzählen.

E. Für die Tanzprobe in Frage kommen nur die folgenden **Daten:** 22. und 29. Juni, 6. und 27. Juli, (1.), 17. und 31. August 1997. (Nur bei geeigneter Witterung).

F. Die Tanzprobe wird einzig und allein zum „Plausch“ aller durchgeführt. Sollte der Tanz am 1. August wiederholt werden, dann wäre dies keine Vorführung, sondern eine Einladung an andere, auch mitzuwirken.

G. Wenn an einem der oben genannten Tage die Wiese trocken und der Wetterbericht für den Sonntagnachmittag günstig ist, dann wird man schon am Samstag vorher beim Haus Holzmatt 15 die Schweizerfahne flattern sehen. Wer sie entdeckt, wird höflich ersucht, bei der Alarmierung mitzuhelfen, d.h. Nachbarn, Verwandte und Bekannte einzuladen.

H. Ich hoffe sehr, dass sich alle auf die lustige Tanzlektion freuen.

Der Protokollführer:
Karl Klenk

Karl Klenk
23. 5. 1997.

Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon

Protokoll

der Nachbarschafts-Besprechung vom 23. Mai 1997 bei Karl Klenk an der
Holzmattstrasse 15, 8953 Dietikon.

Vertreten waren die Familien Böschenstein und Hari, Häfliger, Hemri, Hübscher, Klenk, Meier, Schaeren, Schaffhauser und Zortea.

Thema: Unabhängig von der allfälligen Durchführung einer „Quartier-Erstaugustfeier“ soll in einer einmaligen Probe „zum Plausch“ ein einfacher, Spass machender „Erstaugust-Volkstanz“ erlernt werden. Die benötigte Tanzprobe wird an einem trockenen Sonntagnachmittag von 15 Uhr 30 bis etwa 16 Uhr 30 im Garten, Holzmatt 15 als *Fest zur Feier des halbrunden Geburtstags von Karl Klenk* durchgeführt.

Grundsätze und Beschlüsse:

A. Eingeladen ist jedermann. Auch Kinder dürfen mitkommen, zusehen oder vor meiner Haustüre spielen.

B. Der Anlass darf keinen Rappen kosten, d.h. nichts mitbringen, nur kommen und fröhlich mitmachen.

C. Ich garantiere, dass wir alle beim Tanzen in gute Laune geraten werden.

D. Haben Sie bitte keine Hemmungen. Es werden keine tänzerischen Kenntnisse oder Begabungen vorausgesetzt. Mitwirken kann, wer fähig ist rechts und links zu unterscheiden und acht Schritte abzuzählen.

E. Für die Tanzprobe in Frage kommen nur die folgenden **Daten:** 22. und 29. Juni, 6. und 27. Juli, (1.), 17. und 31. August 1997. (Nur bei geeigneter Witterung).

F. Die Tanzprobe wird einzig und allein zum „Plausch“ aller durchgeführt. Sollte der Tanz am 1. August wiederholt werden, dann wäre dies keine Vorführung, sondern eine Einladung an andere, auch mitzuwirken.

G. Wenn an einem der oben genannten Tage die Wiese trocken und der Wetterbericht für den Sonntagnachmittag günstig ist, dann wird man schon am Samstag vorher beim Haus Holzmatt 15 die Schweizerfahne flattern sehen. Wer sie entdeckt, wird höflich ersucht, bei der Alarmierung mitzuhelfen, d.h. Nachbarn, Verwandte und Bekannte einzuladen.

H. Ich hoffe sehr, dass sich alle auf die lustige Tanzlektion freuen.

Der Protokollführer:
Karl Klenk

Karl Klenk
23. 5. 1997.

Unsere 1.-August-Quadrille

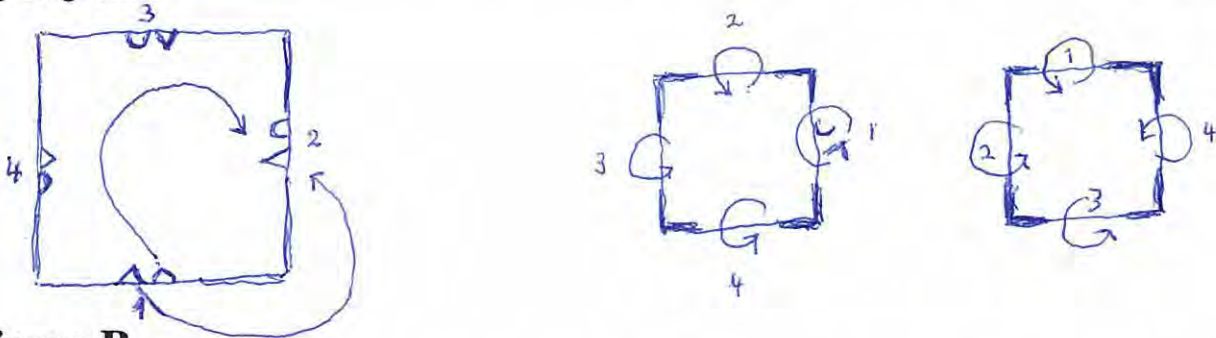
(Eigentlich heisst der Tanz „Windmill“ aus Nordamerika)

Zu diesem „Schweizerkreuz-Tanz“ benötigen wir acht Personen, besser wären vier echte Paare.

Figur A

Sie geht mit 8 Schritten in Mühlenfassung rechts, dreiviertel Umdrehung weit zum nächsten Platz; **Er** geht gleichzeitig auch mit acht Schritten im Bogen nach rechts zu diesem nächsten Platz. Dort wird eine Handtour links mit dem Partner getanzt.

Dieser Vorgang wiederholt sich viermal, so dass alle wieder an ihrem Ausgangsplatz angelangt sind.

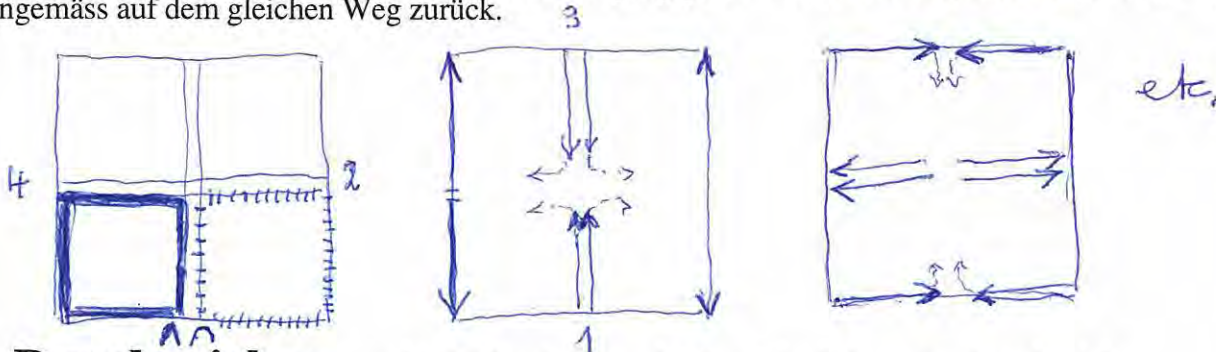


Figur B

Jede Tänzerin hat auf ihrer rechten, jeder Tänzer auf seiner linken Seite ein „Privat-Quadrat“, das beim Durchtanzen dieser zweiten Figur nie verlassen wird. Jede Seite dieser kleinen Quadrate wird nun mit vier Schritten zurückgelegt. Geht man auf jemanden zu, dann tanzt man vorwärts, geht man von jemandem weg aber rückwärts.

Die Paare 1 und 3 beginnen vorwärts zur Mitte der Quadrille, die Paare 2 und 4 gleichzeitig rückwärts auseinander zu deren Ecken. Die Personen, die man antrifft, werden mit den „Innenhänden“ gefasst.

Hat man nach 16 Schritten seinen Ausgangsplatz wieder erreicht, tanzt man diese Figur sinngemäss auf dem gleichen Weg zurück.



2. Durchspiel: Vertauschte Rollen in Figur A; Figur B wie im ersten Durchspiel.

3. Durchspiel: Tänzerinnenmühle rechts und Tänzermühle rechts abwechslungsweise, d.h.

in Figur A: Sie innen Mühle, Er aussen Bogen und Handtour links.....	total 16 Schritte
Sie aussen, Er innen total 16 Schritte
Sie innen, Er aussen total 16 Schritte
Sie aussen, Er innen..... total 16 Schritte .

Figur A, wie im ersten Durchspiel.

Schlussfigur: Acht Schritte Zweihandkreis im Uhrzeigersinn mit „Corner“, acht Schritte Zweihandkreis mit „Partner“, auch im Uhrzeigersinn, anschliessend „Promenade“ um die Quadrille mit Kreuzhandfassung, rechts oben, zum Ausgangsplatz. Dort: Ausdrehen rechts, verbeugen, danken.

Karl Kleink

Karl Klenk, Holzmatt 15,
8953 Dietikon. Tel. 01/ 740 86 87.
(Wenn zu Hause nicht erreichbar, dann
vielleicht im Ortsmuseum. Tel. 01/ 740 48 54).

Dietikon, Mitte Januar 1997

Vorbereitung auf den 1. August 1997

Ich nehme an, dass wir unsern Nationalfeiertag wieder mit einem kleinen Quartierfest feiern werden. Da er dieses Jahr auf einen **Freitag** fällt, und da die Musik- und Volkstanzwoche in St.Moritz¹ erst am 2. August beginnt, kann ich endlich wieder einmal dabei sein.

Zur fröhlichen Unterhaltung möchte ich eine Kleinigkeit beitragen und schon vorher eine einfache Quadrille einüben, zu der wir acht Personen benötigen. Das können lauter Damen sein. Hübscher wären natürlich vier echte Paare. Ich weiss schon längst, dass die Herren etwas schwer zu so etwas zu bewegen sind.² Wir können ohne weiteres auch mit einer grösseren Zahl von mitwirkenden Personen tanzen; acht bilden aber das absolute Minimum. Wenn diese „auf den Geschmack“ gekommen sind, dann lassen sich im Ernstfall, am 1. August, leicht noch weitere Mitwirkende einbeziehen.

Ich beabsichtige, einen Teil meiner Wiese vor meinem Haus zu mähen, sobald trockenes Sommerwetter kommt, so dass an einem schönen Samstag- oder Sonntagnachmittag ein Tanzplatz bereit ist. Alsdann könnten wir eine Tanzprobe durchführen. Ich bitte die Frauen Schaeren, Hegnauer, Kubli, Triaca, Meier, Zortea, etc.... nach Tanzpartnerinnen und Tanzpartnern Ausschau zu halten, und an dem noch zu bestimmenden Tag um 15 Uhr in meinen Garten zu kommen. Nur keine Angst und keine Hemmungen! Wer gehen, rechts und links unterscheiden und auf acht zählen kann, der ist auch fähig, den einfachen und lustigen vorgesehenen Volkstanz zu tanzen.

Recht herzliche Grüsse.

Karl Klenk

Karl Klenk, Holzmatt 15,
Dietikon.

*Thiessen Am freudel 5 . 740 89 60
entschuldigt sich*

H Lienhard Am freudel 4 . entschuldigt sich

¹ In der St.Moritzerwoche kann ich unmöglich fehlen, da ich sie 1965 „erfunden“ und auch jahrzehntelang selbst organisiert und geleitet habe. Die Teilnehmerzahl beträgt in der Regel mehr als hundert Tänzerinnen und Tänzer, die jeweils bei Musik und Volkstanz grosse Freude erleben.

² Im Volkstanzkreis Zürich und in St.Moritz beteiligen sich immer mehr oder weniger gleich viele Damen und Herren.

Dietikon, im November 1997

Rundschreiben an die Nachbarn im Holzmattquartier, Dietikon

Dass Sie zu meinem **Geburtstagsfest** in meinen Garten kamen, war für mich eine grosse Freude. Ich danke allen, die mitwirken konnten, ganz herzlich und hoffe, dass ein anderes Mal auch jene mitmachen, die am 27. Juli 1997 verhindert waren. Da der einfache von uns eingeübte Tanz offensichtlich Freude machte, kam ich auf den Gedanken, den bescheidenen Anlass nächstes Jahr zu wiederholen.

Dazu machte Herr Zortea den einleuchtenden Vorschlag, das Gartenfest von etwa 40 Minuten Dauer nicht an einem Sonntagnachmittag, sondern an einem Freitagabend durchzuführen und wenn möglich ausserhalb der Hauptferienzeit.

Ich hoffe, dass Sie alle sich auf die fröhliche Stunde freuen und grüsse Sie recht herzlich



Karl Klenk, Holzmatt 15,
Dietikon.

NOCHBERE

De Nochber sett di Brüeder sie,
settsch mit em d'Sorge träge -
Und gohts em schlächt, gäll stand em bie;
es treit dr Zeis - bringt Säge.

I Huus und Stall cha's Ungfell gäh,
bim Nochber wie bi dir.
Es chönnt e Fürsbrunscht s'Heimet näh -
i ihm, grad wie i mir.

Bis nid schalus uf Glück und Gält !
so wett's de Hergott ha -
und au de Friede uf dr Wält
foht scho bim Nochber a.

(Gedicht von Friedrich Walti, Verlag Dürrenäsch)

G. Wenn an einem der oben genannten Tage die Wiese trocken und der Wetterbericht für den Sonntagnachmittag günstig ist, dann wird man schon am Samstag vorher beim Haus Holzmatt 15 die Schweizerfahne flattern sehen. Wer sie entdeckt, wird höflich ersucht, bei der Alarmierung mitzuhelfen, d.h. Nachbarn, Verwandte und Bekannte einzuladen.

H. Ich hoffe sehr, dass sich alle auf die lustige Tanzlektion freuen.“

Endlich, am 6. Juli 1997, konnte das Fest durchgeführt werden. Als die Fahne flatterte, trug ich meine Harasse vom Keller auf die Wiese und legte Bretter mit Kissen darauf, so dass neben den Gartenmöbeln und Mäuerchen genügend Sitzplätze zur Verfügung standen. Unter meinen schönen Riesen-Sonnenschirm stellte ich das Camping-Tischchen mit Valserwasser, Süssmost, Orangina, Sirup, etc., und die Tonbandanlage montierte ich im Bürofenster. Zur Sicherheit wagte ich noch einige Telefonate, und siehe da, pünktlich waren sechs Personen zur Stelle. Da aber keine weiteren auftauchten, mussten wir leider den Vierpaartanz mit nur sechs Personen tanzen, was auffallend gut gelang, weil kein Partnerwechsel vorkam. Als schliesslich das hochwillkommene vierte Paar eintraf, musste uns leider ein vorher anwesendes Paar wegen einer andern Verpflichtung schon wieder verlassen. Daher tanzten wir nochmals mit drei Paaren, und Herr Zortea, der einen Arm in der Schlinge trug, schaute zu

Er war etwas deprimiert und musste wenige Tage später wegen Herzbeschwerden ins Limmattalspital eingeliefert werden. Da bei ihm einige Herzkranzgefässe Verengungen aufwiesen, die nicht dilatiert werden konnten, wurde er zu mehreren Bypass-Operationen ins Universitätsspital verlegt. Auch Frau Zortea war an unserem Fest etwas niedergeschlagen und meinte nebenbei, sie sei nicht wegen dem Tanz, sondern nur wegen meinem Geburtstag und um mir Freude zu machen in meinen Garten gekommen.

Alle übrigen Teilnehmer äusserten sich aber nur positiv und Herr Zortea machte sogar den einleuchtenden Vorschlag, das Gartenfest ein anderes Mal an einem Freitagabend und ausserhalb der Hauptferienzeit durchzuführen.

Herniaria hirsuta (Behaartes Bruchkraut, Fam. Caryophyllaceae). Vor etwa zwei Jahren wies Herr Professor Elias Landolt auf einem Stadtbotanik-Rundgang vor der St. Peter-Kirche in Zürich auf eine kleine moosartige Pflanze hin, deren Namen ich nicht verstand. Als ich etwa ein halbes Jahr später wieder einmal in der Gegend vorbeikam, schaute ich mir auf der St. Peter-Hofstatt das zwischen den „Bsetzisteinen“ wachsende Pflänzchen genauer an, und schliesslich im Sommer 1997, an einem regnerischen Abend, fand ich am Semperteig, unterhalb der Universität, die genau gleiche Pflanze. Da ich im nächsten Abfall-Container eine saubere Zeitung entdeckte, nahm ich einige Exemplare samt ihren Wurzeln mit. Dank des seit mehreren Tagen anhaltenden Regens, liessen sie sich leicht zwischen den Pflastersteinen herausziehen. Nun gefällt es ihnen auch in Dietikon zwischen den Platten vor meiner Haustüre.

Mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln konnte ich die Pflanze nicht bestimmen, schickte daher ein Stück davon in den Botanischen Garten Zürich und bekam nach etwa zwei Wochen von Oberassistent Rolf Rutishauser diese Auskunft:

„...Sie haben uns zur Bestimmung *Herniaria hirsuta* L., das behaarte Bruchkraut, geschickt (Fam. Caryophyllaceae, Nelkengewächse). Diese Art ist in der Stadt Zürich seltener anzutreffen als das Kahle Bruchkraut (*Herniaria glabra*), das ebenfalls zwischen Pflastersteinen wächst (z.B. im Botanischen Garten vor der ehemaligen Pilzkontrolle). In unserm Herbar existiert von *Herniaria hirsuta* ein Beleg von A. THELLUNG aus dem Jahr 1902: Stadt Zürich, an der Künstlergasse beim Rechberg“....

Beigeheftet war noch eine Kopie aus einem wissenschaftlichen Werk, die auf einer kleinen Schweizerkarte zeigt, wo diese Pflanze bei uns gefunden werden kann: VS. GE. VD. FR. AG. BL. SG. u.a. Offensichtlich macht es auch den Organen des Botanischen Gartens Zürich Spass, wenn sie einem Pflanzenfreund Auskunft geben können. Vor Jahren fragte ich, nach einem sonderbaren Lebewesen, das in meinem Garten aufgetaucht war. Ich dachte, die gallertartige, olivgrüne Masse könnte ein Pilz oder eine Flechte sein. Ich bekam einen vierseitigen Brief, in dem alle Pflanzenkategorien beschrieben wurden, von den komplizierten Blütenpflanzen bis hinunter zu den einfachen Algen. Was ich eingeschickt hatte, war eine Blaualge, und von diesen die primitivste, die keine Zellkerne besitzt, namens *Nostoc commune* zu deutsch „Zittertang“.



INSTITUT FÜR SYSTEMATISCHE BOTANIK UND BOTANISCHER GARTEN
DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

Telefon 01 385 44 11
Telefax 01 385 44 03

Zollikerstrasse 107
CH-8008 Zürich,
Switzerland

Rolf Rutschmann
(Oberassistent)

30.6.57

Sehr geehrte Herr Kleuk,

Sie haben uns zur Bestimmung

Herniaria hirsuta L., das behaarte Bruchkraut
geschickt (Fam. Caryophyllaceae, Nelkengewächse).

Diese Art ist in der Stadt Zürich ~~etwas~~ seltener
anzutreffen als das kahle Bruchkraut (Herniaria
glabra), das ebenfalls zwischen Pflastersteinen
wächst (z. B. im Botanischen Garten vor der ehe-
maligen Pilzkontrolle). In unserem Herbar
existiert von Herniaria hirsuta ein Beleg
von A. THELLUNG aus dem Jahre 1902:
Stadt Zürich, an der Kirschgasse beim

Rechberg.

Mit freundlichen Grüßen

Rolf Rutschmann

317 *Herniária glábra* L.
Fam. Caryophyllaceae

Kahles Bruchkraut

Herniaire glabre
Erniaria glabra

Stengel 5–15 cm, **ästig auf dem Boden ausgebreitet**, wie die Blätter **kahl** oder sehr kurz behaart. **Blätter oval bis lanzettlich**, 3–8 mm lang, sitzend, mit ca. 1 mm langen, trockenhäutigen Nebenblättern. Blüten sitzend, **in Knäueln längs des Stengels**. Kronblätter 5, grünlich, verkümmert oder fehlend. Kelchblätter ca. 0,5 mm lang. Einsamige Schliessfrucht länger als der Kelch.

6–8. Sandige und kiesige Orte, Alluvionen, kollin-montan(-subalpin). CH (fehlt JS), 13+3%.



Europäisch-westasiatisch.
P.133-444-u.
2n=18. (965)

318 *Herniária alpina* CHAIX
Fam. Caryophyllaceae

Alpen-Bruchkraut

Herniaire des Alpes
Erniaria alpina

Ähnlich wie *H. glabra*, aber **Stengel rückwärts-abstehend behaart, Blätter am Rande behaart**, auf den Flächen \pm kahl, Kelchblätter zerstreut behaart. **Blüten kurz gestielt**, Frucht etwa so lang wie der Kelch.

7–8. Feiner Felsschutt, Moränen, Alluvionen, meist auf Kalk, (subalpin-)alpin. VS, nördliches TI, zentrales GR, 5+1,5%.



Mittel- und südwesteuropäisch.
B.242-514-c.
2n=18. (967)

319 *Herniária hirsúta* L.
!! Fam. Caryophyllaceae

Behaartes Bruchkraut

Herniaire velue
Erniaria irsuta

Ähnlich wie *H. glabra*, aber **Stengel, Blätter und Kelch borstig behaart**, Frucht etwa so lang wie der Kelch.

6–8. Sandige und kiesige Orte, Alluvionen, kollin-montan(-subalpin). Zerstreut VS, GE, VD, FR, AG, BL, SG u.a., 2+2%.



Mediterran.
P.123-454-u.
2n=36. (966)

320 *Spergulária rúbra* (L.) PRESL.
Fam. Caryophyllaceae

Rote Schuppenmiere

Spergulaire rouge
Spergularia comune

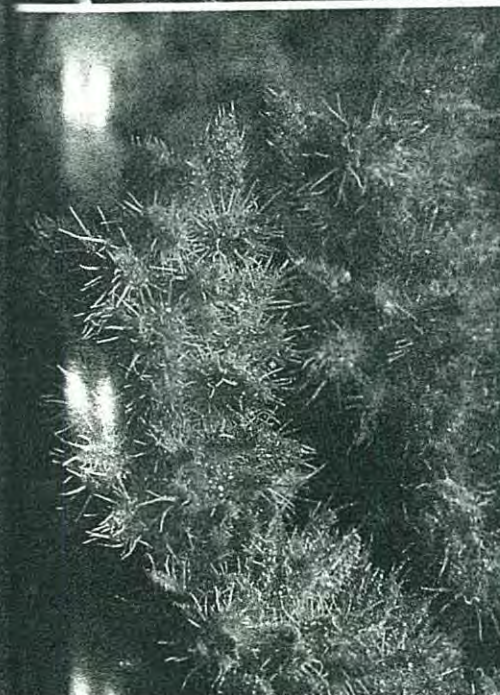
Stengel 5–25 cm, niederliegend bis aufsteigend, oben drüsig behaart. **Blätter gegenständig, schmal-lineal**, bis 2,5 cm lang, **kahl**, mit trockenhäutigen, 2–5 mm langen Nebenblättern und **mit zusätzlichen Blattbüscheln in den Blattwinkeln**. Kelchblätter 3–4 mm lang, drüsig behaart, mit breitem, weisshäutigem Rand. **Kronblätter 5, rosa**, etwa so lang wie die Kelchblätter. Kapsel 4–5 mm lang.

5–8. Sandige Böden, Wegränder, Strassenpflaster, kollin-subalpin(-alpin). CH, 15+5%.



Ursprünglich eurasiatisch(?). U.3w33-433-u.
2n=36,54.
S. campestris Asch. (960)

320a *Spergulária segetális* (L.) Don.f.: Kelchblätter 1,5–2 mm lang, ganz trockenhäutig, mit grünem Mittelnerv. Blüten weiss. Früher JU(Ajoie). Westeuropäisch. U.4w23-442-t. 2n=?



Senioren - Sommerwanderung für Frühaufsteher, (Dienstag, 29. Juli 1997: Bad Ragaz, Kraftwerk Mapragg, Bad Pfäfers, Schlucht, Quelle, Museum).

Von der Bahnstation **Bad Ragaz** aus wanderten wir, d.h. etwa 60 ältere Leute aus Dietikon, auf dem Rheindamm etwa eine halbe Stunde flussaufwärts und stiegen dann recht steil rechts hinauf nach **Pfäfers**, wo im Restaurant Sardona eingekehrt wurde. Ich bestellte statt Kaffee eine Tasse Ovomaltine zum „Znünigipfeli“. Der Hunger war gross, hatten wir uns doch schon um 05.15 Uhr am Bahnhof Dietikon versammelt.

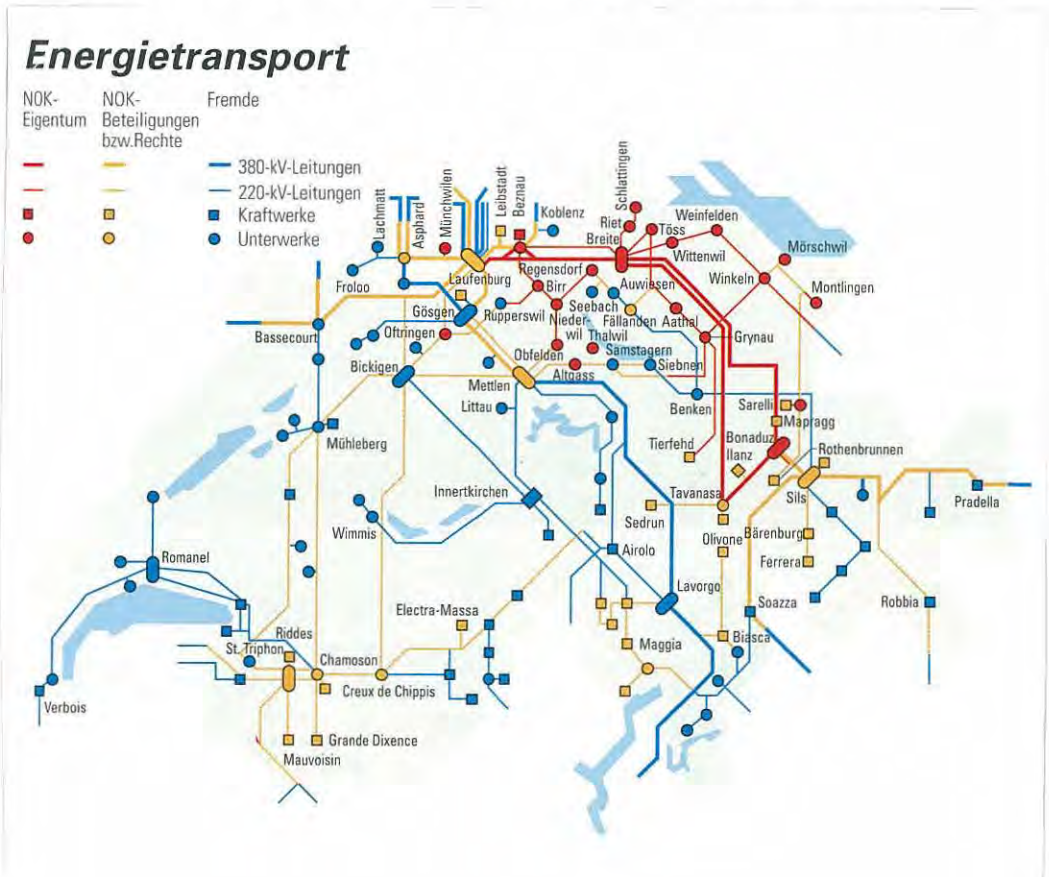
Um nicht auf der Autostrasse wandern zu müssen, bestiegen wir um 09.53 Uhr das Postauto, das uns in zwölf Minuten zum **Riesenkraftwerk Mapragg** beförderte. Unter kundiger Führung wurde in zwei Gruppen die moderne Anlage gründlich besichtigt. Die „Kraftwerke Sarganserland - AG (KSL)“ mit Sitz in Pfäfers wurde am 19. Mai 1961 gegründet. Das Aktienkapital von zurzeit 100 Millionen Franken ist auf die „Nordostschweizerischen Kraftwerke (=NOK, 75%)“ und auf die „St.Gallisch-Apenzellischen Kraftwerke (=SAK, 25%)“ verteilt.

Im Sommer 1971 konnte mit dem Bau der Werkanlagen begonnen werden; die Betriebsaufnahme erfolgte etappenweise im Verlauf des Jahres 1977.

Die Gesamtkosten betragen 626 Millionen Franken.

Aus einem Einzugsgebiet von 159 Quadratkilometern wird das Wasser in zwei Stauseen gesammelt, im oberen „Gigerwald-Mapragg“ und im unteren „Mapragg-Sarelli“. Das Wasser stammt also aus dem oberen Weisstannen-, aus dem Calfeisen- und aus dem Taminatal und wird nach Bedarf genutzt oder von einem Becken ins andere hinaufgepumpt.

Das NOK - Stromnetz ermöglicht den Energieaustausch mit in- und ausländischen Elektrizitätsgesellschaften. Die Besichtigung war in der Tat sehr aufschlussreich.



Die Wanderung über dem Tal führte von Mapragg auf und ab bis **Valens** und von dort hinunter in die Schlucht zur Naturbrücke und zum ehemaligen **Bad Pfäfers**, wo uns um 12.45 Uhr das Mittagessen im prächtigen Festsaal erwartete. Nach der vorzüglichen Verpflegung nahmen wir uns Zeit zur Besichtigung der berühmten Schlucht (in welche früher die Kranken in Körben zum Bad hinuntergelassen wurden) und der Quelle, wo 35/36 Grad warmes Wasser aus der Felswand schießt.

Bad Pfäfers ist seit 1382 urkundlich bekannt. In der Barockzeit erhielt es sein heutiges Aussehen. 1838, nach Auflösung der Benediktinerabtei von Pfäfers, gelangten Quelle und Bad in den Besitz des Kantons St. Gallen. Ab 1840 wurde das Thermalwasser talauswärts geleitet, wo der Weltkurort **Bad Ragaz** entstand. 1969 stellte Bad Pfäfers den Betrieb ein und wurde zwischen 1983 und 1990 restauriert. Heute gehört es der „Stiftung Altes Bad Pfäfers“.

Die reiche Geschichte der Bäder ist im sehr schön eingerichteten Klostermuseum sorgfältig dargestellt und dokumentiert.

Die Benediktinerabtei von Pfäfers wurde 740 gegründet und im Jahr 1838 aufgehoben. 1535 weilte der berühmte Naturforscher, Arzt und Philosoph Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, als erster Badearzt im Bad Pfäfers. Hier schrieb er eine Studie über die Heilwirkung des Thermalwassers. Dem kranken Fürstabt Johann Jakob Russinger widmete er ein ärztliches Gutachten, das noch heute von seinen naturgemässen Heilverfahren Kunde gibt. Die Paracelsus-Gedenkstätte zeichnet Leben und Werk dieses berühmten Gelehrten nach.



Auf einem ziemlich ebenen Weg erreichten wir Bad Ragaz in etwa einer Stunde.

Gerda Hargrave, geb. Geiringer, die **UNICEF-Frau** von Lansdowne, Pennsylvania, lebte 51 Jahre in ihrem Heim in Lansdowne. Sie war am 14. April 1997 achtzig Jahre alt geworden, starb dann aber am 1. Juni 1997 an Krebs der Speiseröhre. Ihren Ehemann **Bill** überlebte sie um vier Jahre.

Gerda sah ihre Lebensaufgabe darin - zu helfen und zu lehren. Sie begann ihre Arbeit beim britischen „Friends Service Committee“ der Quäker, in dessen Büro in **Wien** und arbeitete dann später für diese Organisation in **London** und **Philadelphia**. Es war ihr möglich, Auskunft über den Aufenthalt von Menschen zu vermitteln, die sich vor den Nazis versteckt hielten, so dass ihnen geholfen werden konnte. In den Vierzigerjahren schickte sie Hilfspakete an Freunde in Europa. An ihrem Wohnort in den USA trat sie Gruppen bei, die sich für die Gleichberechtigung der „nichtweissen“ Bevölkerung einsetzten. Gerda verkaufte UNICEF-Karten und UNICEF-Kalender, vertrat viele Jahre lang als „Non-Governmental Observer“ die „Womens International League for Peace and Freedom“ bei den Vereinten Nationen und bei UNICEF in New York, ebenso die „Womens Christian Temperance Union“ und die Quäker.

Wo sie konnte, auch in der Schweiz als Teilnehmerin am Volkstanzkurs „Lihn“, Kerenzerberg, lehrte Gerda Verständnis für die Arbeit der Vereinten Nationen. In Amerika organisierte und leitete sie Busfahrten zur UNO in New York. Mit Diavorträgen weckte sie Verständnis für andere Länder und andere Kulturen, erklärte Lieder und Tänze.

Als ich vor Jahren mit Maria kurze Zeit in New York weilte, kam Gerda extra von Lansdowne, um uns die UNO zu zeigen und um uns Herrn Robert Müller, dem Schriftsteller und Stellvertreter des Generalsekretärs, vorzustellen. Die Unogebäude sind geschmückt mit Kunstwerken, mit Geschenken der angeschlossenen Nationen. In der grossen Halle trafen wir zufällig eine schwedische Fremdenführerin, mit der ich auf Gerdas Wunsch einen Hambo tanzte.

Jedes Jahr zur Weihnachtszeit traf Gerdas Rundbrief bei uns ein.

Die fortschrittliche Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf (bis 1958)

Während meiner Primarlehrerausbildung an der Universität Zürich benützte ich alle Semesterferien, um als Vikar oder als Hauslehrer auf der Primarschulstufe zu unterrichten. Weil aber anfangs der Dreissigerjahre im Kanton Zürich ein akuter Sekundarlehrermangel herrschte, erlaubte die Erziehungsdirektion einem weiteren Lehramtsstudenten und mir, ausnahmsweise sogleich das Sekundarlehrerstudium in Angriff zu nehmen, d.h. uns beiden wurde die damals obligatorische zwei Jahre dauernde Praxis an einer Primarschule geschenkt.

Mein Studium bewältigte ich dann mit Rücksicht auf die Finanzen meiner Eltern im Minimum der Zeit, d.h. schon nach vier Semestern. Ich wollte auf eigenen Füßen stehen, meinen Lebensunterhalt wie alle meine Schulkameraden aus der Sekundarschulzeit endlich selber verdienen. Weiter zu studieren, interessante Vorlesungen und Seminare zu besuchen, das hätte mir zwar noch lange bestens gefallen, und ich spielte damals eine Zeitlang ernsthaft mit dem Gedanken weiter zu studieren, wozu mir auch Professor Theophil Spörri geraten hatte. Ich höre ihn noch heute deutlich sagen: „Wenn Sie nun nach der Prüfung in die Praxis gehen, dann sind Sie für die Wissenschaft verloren.“

Um mir ein vielleicht später doch noch mögliches Linguistikstudium zu ermöglichen erlernte ich insgeheim die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und kaufte in Antiquariaten Lehrbücher für Althochdeutsch.

Unmittelbar nach der Abschlussprüfung konnte ich zwar noch keine Arbeit als Verweser auf der Sekundarschulstufe antreten, denn ich musste vorher noch in die Rekrutenschule einrücken. Ich war nun aber zwei Jahre lang der jüngste Sekundarlehrer im Kanton Zürich. Nach der Rekrutenschule hätte ich sofort eine Stelle in Obfelden-Ottenbach antreten sollen, wo ein Primarlehrer an der Sekundarschule unterrichtete. Während eines Sonntagurlaubs besichtigte ich eingehend den mir bevorstehenden Wirkungsort im „Säuliamt“, der mir sofort sehr gut gefiel.

Doch ach, es sollte nichts daraus werden. Während der Demobilmachung, beim Reinigen und Abgeben des Corpsmaterials in der Kaserne Zürich, rief mich die Erziehungsdirektion ans Telephon, und der Beamte erklärte mir, in Obfelden besorge der Primarlehrer seine Aufgabe zur vollen Zufriedenheit. Der Herr Erziehungsdirektor und die Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf wären mir aber sehr dankbar, wenn ich umdisponieren und mich entschliessen könnte, nach der Rekrutenschule sofort in Dietikon anzutreten, denn dort verlasse ein älterer, kranker Kollege definitiv seinen Posten, so dass ich hier ganz dringend benötigt werde.

Obwohl ich mich sehr auf meine erste Verweserstelle in der schönen Gemeinde Ottenbach gefreut hatte, erfüllte ich gerne den Wunsch der Erziehungsdirektion und der Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf und begann im Herbst 1934 meine Arbeit im neuen Flügel des Schulhauses in Dietikon. Dieses Schulhaus war damals noch das einzige in der Gemeinde.

Mein Vorgänger, Herr Carl Schatzmann, war ein älterer, wohlbeleibter Herr, dem das Treppensteigen beträchtliche Mühe verursachte. Er übergab mir ausser seinem etwa zwanzig Schlüssel zählenden Schlüsselbund das Schülerverzeichnis und liess mich allein mit seinen Schülerinnen und Schülern, die alle beinahe so alt waren wie ich selber. Einführung, Junglehrerbetreuung und ähnliche Starhilfen waren damals noch völlig unbekannt. Mir erging es wie einem Nichtschwimmer, den man unvorbereitet ins tiefe Wasser wirft. Ich wehrte mich kräftig und suchte in Notfällen Hilfe bei den Kollegen und bei der sehr verständnisvollen Sekundarschulpflege.

Schwimmunterricht.

Als ich in den mir zugeteilten Fächern Deutsch, Französisch, Geschichte, Geographie, Zeichnen und Knabenturnen ein gutes halbes Jahr lang kräftig gezappelt und mich über Wasser gehalten hatte, wollte ich bei heissem Sommerwetter ausnahmsweise eine Turnstunde zur Abkühlung in ein Schwimmbad verlegen. Doch ach, die Buben erklärten mir, Dietikon besitze kein Schwimmbad, und in der Limmat zu baden sei streng verboten.

Ich war in Meilen am Zürichsee aufgewachsen, wo es eine Selbstverständlichkeit ist, dass jeder rechte „Seebub“ schon schwimmen kann, wenn er im Alter von sieben Jahren in die Schule eintritt. Als ich der Sache auf den Grund ging, musste ich leider feststellen, dass von allen meinen Sekundarschülern kein einziger schwimmen konnte. Das wollte ich mit der Hilfe der damaligen Sekundarschulpflege so rasch als möglich ändern.

Da ja das Baden in der Limmat verboten war, liess ich mir von den Schülern meiner Turnabteilung das sogenannte „Buebebedli“ zeigen. Sie führten mich von der „Eich“ hinunter zur Reppisch. Der von der Fabrik herkommende Kanal war oberhalb der kleinen Brücke in der Grunschen von den Buben selbst etwas breiter gemacht worden, und im etwa knietiefen Wasser, das von der aufgewühlten Erde ganz braun gefärbt war, tummelten sich einige kleine Buben. Das war also 1935 das sogenannte „Buebebedli“. Für eine Turnabteilung von mehr als dreissig grossen Sekundarschülern war das Dreckloch natürlich viel zu klein. Hier konnten die Schüler unmöglich schwimmen lernen.

Sie zeigten mir daher in der Nähe noch einen zweiten nicht viel grösseren Badeplatz unterhalb des Wasserfalls, dort wo der Kanal in einer dicken Röhre über die Reppisch in den „Marmorweiher“ geleitet wird. Auch hier bestand das ganze Badevergnügen darin, sich gegenseitig anzuspritzen und ins Wasser zu stossen, wobei natürlich ein grosser Lärm entstand.

Etwas weiter oben am Kanal, diskret hinter dichtem Gebüsch verborgen, kühlten sich die laut kreischenden Mädchen mit ähnlichem Planschen und Spritzen. Offensichtlich war die damalige Jugend, im Gegensatz zu mir, mit den Bademöglichkeiten in Dietikon ganz zufrieden.

Als ich traurig sagte: „Hier könnt ihr tatsächlich nicht schwimmen lernen,“ meinte einer meiner Zöglinge: „Weiter oben, nahe bei der Fabrik, ist der Kanal ein Stück weit ganz tief. Dort können Sie gut schwimmen.“ Und ein anderer fügte sofort bei: „Aber lassen Sie sich ja nicht erwischen, sonst bekommen Sie eine saftige Busse.“ Das riskierte ich natürlich nicht, und statt zu einer Schwimmlektion kam meine Knabenabteilung zu einem Waldlauf in der Gegend des heutigen „Brüggliwegs“.

Als ich anlässlich der nächsten Pflugesitzung, an der damals stets alle fünf Sekundarlehrer teilnahmen, mitteilte, dass kein einziger meiner Schüler schwimmen könne, da war die fortschrittliche Sekundarschulpflege sofort einstimmig bereit, bei der Änderung dieses bedenklichen Zustands mitzuhelfen. Mir wurde gestattet, an einigen heissen Sommernachmittagen mit meiner Turnabteilung das neue Terrassenschwimmbad in Wettingen zu besuchen. Die Schule bezahlte die Kollektivtaxe für den Eintritt ins Bad, die Schüler sollten mit ihren Fahrrädern nach Wettingen fahren.

Gross war der Jubel, als ich den Pflugebeschluss meiner Turnabteilung mitteilte. Leider besaßen aber mehrere der Buben kein eigenes Velo und konnten auch bei Verwandten und Bekannten keines auftreiben. Das hatte zur Folge, dass ich jeweils an den ausgewählten heissen Sommertagen um elf Uhr, nach Schulschluss, mit den fahrradlosen Schülern in der Firma „Velo-Wehrli“ an der Zürcherstrasse vorsprach und für die Ärmsten die benötigten Räder mietete. Herr Wehrli war auch so freundlich, jedem die Sattelhöhe genau anzupassen. Zum Glück beherrschten alle einigermassen das Velofahren, und wer noch unsicher war, lernte diese Kunst mit der Hilfe seiner Kameraden in kürzester Zeit.

Damals traf man auf der Hauptstrasse nach Wettingen nur höchst selten ein Auto an, so dass die Fahrt nicht gefährlich war. Wie ein richtiger Veloklub radelten wir in schöner Zweierkolonne dahin, und bei jeder Gelegenheit klingelte der ganze „Verein“ so laut als er nur konnte. Auch die damals verkehrenden Automobilisten machten sich durch lautes und anhaltendes Hupen rechtzeitig bemerkbar. Dieser unnötige Strassenlärm wurde erst viele Jahre später verboten.

Der Schwimmunterricht begann im Nichtschwimmerbecken, und zwar mit Tauchübungen. Als sich alle genügend angespritzt hatten, galt es auf Kommando das ganze Gesicht, später den ganzen Kopf eine Sekunde lang ins Wasser zu tauchen. Natürlich konnte sich keiner der Schüler erlauben zu kneifen, denn seine Kameraden hätten ihn ganz bestimmt gewaltig ausgelacht. Als nächste Übung folgte, immer noch im Nichtschwimmerbassin, das Tauchen, nur zwei oder drei Züge, dem Boden nach, dann möglichst weit, zuerst mit geschlossenen, dann mit offenen Augen.

So wurden die Anforderungen systematisch gesteigert. Jeder Sekundarschüler wurde zum Schwimmer, sogar auch der, welcher von der Kinderlähmung schwer gezeichnet nur ganz gebückt gehen konnte, indem er seine Hände auf sein gelähmtes Knie stützte. Im Wasser war er genau so flink und tüchtig wie seine Kameraden. Als er dies feststellte, da fühlte er sich sehr glücklich und betonte das auch immer wieder. Um wie andere Leute aufrecht gehen zu können, durfte er später sein gelähmtes Bein operieren lassen, so dass es steif wurde, was ihn am Schwimmen keineswegs hinderte..

Für Knaben und später auch für Mädchen wurden an freien Nachmittagen zusätzliche Schwimmlektionen eingeschaltet. Im tiefen Wasser des grossen Bassins für Schwimmer organisierten wir immer wieder spannende Wettkämpfe, auch Mutsprünge aller Art vom Ein- und vom Dreimetersprungbrett. Glücklicherweise passierte auf allen unsern vielen Velotouren und im Terrassenschwimmbad nie ein Unfall.

Auch die Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf freute sich offensichtlich über die raschen Erfolge, und einer der Herren, Herr König, ergriff die Initiative zum Bau eines Schwimmbads in Dietikon.

Rasch war eine dreiköpfige Schwimmbad-Studienkommission gegründet. Sie bestand aus Sekundarschulpfleger Kög, einem Primarlehrer und mir. In der Kiesgrube, wo sich heute die Hofackersiedlung befindet, sollte ein Schwimmbecken ausgegraben werden. Wir gedachten, das benötigte Wasser aus dem in der Nähe vorbeifliessenden Schäflibach herbei zu leiten und etwas weiter unten aus dem Bad wieder zurück in den Bach.

Ein Drittel des etwa zwanzig Meter langen Beckens war für die Nichtschwimmer gedacht, der gut zwei Meter tiefe Rest für die Schwimmer. Um Kosten zu sparen, gedachten wir den Boden des Schwimmbads mit Lehm abzudichten und mit Kies zu überdecken, die Seitenwände mit sogenannten Faschinen, d.h. mit Weidengeflecht zu befestigen. Da man im Hofacker Wassermangel, besonders durch starke Versickerung, befürchten musste, bearbeitete unsere Kommission noch ein zweites Projekt. Statt des Wassers aus dem Schäflibach sollte das der Reppisch genutzt werden.

Für das ersehnte Dietikoner Schwimmbad wählten wir die Grunschenwiese neben dem schon erwähnten „Buebebedli“, wo sich heute in der Flussschleife ein beliebter öffentlicher Spielplatz mit Schaukel, Feuerstelle und WC befindet. Das hier geplante Faschinen-Schwimmbecken wäre nicht nur mit Wasser aus der Reppisch gefüllt worden, sondern zusätzlich auch mit Leitungswasser, das zwecks Erwärmung zuvor über das sonnenbeschienene Blechdach der Umkleidekabinen fliessen sollte. So fortschrittlich und umweltbewusst waren wir schon in den Dreissigerjahren.

Mit unsern laienhaften Beratungen kamen wir aus vielen Gründen nur langsam voran. Auch brach 1939 der Weltkrieg aus, was wegen Aktivdienst der Kommissionsmitglieder zu einem längeren Unterbruch der Arbeiten führte. Als dann schliesslich der Krieg zu Ende war, verlangte 1946 die Gemeindeversammlung dringend den sofortigen Abbruch aller verkehrsbehindernden Festungsbauten im Dorfzentrum. Bunker wurden versenkt oder wie die nutzlos gewordenen Mauern gesprengt. Für das Stehenlassen der weniger störenden Mauern beim Schulhaus offerierten die Militärbehörden der Gemeinde Dietikon 70 000 Franken. Dies schien aber den Dietikonern, besonders dem Baufachmann Berchtold, viel zu wenig.

Dank grosser Einigkeit und Beharrlichkeit gelang es den damals regierenden Behörden schliesslich, dem Militär 105 000 Franken abzutrotzen zwecks Erstellung eines Gemeinde-Schwimmbads. Alle unsere Vorarbeiten wurden liegengelassen, und ein ausgewiesener Schwimmbad-Architekt verwirklichte schliesslich im „Fondli“, wo die Gemeinde bereits Land gekauft hatte, das ersehnte Schwimmbad. Am 28. August 1946 errichtete die Bürgergemeinde Dietikon einen „Badanstaltfonds“ in der Höhe von 100 000 Franken, und am 23. Februar 1947 bewilligte die Gemeindeversammlung einen Kredit von 400 000 Franken. Anfangs 1948 wurden schliesslich auch die versprochenen 105 000 Franken vom Eidgenössischen Militärdepartement ausbezahlt.

Das Bad im Fondli, das wir dank des Stehenlassens eines Mauerteils der Festung Dietikon und eines Bunkers beim Zentralschulhaus verwirklichen konnten, wurde am 25. Juli 1948 mit Ansprachen und einem Jugendfest eröffnet. Wettspiele, Schwimm- und Turnlektionen, sowie Lieder und Volkstänze erfreuten bei schönstem Wetter die im neuen Bad anwesende Festgemeinde. Die Gesamtkosten für das nützliche und wohlgelungene Werk betragen schliesslich 486 523 Franken.

Da Dietikon nun ein schönes, eigenes Schwimmbad und einen Schwimmlehrer besass, wurde der Schwimmunterricht für alle Schüler obligatorisch erklärt. Nur einzelne wasserscheue Kinder, die beim Übertritt in die Oberstufe immer noch nicht schwimmen konnten, mussten weiterhin den Schwimmunterricht besuchen. Heute wird mit dem Schwimmunterricht bereits in der ersten und nicht erst in der vierten Klasse begonnen, so dass sich die Kinder ohne Zeitdruck und spielerisch ans Wasser gewöhnen können.

Schulzahnpflege

Vor dem Zweiten Weltkrieg, d.h. vor 1939, als ich meine Lehrtätigkeit in Dietikon begann, kannte die Sekundarschulgemeinde Dietikon-Urdorf noch keine Schulzahnpflege. Gelegentlich kamen daher Kinder mit geschwellenem Kiefer und mit Zahnweh zur Schule. Ganz vorn, in der ersten Schulbank, sass ein munterer Knabe, der frisch und hübsch aussah, solange als sein Mund geschlossen blieb. Redete oder lachte er aber, dann kam eine ganze Reihe stark angefaulter Zähne zum Vorschein. Sowohl die oberen, als auch die unteren waren rechts und links schwarz und angefressen, was sehr hässlich aussah. Als ich den armen Kerl eines Tages fragte, ob er seine kranken Zähne nicht flicken lassen dürfe, da erklärte er mir, das mache bei ihm keinen Sinn, denn er bekomme ja zur Konfirmation ein ganz schönes neues Gebiss.

Mich beschäftigte die Tatsache, dass damals in Dietikon die Sekundarschulpflege und viele Eltern dem Zahnzerfall der Schüler tatenlos zusahen. Von Meilen, wo ich aufgewachsen war, kannte ich ein zielgerichtetes Vorgehen der Schulpflege gegen dieses Übel. In jedem Schuljahr kam einmal der Gemeindezahnarzt in die Schulklasse und schaute während einer stillen Beschäftigung der Reihe nach jedem Kind in den Mund. Er schritt von Bank zu Bank und diktierte dem Klassenlehrer, was am Gebiss jedes einzelnen Schülers behandelt werden sollte. Einige Tage später bekamen dann alle Eltern mit der Post einen Brief, in dem genau angegeben war, wieviele Zähne ihrer Kinder unbedingt behandelt werden sollten, und was die Gebiss-Sanierung ungefähr kosten werde. Die Schulpflege empfahl den Eltern dringend, die Gebisse ihrer Kinder möglichst bald sanieren zu lassen, denn gesunde Zähne schmerzen nicht, ermöglichen auch das gründliche Kauen, was für eine gute Verdauung und für einen guten Gesundheitszustand sehr wichtig ist.

Ob sich die Schulbehörde auch an den Kosten beteiligte, weiss ich leider nicht. Ich erlebte diese Sache ja als Kind und ohne Interesse für die Kosten der Behandlung. Meine Eltern waren aber glücklicherweise so vernünftig, mich sofort beim Zahnarzt anzumelden, wenn ihnen die Schule von Löchern in meinen Zähnen berichtete.

Da ich wusste, dass die Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf sehr fortschrittlich gesinnt war, wollte ich Unterlagen über den Zustand meiner Klassen beschaffen und dann gut dokumentiert das Problem an der nächsten Pflegesitzung vorbringen. Herr Zahnarzt Dr. Kratz praktizierte im Wohnblock an der Bahnhofstrasse 12, d.h. im gleichen Haus, in dem auch ich damals wohnte. Ich bat ihn, in meine Schulklasse zu kommen, um den schlechten Zustand der Gebisse meiner Schüler festzustellen. Er lachte nur und sagte, das sei gar nicht nötig. Solche Untersuchungen seien schon hundertmal vorgenommen worden. Er verschwende keine Zeit, d.h., er komme nicht in die Schule, denn er könne der Pflege jederzeit bestätigen, dass in Dietikon jedes unbehandelte Kind im Sekundarschulalter mehrere kranke Zähne mit sich herumschleppe.

Diese Aussage genügte mir, und als ich der Schulpflege die Verhältnisse in Meilen und die viel schlechteren Zustände in Dietikon und Urdorf schilderte, da waren die Herren sofort und einstimmig bereit, etwas gegen den Zahnzerfall zu unternehmen.

Die Eltern wurden in einem Rundschreiben aufgefordert, die Gebisse ihrer Kinder untersuchen und sanieren zu lassen. Abgestuft nach der finanziellen Situation der Eltern wurde sogar ein Beitrag an die entstehenden Kosten versprochen. Das war die erste Form der Dietikoner Schulzahnpflege, die sich im Lauf der Jahre mehrmals veränderte und weiterentwickelte. Eine Zeitlang kam ein Bezirks-Schulzahnarzt jedes Jahr für einige Wochen von Zollikon in den dritten Stock des Zentralschulhauses, wo für ihn ein einfacher Behandlungsraum mit Vorzimmer eingerichtet worden war. Offenbar hatte sich auch die Bezirksjugendkommission mit dem Zahnproblem der Schüler im Bezirk Zürich-Land befasst und mit den Gemeinden einen Behandlungsturnus festgelegt.

Es konnte natürlich vorkommen, dass ein Schüler ausgerechnet dann Zahnweh bekam, wenn der Schulzahnarzt nicht in seiner Wohngemeinde praktizierte. Ich erinnere mich gut an eine Fahrt mit dem Velo von Dietikon zum Schulzahnarzt nach Weiningen, die ich mit meinem eigenen noch nicht schulpflichtigen Söhnchen kurz vor Ostern unternehmen musste. Es war anzunehmen, dass der Fachmann für Kinder auch die psychologischen Künste zur Behandlung von Kleinkindern beherrscht. Im Weininger Schulhaus sass der Bub endlich vor dem Zahnarzt im Behandlungsstuhl, hatte vom Fräulein auch die Papierserviette umgehängt erhalten. Doch ach, als der Arzt sich mit seinen furchterregenden Instrumenten näherte, da wollte der Kleine um keinen Preis seinen Mund öffnen. Der geschickte Zahnarzt beherrschte solche Situationen und wusste sich elegant zu helfen. Er bemühte den

Osterhasen, den er eben auf der Wiese vorbeihüpfend gesehen hatte. Weil der Knabe brav die notwendige Behandlung erduldet, durfte er nach dem kurzen Eingriff am Fenster nach dem Osterhasen Ausschau halten.

Die Entwicklung der Schulzahnpflege ging Schritt um Schritt weiter. Neben der Behandlung von entstandenen Schäden wurde deren Verhütung immer wichtiger. Das obligatorische Zähneputzen und Fluoreinbürsten wurde zuerst von den Lehrkräften der einzelnen Schulklassen, später von gut geschulten Dentalhygienikerinnen geleitet und während der normalen Schulstunden durchgeführt. Der Erfolg war offensichtlich. Schulkinder mit verbundenem Kopf und leidendem Gesichtsausdruck sah man keine mehr. Statt wie früher kranke Zähne, bemerkte man immer häufiger allerlei Schrauben, Spangen und Drähte im Gebiss der Kinder, denn die Zahnärzte befassten sich mehr und mehr mit der Korrektur falscher Zahnstellungen.

Schliesslich konnte sogar ein Mädchen beim Austritt aus der Sekundarschule stolz darauf hinweisen, dass alle seine Zähne noch gesund, blendend weiss und unbehandelt waren. Diese Tatsache wurde gebührend gefeiert, und die glückliche Schülerin bekam als Geschenk von der Schulpflege ein wertvolles Buch.

Heute ist die Schulzahnpflege in Dietikon mit eigener Klinik und festen Angestellten voll ausgebaut.

Wintersportlager

Mein Schwager, Werner Altorfer, Primarlehrer in Wetzikon, erzählte mir eines Tages, eine Schülergruppe seiner Gemeinde habe ein sehr schönes Skilager in den Flumserbergen erlebt. Als Unterkunft habe man die Skihütte des Skiklubs Dietikon benützt, im Massenlager auf Stroh geschlafen und am Holzherd selber gekocht.

Zaghaft fragte ich, da ja Kriegszeit war, die Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf an, ob es vielleicht möglich wäre, in der erwähnten Dietikoner Skihütte auch einmal ein Lager unserer eigenen Sekundarschule durchzuführen. Herr Sekundarschulpfleger Strohmeier war sofort von der Idee begeistert und sagte: „Wenn Sie ein solches Lager organisieren, haben Sie unsere volle Unterstützung. Wir hätten schon lange gerne, wie andere Gemeinden, ein solches Lager angeboten, wenn wir eine Lagerleitung gehabt hätten.“

Da ich die Sache vorgeschlagen hatte, musste ich mich wohl oder übel mit dem Lagerproblem befassen. Als der Winter kam, hielt ich Ausschau nach Köchinnen. Meine Frau und deren Schwester waren bereit, auf dem Holzherd der Skihütte für eine Gruppe von etwa fünfundzwanzig Schülerinnen und Schüler zu kochen. Das war recht umständlich.

Zuerst mussten, es war ja Kriegszeit, von den Schülern Mahlzeiten-Coupons und andere Teile der Rationierungskarten, Fett, Teigwaren, etc. eingezogen werden. Diese Coupons verwandelte Herr Hänggi im Rationierungsbüro in Grossbezügercoupons. Meine Frau und meine Schwägerin berieten stundenlang, oft bis nach Mitternacht, die Menüs, was wegen der Rationierung und wegen dem Mangel an Erfahrung recht schwierig war. Die benötigten Lebensmittel wurden dann in Dietikon eingekauft, in Kisten verpackt und in die Flumserberge geschickt. Wohlgesinnter Eltern mit guten Beziehungen zur Landwirtschaft schickten auch Pakete mit Rüebli, Randen, Äpfeln etc. ins Lager, so dass niemand hungern musste.

Da mehrere Schülerinnen und Schüler, die selber keine Skiausrüstung besaßen, auch gerne mitgekommen wären, beschaffte die Sekundarschulpflege rasch einige Paar einfache Eschenski mit Zehenriemen und Alpina-Bindung. Die gewöhnlichen Berg- oder Wanderschuhe konnten damals noch gut zum Skifahren verwendet werden. Was aber jeder Skifahrer, bevor Skilift und Sesselbahn erfunden waren, unbedingt benötigte, das waren damals die Seehunds- oder Plüschfelle.

Endlich waren alle Bindungen kontrolliert und angepasst. Alles klappte bestens, und wir reisten zum ersten Mal fröhlich mit einer Gruppe bestehend aus Dietikoner Mädchen und Knaben nach Flums. Zu Fuss, mit Rucksack und Skiern bepackt, wanderten wir hinauf zum Schnee. Etwa auf halber Höhe konnten schon die fellbespannten Ski an die Schuhe geschnallt werden. Das kam den meisten der Kursteilnehmer ganz sonderbar vor, denn sie waren noch gar nie im Winter im Gebirge gewesen, und einige hatten noch nie in ihrem Leben auf Skiern gestanden.

Als wir endlich müde und abgekämpft die alte Skihütte erreicht hatten, konnten nur die Allerschwächsten ausruhen. Noch bevor die Nacht hereinbrach, mussten die heraufgeschickten Kisten bei der Poststelle abgeholt und ausgepackt werden, und da anfänglich kein fliessendes Wasser aufzutreiben war, wurde am Kochherd sauberer Schnee aufgetaut. Alle halfen beim Aufräumen, Einrichten, Reinigen und Kochen. Ein grosser Junge hielt die Petrollaterne über den Kochherd, damit die beiden Frauen ihren Menüplan lesen konnten und auch sahen, was sie da zubereiteten. Manche Schülerin und mancher Schüler entdeckte bei sich Fähigkeiten im Haushalten und Mithelfen die ihr oder ihm zu Hause ganz unbekannt waren.

Mit vereinten Kräften wurde auch eine möglichst gerechte Tages- und Gruppeneinteilung für die Arbeit, den Skiunterricht und das Freizeit-Hüttenleben besprochen und beschlossen. Jeden Morgen und bei jedem Wetter, so bald es hell wurde, rückten wir zum Skilauf aus. Pisten waren damals noch ganz unbekannt. Wir suchten eine flach auslaufende Stelle in der Nähe, und der Skiunterricht konnte beginnen. Da praktisch niemand die schöne Kunst beherrschte, gab's viel zu tun, bis nur jeder mit der Hilfe der wenigen Fortgeschrittenen den Stemmbogen nach links und nach rechts zustande brachte. Dann folgten die Drehsprünge mit eingestützten Skistöcken, um langsam aber sicher und sturzfrei im gemütlichen Zickzack über einen mehr oder weniger steilen Abhang hinunter zu gelangen. Die höchste Stufe jedoch war damals der elegante Telemark mit gewaltiger Ausfallstellung im Tiefschnee. Der Christiania hingegen und die metallbeschlagenen Skikanten waren mangels Pisten noch ganz unbekannt.

Da wir auch nachmittags bis zum Einbruch der Dunkelheit fleissig übten, konnten besonders in den folgenden Jahren ganz beträchtliche Fertigkeiten erzielt werden, so dass wir grössere Ausflüge bis hinauf zum Spitzmeilen wagen konnten.

Wenn dann jeweils abends alle Arbeiten erledigt und auch alles gut aufgeräumt war, dann sangen wir viele fröhliche Lieder und organisierten lustige Spiele. Radio gab's ja nur in wenigen Familien zu Hause, und das Fernsehen war in der Schweiz noch gar nicht bekannt. Doch die Jungmannschaft verstand es ausgezeichnet, sich selbst zu unterhalten. Ich erinnere mich an einen Abend, an dem sich eine Schülerin und ein Schüler lange Zeit zum Gaudium der übrigen Anwesenden nach Appenzellerart gegenseitig „aufzogen“. Man muss sich das ungefähr so vorstellen: In der Mitte des Hüttenraums setzte sich Susi W. auf einen Stuhl. Ihren Rücken hatte sie halb gegen René S. gewendet, der etwa anderthalb Meter entfernt ebenfalls auf einem Hocker sass, und der seinerseits dem Mädchen den Rücken halb zukehrte. Ganz harmlos begann dann das „Zökle“, indem Susi sagte:

S „Du bisch hüt glaub zimli müed vom Schifaare?“, worauf der Knabe schlagfertig zurückgab:

R „Aber doch nöd halb so müed wi du... Und dir tüend ja alli Chnöche weh.“ Doch Susi gab zurück:

S „Scho lang nümme. Mini Chnöche sind gsünder wede dis Hirni.“

R „Aber i ha wenigstens eis, im Gägesatz zu dir.“

S „Aber was für es abverheits. Häsch ja bi der letschte Franzprüefig nu es drü bis vier gha.“

R „Defür i der Algebra es sächsi. Un du dörfsch ja gar niemerem säge, was du i der Algebra gha häsch.“

Immer mehr Mitschülerinnen und Mitschüler wurden auf das Geplänkel der beiden „zökelnden“ Humoristen aufmerksam. Alle setzten sich im Kreis auf die herbeigeschleppten Hocker und Bänke. Wer keinen Platz mehr fand, der lagerte sich auf dem Hüttenboden. Auch die gesamte Lagerleitung trat herbei und spitzte die Ohren. Über besonders lustige Einfälle gab's immer wieder viel zu schmunzeln und zu lachen. Die Zuhörenden nahmen aber auch gelegentlich Partei für die eine oder andere Seite.

Das Zwiegespräch ging auf diese Weise lange Zeit pausenlos weiter. Nur selten trat eine kleine Stockung ein, dann aber wusste bestimmt jemand aus dem Zuhörerkreis eine Frage, ein Stichwort oder sonst irgend eine weiterführende Bemerkung.

Ich weiss nicht, ob die heute so radio-, CD- und fernsehverwöhnten Fünfzehnjährigen auch noch in der Lage wären, sich ohne irgend ein Hilfsmittel oder Spielzeug vom Nachessen bis zum Schlafengehen, d.h. zwei oder drei Stunden lang, so köstlich und herzerquickend selber zu unterhalten.

Zum Glück waren unsere Skilager stets von gutem, oft sogar von sonnigem Wetter begünstigt. Auch passierte nie ein grösserer Unfall. Stets kamen alle voll interessanter Erlebnisse, braungebrannt und fröhlich wieder nach Hause. Die Lager waren aber anfänglich doch ganz anders als heute. Schrittweise und sorgfältig wurde die damalige Technik des Skifahrens im Tiefschnee erlernt, so wie ich sie aus den Kursen des SAC kannte.

Dann aber wurden in den schönen schweizerischen Skigebieten von Jahr zu Jahr neue Sesselliftnanlagen eröffnet, Pisten entstanden, die Technik des Skilaufs änderte sich. Der Chistiania trat an die Stelle des Tiefschneetelemarks. Die Skiläuferinnen und Skiläufer benötigten eine bessere Skiausrüstung (Ski mit Metallkanten, spezielles Schuhwerk, festere Bindungen). Die Jugend kam auch je länger je mehr mit beträchtlichen Kenntnissen und Fertigkeiten in die Lager, denn sie hatte die Grundbegriffe von Eltern und Geschwistern bei privaten Ausflügen ins Gebirge schon vor dem Schulskilager erlernen können.

Doch ach, in Dietikon lebten auch viele Schülerinnen und Schüler einfacher Familien, die nie die gesundheitlichen Vorteile und die Freuden eines Skilagers oder eines Winterausflugs ins Gebirge geniessen konnten. Leichter als Schnee ist im Unterland ein Eisfeld zu finden. Geschickten Hauswarten und der Gemeinde Dietikon gelang es auch gelegentlich, einen Pausenplatz oder sogar die Spielwiese unterhalb der reformierten Kirche in ein Eisfeld zu verwandeln. Viel leichter als eine teure Skiausrüstung war ein Paar „Örgeli-Schlittschuhe“ aufzutreiben. Auch befinden sich ja die Kunsteisbahnen in Zürich und Urdorf ganz in unserer Nähe.

Mit einigen Kolleginnen und Kollegen der Stadt Zürich besuchte ich mehrere Kurse und erlernte in Zürich, Basel und Engelberg den Eiskunstlauf, und da in Dietikon inzwischen mehrere Lehrkräfte in der Lage waren, die Skilager unserer Gemeinde in den Flumserbergen, in Klosters und Churwalden zu leiten, stellte ich mich der Stadt Zürich viele Jahre lang als Eislauflehrer zur Verfügung, denn dort war stets grosser Mangel an Kunstläuferinnen und Kunstläufern. Mit einem mehr oder weniger immer gleichen Team leitete ich sehr schöne und erfolgreiche Eislauflager in Davos, Samaden, Adelboden und Saas-Grund. Wenn jeweils in einem dieser Lager noch Plätze frei waren, gestattete uns die Stadt Zürich, Mädchen aus Dietikon in die unvollständigen Kurse aufzunehmen.

Es ist sehr aufschlussreich, die Skilager und die Eislauflager miteinander zu vergleichen. Dazu ergab sich eines Tages die Gelegenheit, als wir in Adelboden mit unserm Eislauflager gleichzeitig

wie ein Skilager der Stadt Zürich in derselben Unterkunft wohnten. In unserm Hotel lebten also neben etwa fünfundzwanzig Skisport treibenden Mädchen auch etwa gleich viele junge Eisläuferinnen. Und das war wie Tag und Nacht. Man sah deutlich, dass mit dem Ski ein Sport, mit dem Schlittschuh eine Kunst gepflegt wird. Der Eiskunstlauf bietet, wie z.B. das Klavierspielen, beinahe unendlich viele Möglichkeiten. Jede der verschiedenen Figuren kann vorwärts oder rückwärts, auf der Innen- oder Aussenkante, rechts oder links ausgeführt werden. Da gibt es Einwärts- und Auswärtsbogen, Dreier und Doppeldreier, Gegendreier, Schlangenbogen, Wende, Schlinge und eine Vielzahl von Tanzschritten, Tänzen und Sprüngen. Mit dem Ski ist es zwar möglich in immer wieder neuen Gegenden und auch immer schneller über ein Gelände hinunterzufahren. Doch die Möglichkeiten sind, verglichen mit dem Kunstlauf auf dem Eisfeld, doch sehr beschränkt.

Entsprechend verschieden benahmen sich auch die Kursteilnehmerinnen. Während die Eisläuferinnen abends in ihrem Aufenthaltsraum Blockflöte spielten und Bücher lasen, tollten die Skisportlerinnen mit grossem Lärm im Haus herum.

Langsam änderte sich die Situation in Zürich. Es meldeten sich von Jahr zu Jahr weniger Eisläuferinnen der Stadt Zürich, so dass Dietikon schliesslich den Lagerort Saas-Grund samt dem seit Jahr und Tag gut eingespielten Leiterteam übernehmen konnte. Die meisten Eislauflager waren ein grosser Erfolg. Sie wurden durchgeführt, so lange als eine eislaufende Lehrkraft in Dietikon zur Verfügung stand. Nur ein einziges Mal hatten wir Pech. Es schneite und schneite ununterbrochen, so dass das Eisfeld nicht benützt werden konnte. Wir unternahmen Spaziergänge und Ausflüge, besichtigten Sass-Fee und hofften, der Schneepflug reinige auch das Eisfeld. Doch ach, die vielen Maschinen konnten nicht einmal die Strasse ins Tal öffnen, so dass wir einen Tag länger im Lager bleiben mussten.

Schulmusik-Musikschule

Die fortschrittliche Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf in der Mitte des nun zu Ende gehenden Jahrhunderts ging sofort darauf ein, als ich das Musikproblem zur Sprache brachte. Der Vergleich der Verhältnisse in Wetzikon und im Riedtlischulhaus Zürich mit den Verhältnissen in Dietikon fiel damals sehr zu Ungunsten unserer Schule aus.

In Dietikon und Urdorf waren nur ganz vereinzelte Klavier spielende Sekundarschülerinnen zu finden, während anderswo bereits ganz ansehnliche Schülerorchester mit Streichern und Bläsern existierten. Mit der Hilfe meines Schwagers Werner Altorfer, der damals Primarlehrer in Wetzikon war, beschaffte ich alle möglichen Unterlagen, Anmeldeformulare, Stundenpläne, Jahresberichte etc. der dortigen Musikschule und wanderte damit zu Herrn Sekundarschulpfleger Max Wiederkehr im „Blüemliquartier“, der sich in der Behörde sofort und erfolgreich für die schöne Sache einsetzte, so dass bald ein bescheidener Anfang gewagt werden konnte.

Wer sich für die Vorgeschichte und Geschichte, für all die interessanten Einzelheiten der Entstehung und Entwicklung der Musikschule Dietikon interessiert, der nehme das Neujahrsblatt von Dietikon, Ausgabe 1987, zur Hand. Dort ist alles sorgfältig dargelegt, und es erübrigt sich hier eine Wiederholung.

Wünschenswert wäre allerdings eine Darstellung der Weiterentwicklung unserer Musikschule von 1987 bis heute. Seit kurzer Zeit unterrichten die Dietikoner Musiklehrerinnen und Musiklehrer nicht mehr in verschiedenen Schulzimmern und Nebenräumen der Schulhäuser. Unsere Musikschule verfügt heute über eine wunderschöne Villa, über das ehemalige Doktorhaus an der Bühlstrasse im Zentrum unsere Stadt.

Albert Streich – Dichter seiner heimatlichen Welt

Die Albert Streich-Gedenkfeier vom 6. September 1997 in Thun hat gezeigt, welches Echo dieser Dichter noch auszulösen vermag. Dies hängt hauptsächlich mit der Qualität seiner Texte zusammen, und dazu sollen hier noch einige Gedanken weitergegeben werden. Seine Mundart-Texte umfassen Gedichte (von ihm publiziert in den zwei Bändchen *Underwägs*, 1935, und *Sunnigs und Schattmigs*, 1958), kurze Erzählungen (*Feehnn*, 1948) und Szenisches (*Sunnäsiit's am Rothoorän*, 1934). Die Mundart, in der die Texte verfasst sind, ist diejenige von Brienz im Berner Oberland. Sie wird auch heute noch gesprochen und gepflegt, allerdings versteht die jüngere Generation nicht mehr alle Wörter, die in Streichs Texten vorkommen. Wenn es jetzt des Dichters Absicht gewesen wäre, seine urchige, höchst-alemannische Mundart auszustellen und dazu dörflich-heimatliche Sujets herbeizuziehen, wäre dies unvorteilhaft: Da sich das Brienzendeutsche weiterentwickelt hat, wäre Streichs Dichtung am Veralten, sie hätte nur noch Museumscharakter.

Albert Streichs Anspruch war ein anderer, ein literarischer: In seiner Mundart, die ihm den unmittelbaren, treffenden Ausdruck gewährte, suchte er die Lebensbewältigung an seiner engen, heimatlichen Welt. In seinen Gedichten fällt der Blick meist auf etwas scheinbar Unbedeutendes aus der dörflichen Erlebniswelt, sei dies ein Holunderstrauch, eine Dorfgasse, eine Wiesenblume, ein Schmetterling, ein Vogel oder sogar ein Blatt des Herbstlaubes. Als Beispiel hier das Gedicht über späte Stiefmütterchen im Garten.

Späüti Steifmätterleni

*Steifmätterleni blicjen im Gaarten,
meh bleichi, vermoogget, nid vil,
und esoo hübschli, es täüte si waarten
was wüeterhin wüürdi und wil.
Es gälbs daa, teiff abhi uf der Äärden,
es blaus hie und gelruusleds und mieds,
es bruuntschelligs, glemmts und suscht
Bschwäärden.
Und chuel isch, und vom Bäürg inha zied's.
Und d Sunne schüind nummen no schwechli
dir Näbel wie iüschschechalt's Gold,
und ds Läben ischt wie es grings Brechli
waa l' eitue mma raatsame sollt!*

Die Stiefmütterchen sind nicht in ihrer Pracht des Blühens dargestellt, sondern gezeichnet von ihnen nicht mehr günstiger Jahreszeit und Witterung. Dass sie müde sind, Beschwerden haben und gelähmt sind, könnte beim Lesen leicht Mitleid erregen. Ein solch billiger Effekt des Mitleids mit vermenschlichten Pflanzen ist aber nicht beabsichtigt. Die vermenschlichenden Eigenschaften dienen nur dazu, zur Überhöhung der Situation überzuleiten. Das Gedicht mündet in eine fast plakative Feststellung über das Leben, beziehbar nicht nur auf das Stiefmütterchen- sondern auch auf das Menschenleben: Das Leben ist nur ein kleines Bruchstück, zu dem man trotz allem Sorge tragen soll. Interessant ist, dass die Stiefmütterchen, die den Ausgangspunkt für diese Aussage bilden, nicht in ihrem materiellen Fortkommen, sondern in ihrem Blühen, also etwas Ästhetischem, dargestellt sind.

Einen festen Rahmen in Streichs Texten bilden die Elemente der lokalen Landschaft: Das Dorf, der See, die sie umgebenden Felder und Wälder, die Berge, die alles einrahmen, und die Wolken und der Himmel. Durch sie wird die heimatliche Welt in ihrer Enge bestimmt und in ihnen sucht er die innere Weite auf literarischem Weg zu gewinnen. Dies sei zunächst mit einem Abendgedicht illustriert:

*Induuchlen
 Aabe chunnd
 über Bäärga embrin,
 leid si im Grund
 sanetig hin.
 Liid ubere Wwääldren,
 si gspirren ne chuumm,
 liid ubere Fäldren
 en duuchliga Fluumm.
 Spinnd um mi z ringsum
 und liired mi in.
 Weis nümma, ob i diheimmen
 old wüit, wüit furt bin.*

Neben dem Lautspiel mit «abendlichen» dunklen Vokalen, das wohl auf klassisch-romantische Lyrik-Tradition zurückzuführen ist, fällt die Bewegung des Abends auf, der von oben herabsteigt und allmählich die ganze heimatische Welt füllt. Der Effekt ist aber nicht ein wohliges Einkuscheln in den Flaum der Dunkelheit. Die i-Laute gegen den Schluss des Gedichtes weisen auf einen unvermuteten Ausgang: Im höchsten Gefühl des Geborgenseins im Raum der heimatischen Welt, ganz eingesponnen und eingewickelt vom Dunkel des Abends, ergibt sich dieses Übersteigen des Raums: Er weiss nicht mehr, ob er daheim oder weit weg ist. Der Gegensatz von Heimat und Fremde ist in diesem Moment aufgehoben.

Auch in Streichs Prosa geht es um die heimatische Welt von Brienz und Umgebung. Allerdings wird sie hier jeweils in der Wahrnehmung und im Erleben einer Person, seltener einer kleinen Personengruppe dargestellt.

Da nimmt etwa eine alte Frau das Hereinbrechen des Föhns wahr, von den ersten kleinen Anzeichen bis zum ausgewachsenen Sturm. In einer anderen Erzählung treffen sich zwei Männer in der Morgenfrühe, um zur Arbeit auszurücken. Ein ungewohntes Wölklein am Himmel, das auf ein Unwetter hinzudeuten scheint, lässt sie lange zögern und die feinsten Facetten der Wetterbeobachtung durchspielen, bis sie sich doch zum Aufbruch entschliessen.

In einer hintergründigen Erzählung (Häärdepfel) ist die Hauptperson eine frisch verheiratete junge Frau. Sie ist mit ihrem ersten Kind schwanger und gräbt ausserhalb des Dorfes Kartoffeln. Streich beschreibt anschaulich, wie das Kartoffelgrab vor sich geht, wie die Kartoffeln nach dem Wenden der Erde hell vor

die Füsse der Frau rollen und wie sie sich immer wieder von der schweren Arbeit mit ihrem schweren Leib aufrichten muss und dann über den See hinunter in die Ferne und an den Horizont des Bergkammes schaut. Es kommen ihr Erinnerungen an ihre Mädchenjahre wieder auf, als sie sich ihr Leben anders, leichter vorgestellt hatte. Nun hat sie einen Zimmermann geheiratet und verrichtet schwere Arbeit in Haus und Garten. Doch der Blick über den See hinunter und an den Horizont der Berge hinauf erinnert sie an ihr noch nicht gefundenes Lebensglück:

*Es leekt un schrüsst an eimm wie mid sibe Seilen;
 aber mi chunnd ja glüich nid vom Bode furt.*

Eis i ds ander furd der Chaarscht mid enem mutte Tätsch in di troche Furen, trohled e Ggragleten gälb, rund Häärdepfel der Beeth voor di groblochtege Schue, chrimpt si der

schwärrlochtig Liib soorgelli voorinhi und fligen de d Chuelen über i Wwäldlichorb. Im Fiselgstiid näbefir hed e llichta Wind agfange rruuschen und d Bletter weiggen und lätz machen, das ds wüisser Grienn virha chunnd. Der Wind schmeckt nah abstandennen Häärdepfelstuuden und Häär.

D Beeth sinned in inns inhi:

«Es ischt etz gued eso. I bin es urriewüigs Gschepf, wohl, aber es ischt etz gued eso, wie's ischt. Muetter wäärden - Muetter wäärden.»

Und grabt wüiter.

D Sunnen ischt derwüet em Bitz verabhi ggrickt, es Breesmi gälber woorden, hed greser und duuchler Schätte ggmacht hindrem Beimmen und Stuuden. O d Beeth heigi gwachse, tuucht eina; grooss und still hantierd's mid dem Chaarscht in der äbennen Aarleufwüiti und Sunnen und Schätten mmaalen di künstig Muetter breit und gwichtig us em bruunen Boden uusa.

Beeth, das «unruhige Geschöpf», legt sich zurecht, sie werde ihr Lebensglück in der kommenden Mutterschaft finden. Sie redet sich das zwar eher mit gutem Willen ein, als dass es der zündende Gedanke wäre. Und so gräbt sie eben weiter Kartoffeln. Es ist schliesslich das Spiel von Sonne und Schatten, das sie wachsen und gross werden lässt und sie aus dem braunen Boden heraus malt. Mit diesem Schlussbild macht Albert Streich ästhetisch möglich, was in der Wirklichkeit der geschilderten Situation ein immerwährendes Suchen bleiben wird.

Albert Streich bleibt mit seiner Dichtung ganz in der engen lokalen Welt von Brienz, einer Welt, die ringsum von hohen Bergzügen eingeschlossen ist, gefangen. Seine Suche nach Weite, nach dem unein-

geengten Guten und Schönen geschieht nur innerhalb dieser Welt. Die Möglichkeit des Ausbrechens aus dieser lokalen Welt kommt für ihn nicht in Betracht.

Dies verhielt sich auch in seinem Leben so: Er verliess Brienz nie ernsthaft, obwohl gerade er durch seine Lebensumstände die Enge der dörflichen Welt hart zu spüren bekam. In dieser seiner Welt suchte er etwas, was er so nicht finden konnte. Der Ausweg war, das Gesuchte in der Darstellung dieser Welt, auf der dichterischen Ebene zu finden. Die Wahrhaftigkeit dieses Bemühens ist bei Streich beeindruckend. Er gab auch der Versuchung nicht nach, sich in der Beschreibung der (zahlreichen) Schönheiten dieser Gegend zu erschöpfen. Er wollte sich durch die Darstellung dieser Welt zugleich über diese Welt stellen können.

In dieser Art gestaltete er in der Erzählung Herbscht auch die Begegnung mit dem Thema des Todes. Sie geschieht in der Wahrnehmung und in den Gedanken des päcket (pockenarbigen) Chrigi, eines steinalten Männchens, wie es heisst. Aus der Unruhe und Unfreundlichkeit des Haushalts seiner Schwiegertochter, bei der er aufgenommen ist, begibt er sich an einem schönen Herbsttag hinaus in die Hofstatt und setzt sich unter einen Apfelbaum, von wo er seine heimatliche Welt vom See über das Dorf und bis hinauf zu den Bergen ganz überblicken kann. Zugleich überblickt er auch sein Leben und macht sich Gedanken zum Sterben. Einerseits ist da die Sehnsucht nach etwas Besserem und Leichteren, nach einem Ort, an dem es ihm wohler ist als gerade hier und jetzt. Andererseits stellt er sich das Sterben als etwas Dunkles und Finsteres vor. Es gelingt ihm nicht, beides zusammenzubringen, während er auf der Bank sitzt und grübelt. Dabei schaut er zu den herbstklaren Bergkämmen hinauf und beobachtet, wie unten im Tal die Schatten länger werden. Die Schwiegertochter ruft ihn ins Haus, doch er überhört ihren Ruf. Er nimmt alle Veränderungen des näherrückenden Abends wahr, bis die Sonne untergeht und einen plötzlichen Wechsel von der Helle

zum Dunkel verursacht. Nun ist Chrigi bereit, ins Haus hineinzugehen:

Da steid ds päcket Chrigi vom Bänkli undrem Epfelbeun entli uuf, litz de Rreckichragen hinna uehi wäg em ruuche Lluft und stäckled langsam dervon in di teuwwfrischen duuchlen Beuschätten inhi gäg em Huus zue. Er schmilzt fascht mid der Fiischtri zämen; es ischt, er gääji uf em leschte Wwäg.

Wie mma nen entli voor der Huustir uf der Bsetzi gheerd zuehi tschaarggen, tued ds Ziisi grad d Tir uuf und epfaad nen: «Soo, chuuscht etz? I ha ggmeind, i miessen di no ge rreichen!»

Aber ds Chrigi gheerd niid und merkt no weeniger, das ds Ziisi schier hehns tued; är leuft näb imm bim fiischerren Huustirloch inhi i ds Duuchel und hed de Sin ganz an em andren Oort.»

Hans Rued

Dietikon, 1. Oktober 1995

Co-Op - Zeitung, Redaktion
4002 Basel

Sehr geehrte Damen und Herren.

Wie Sie wissen, suche ich in der Co-Op-Zeitung immer zuerst die **romanische Seite**. Nun aber fand ich leider schon lange keine mehr in Ihrem geschätzten Blatt. Gaben Sie die Unterstützung und Förderung der vierten Landessprache auf, oder darf ich hoffen, dass Sie wieder einmal etwas in **romantsch grischun** abdrucken?

Wenn man anderswo romanische Texte antrifft, stösst man bei der Lektüre meist sofort auf erhebliche Schwierigkeiten, denn in der Regel sind die Mitteilungen in einer der romanischen „**Mundarten**“ abgefasst. Wo immer möglich sollte daher die romanische **Schriftsprache** gefördert werden. Weil sie dies tat, war mir die Co-Op-Zeitung eine zeitlang sehr sympathisch. Ich schätzte es auch, dass jeweils einige seltenere Wörter ins Deutsche übersetzt waren.

Mit der höflichen Bitte, weiterhin das Rätoromanische zu fördern, grüsse ich Sie

recht freundlich.

K. Klenk

Karl Klenk

Holzmatte 15

8953 Dietikon

Das Innen-Syndrom bedroht auch die Mundart

Syndrom ist ein Wort der Medizin, welches eine körperliche oder geistige Verwirrung bezeichnet. Mit einem solchen sprachlichen Syndrom haben wir es zurzeit zu tun, indem Versuche unternommen werden, unsere ererbte Sprache im Sinne einer Verweiblichung umzustülpen. Man soll nicht mehr «Nationalräte» sagen dürfen, wenn man alle Mitglieder des Parlaments meint, sondern richtig wäre nur noch «Nationalräte und Nationalrätinnen».

Zwar ist es mir noch nie vorgekommen, dass jemand, mit dem ich mich in Mundart unterhielt, gesagt hätte «d Schwyzer und d Schwyzerinne», wenn er unser Volk meint. Im natürlichen Gesprächston begnügen wir uns mit einem einzigen Wort und schonen damit unsere Zunge und unsere Gesprächspartner. Auch wenn mein Gegenüber eine «Sie» ist, so verhält sie sich nicht anders. Bis jetzt haben wir also unsere Mundart so gebraucht, wie es in ihr, seit es sie gibt, die Regel ist, aber gegenüber der geschriebenen Sprache sind wir wehrlos. Immerhin gibt es viele Zeitungsredaktionen, die bei diesem Spiel nicht mitmachen.

Anders verhält es sich in den elektronischen Medien, ganz besonders bei DRS. Hier werden die Moderatoren offensichtlich so gedrillt, dass sie bei jeder Gelegenheit dem Innen-Götzen opfern. Da bei DRS 1 mehr als die Hälfte aller Sendungen in Mundart gesprochen werden, ist für die Ausbreitung der Unsitte gesorgt. Ob die «Sprecher und Sprecherinnen» dabei eine besondere Genugtuung empfinden, wage ich zu bezweifeln. Ich habe manchmal eher das Gefühl, dass sie nahe an einem Zungenschlag oder Erstickenanfall sind, wenn sie versuchen, so schnell wie möglich über die leere Formel hinwegzukommen. Ob ande-

rerseits die Hörerinnen dabei ihre besondere Freude haben, weiss ich nicht, auf alle Fälle habe ich noch keine gefunden, die begeistert gewesen wären.

Wie ist es überhaupt so weit gekommen? Von fundamentalistischen Feministinnen ist den Männern eingeredet worden, sie läten den Frauen ein Unrecht und demaskierten sich selbst als Machos, wenn sie sich weiterhin an die bisher in Hochdeutsch und Schweizerdeutsch gültigen Gesetze halten. Dass die Feministinnen sich selbst einen Bärenienst (pardon Bärinnen-Dienst) leisten, indem sie sprachbewusste Männer wie auch sprachbewusste Frauen ärgern, denen sonst Frauenförderung und Frauengleichstellung ein erstes Anliegen ist, muss man ihnen einmal deutlich sagen.

Man muss sich damit abfinden, dass es keine Sprache gibt – die unsere schon gar nicht –, welche konsequent und logisch wäre. Nun kann man Sprachen nicht einfach umbauen. Aus der Geschichte der Orthographiereform wissen wir, was für Kämpfe manchmal um einen einzigen Buchstaben entbrennen.

Der Grundfehler für den Wirrwarr, der aus den Bemühungen um die Feminierung der Sprache entstanden ist, beruht darin, dass die Feministinnen nicht zwischen Genus (grammatisches Geschlecht) und Sexus (physiologisches Geschlecht) unterscheiden können. Tatsache ist nun einmal, dass sich im Deutschen Sexus und Genus völlig sinnlos überkreuzen. Warum heisst es *die* Eule, *der* Uhu, *das* Käuzchen? Warum heisst es *der* Hund, aber *die* Katze? Wie kann *der* Mensch eine Frau sein und *die* Per-

son ein Mann? Warum sind *Weib, Mädchen, Fräulein*, von Natur weiblich, in der Grammatik aber neutrum? Im Plural gibt es dann kein «der», «die», «das» mehr, sondern «die», «sie» und alle Adjektive (vgl. viele) haben nur noch gemeinschaftliches Genus.

Es ist aus heutiger Sicht, da wir ja alle grundsätzlich durchaus für die Gleichstellung der Geschlechter sind, bedauerlich, dass unsere Sprache kein geschlechtsneutrales Pronomen für alle die Fälle entwickelt hat, da wir sowohl «ihn» wie «sie» meinen. Es gibt zwar einzelne Wörter, die dieses Postulat erfüllen, z.B. *Kind, Mitglied, Geschwister, Individuum*. Auch im Plural gibt es keine Unterschiede bei Wörtern wie *Angestellte, Arbeitslose, Geiseln, Deutsche*.

Nun könnten wir ja getreu dem alten Spruch «jedem Tierchen sein Pläsierchen», tolerant sein; und wenn nun jemand lieber sagt, wir seien ein *einig Volk von Schweizerin und Schweizerinnen*, oder man müsse die Bibel umschreiben, da es dort störenderweise heisst liebe *deinen Nächsten*, so solle er (oder sie!)

das eben tun, aber die Sache hat noch eine äusserst ernste, weitreichende und unheilvolle Folge. Wenn wir nur noch schreiben «Schweizer und Schweizerinnen», dann würde die Formel «es gibt sieben Millionen Schweizer» bedeuten, dass dies alles Männer wären. Die Schweizerinnen wären dann eben vergessen, und das Volk würde 14 Millionen zählen. Ein anderes Beispiel ist noch einfacher. Wenn wir schreiben, «die Franzosen trinken Wein», dann würde das bedeuten, dass die Französinnen alle der Abstinenz huldigen. Ist das klar genug?

Ich fühle mich versucht, eine linguistische Abhandlung über Genus und Sexus in der indogermanischen Sprachfamilie – zu der wir gehören – zu verfassen. Es gibt aber eine einfachere, wenn auch etwas hemdsärmelige Methode, um nachzuweisen, was für ein Unsinn uns von den Sprachverstümmelern (pardon – und -innen) abverlangt wird. (Die orthographischen Schnecken tänze mit Schrägstrichen, Bindestrichen und grossgeschriebenen I lasse ich für heute beseite). Beispiele zeigen, wohin es uns führt, wenn wir auf Teufel (und Teufelin) komm raus, an der Sprache herum pfuschen. Gott (und Göttin) sei Dank, wird auch die Modeerscheinung den gleichen Weg gehen wie die Krinoline und der Zopf. Man beantworte folgende Quizfragen: Was für ein Geschlecht hat das Kind, wenn *der* Hausdrache und *die* Büroordonanz heiraten? Wo verbirgt sich der Bräutigam im Wort *Brautpaar*? Warum haben *Geschwister* keine Brüder? Warum spricht man immer noch von Drögeln und nie von *Dröglerinnen*? Dürfen *Fussgängerinnen* den Fussgängerstreifen nicht betreten? Wie kann *eine* Geisel ein Mann sein? Wie lautet die weibliche Form von *Säugling, Geizhals, Bösewicht, Emporkömmling, Taugenichts, Suppenkaspar, Tunichtgut, Springinsfeld, Tausendsassa, Schmalhans, Schwenöter, Hagestolz, Hansdampf, Passagier, Trunkenbold, Griesgram, Morgenmuffel*? Wie lautet die männliche Form von *Kaffeelante, Leseratte, Schwätzbase, Mätresse, Giftschlange*? Gibt es künftig keine Schiffe mehr, die mit *Mann und Maus* untergehen, sondern nur noch solche, die mit *Mann und Frau, Maus und Mäuserich* untergehen?

Arthur Baur

Fünf Minuten Ewigkeit in der Freundschaft

Limmattaler Tagblatt, 15.6.96
Herzliche Grüsse K.K.
Barbara Traber



Ohne Briefpost wäre mein Leben ärmer. Jeden Tag, wenn ich gegen elf Uhr den Briefkasten leere, spüre ich Erwartung und Vorfreude. Hat mir jemand geschrieben? Tage ohne Postzustellung sind langweilig, denn Briefe können wichtig, ja entscheidend sein. Ich meine natürlich nicht geschäftliche Korrespondenz oder Pflichtbriefe, wie man sie früher auf Geheiss der Eltern schreiben musste, wenn man von der Patin ein Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenk bekam, nein, richtige private, intime Briefe. Aber um Briefe zu erhalten, muss man auch Briefe schreiben, und diese Kunst hat heute, wo Leute weltweit im Internet mit unverbindlichen Kürzeln miteinander kommunizieren, beinahe etwas Nostalgisches.

Schon als Schülerin war ich fasziniert von Frau Rath Goethe, Goethes Mutter, die ihr Leben lang einen unglaublichen Briefwechsel pflegte. Wahrscheinlich ist sie unbewusst mein Vorbild geblieben, denn wenn

ich mir vorzustellen versuche, wie viele Briefe ich selbst im Lauf meines bisherigen Lebens geschrieben und (die meisten) verschickt habe, sehe ich nicht mehr über den Berg Papier.

Die ersten Liebesbriefe hin und her: zwei, drei ungeschickte Sätze mit Orthographiefehlern auf Zettel gekritzelt, errötend gefunden oder zugesteckt bekommen und heimlich gelesen, nachts unter das Kopfkissen gelegt. Später richtige Liebesbriefe; wie viele habe ich geschrieben und abgesandt, wie viele nicht abzuschicken gewagt? Viele, die ich erhielt, habe ich längst weggeworfen oder sogar ganz dramatisch verbrannt; andere habe ich aufbewahrt, um sie später einmal wiederzulesen und dabei all meine Gefühle von damals, als ich zwanzig oder dreissig war, noch einmal zu durchleben.

Meine erste Brieffreundin lebte in Finnland. Sie hiess Helmi, hatte blon-

de Zöpfe, und ich wollte sie unbedingt einmal besuchen. Ihr Foto ist irgendwo in einem alten Album eingeklebt, doch unsere Korrespondenz hörte eines Tages einfach auf. Hunderte von Briefen schickte ich an Freundinnen, Eltern und Geschwister, als ich zum ersten Mal im Ausland lebte und versuchte, auf diese Weise mit ihnen meine aufregenden Erlebnisse zu teilen, die meisten damals noch von Hand geschrieben.

Ein halbes Leben in Briefen – ganze Briefromane, wenn ich Kopien davon gemacht hätte, aber sie entstanden aus einem spontanen Mitteilungsbedürfnis heraus; dass ich mich gleichzeitig im Schreiben übte, merkte ich kaum. Noch heute mache ich selbstverständlich keine Kopien meiner Privatbriefe, es sind Unikate, selbst wenn ich aus Zeitgründen fast alle auf der Schreibmaschine tippe und nur noch die Anrede und Grüsse von Hand dazusetze, damit sie doch noch eine persönliche Note bekommen.

*

Kennen Sie das auch? Sie erhalten ganz überraschend oder unverhofft einen Brief, der Sie aufwühlt oder der geradezu nach Antwort schreit? Dann hilft nur eines: sich sofort hinsetzen und zurückschreiben, eintauchen in Wörter und Sätze, all das, was man sagen möchte, möglichst direkt ausdrücken.

Es gibt aber auch die andern Briefe, jene, die oft wochen- oder sogar monatelang in einer dicken Mappe Unerledigtes auf meinem Schreibtisch liegen und auf die ich zwar gern ausführlich eingehen möchte, doch zur zeitaufwendigen Beantwortung einfach nie die nötige Ruhe finde, bis sie so alt sind, dass ich sie mit einer Entschuldigung über mein langes Schweigen beginnen muss, das mir aber zum Glück meist niemand übelnimmt. Wieder andere Antworten, schwierige Briefe, zögere ich hinaus, bis ich spüre, dass der richtige Moment zum Schreiben gekommen ist.

Noch heute erlebe ich immer wieder für eine kurze intensive Zeit oder über Jahre und sogar Jahrzehnte hinweg Brieffreundschaften, häufig mit Menschen, die weit weg leben und die ich vielleicht nie sehen werde, obschon ich es mir oft wünsche. Wir sind uns aber in den Briefen manchmal auf wunderbare Art sehr nahe, wie es vielleicht bei einer Begegnung von Angesicht zu Angesicht nicht möglich wäre, jedenfalls nicht so offen. Briefe dieser Freundinnen und Freunde – ja, es gibt tatsächlich auch viele Männer, die Briefe schreiben! – treffen sehr oft genau im richtigen Moment ein: dann, wenn ich sie brauche; sie geben mir neuen Schwung, Zuversicht und Trost oder zumindest das Gefühl, verstanden zu werden, und ich lese sie als Botschaften von Freundschaft, Zuneigung und gegenseitigem Vertrauen.

*

Ich hoffe, auch im nächsten Jahrhundert werden Briefe geschrieben, mit Tinte, Kugelschreiber oder PC, auf alle möglichen Arten Papier, mit Spuren von Lippenstift, mit Gerüchen und Düften, Briefe, die man ungeduldig aufreisst, berührt, mit sich herumträgt, Briefe voller Geheimnisse, die man nicht mit anderen teilen mag.

Frankreich hat erstaunlicherweise am 11. Mai unter dem Patronat des Kulturministeriums zum ersten Mal den «Tag des Briefes» begangen, der unter dem Motto «Ecris-moi une lettre» von der Post initiiert wurde. Eines der schönsten Briefe, die ich kenne, hat Antoine de Saint-Exupéry im Mai 1944, wenige Monate vor seinem Tod, an Yvonne de Rose geschrieben. Am Schluss heisst es dort: «Deshalb, Yvonne, liebe Yvonne, bin ich gekommen, um ganz sachte in diesem Brief spazierenzugehen – in einem Brief, der nicht viel bedeutet und zweifellos sehr unleserlich ist (ich bin zu alt, um meine Handschrift zu verbessern). Doch das ist gar nicht so wichtig. Ich bin nur gekommen, um mich für fünf Minuten Ewigkeit in der Freundschaft niederzulassen. Es lohnt sich nicht, mir zu antworten; ich glaube, die Briefe erreichen nie dieses verlorene Land, aber ich komme bald über Algier. Dann telefoniere ich. Ein Flugzeug startet. Ihm vertraue ich diese Zeilen an.»